B II 6139

Landesbibliothek Coburg (70)
022002530512

Landesbibliothek
Coburg

S 3116
15148
a'
39

Johann Jakob Rousseau's,
Bürgers zu Genf,
Philosophische Werke.

Erster Band.

H.S.C. BIBLIOTHEK COBURG

Aus dem Französischen übersezt.

Reval und Wesenberg,
bey Albrecht und Compagnie. 1779.

Landesbibliothek
Coburg

Meinem Freund,

Herrn

Philipp Jakob Otto,

Französischen Gesandtschaftssekretär

zu Venedig

gewidmet

von

dem Uebersetzer.

Vorbericht.

Rousseaus Werke sind bisher nur einzeln übersezt worden. Dies brachte mich auf den Gedanken, die eigentlichen philosophischen Schriften, dieses einzigen großen Schriftstellers Frankreichs, dem deutschen Publiko in einer vollständigen Sammlung zu liefern. Die Streitschriften, welche bey Gelegenheit der ersten Abhandlung entstanden, und die in der französischen Edition mit eingerückt sind, habe ich weggelassen, weil ich blos das liefern wollte, was Rousseau geschrieben hat; übrigens sind die wichtigsten Einwürfe in den Antworten des Verfassers mit eingerückt.

Wie viel die Welt an diesem Edlen verlohren, kann nur derjenige recht fühlen, welcher von dem Lesen seiner Schriften durchdrungen, Tugend und Wahrheit zu der einzigen Richtschnur seines Lebens erwählt. — Seine vielfachen Leiden können den Freund der Tugend aufrichten, wenn die Welt ihn verfolgt, und er beginnt zu wanken. — Eine Belohnung kann dem Tugendhaften nicht entgehen; es ist diese: daß nach errungener Palme die Welt seinen Werth erkennet, und jedes Herz ihm reuig nachruft: Vergieb uns edler Mann, daß wir dich so verkannt haben!

der Uebersetzer.

Abhand-

Abhandlung

über die Frage:

Ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beygetragen hat?

Eine Preisschrift, welche den im Jahr 1770 von der Akademie zu Dijon ausgesezten Preis erhalten hat.

Von einem Bürger zu Genf.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.
Ovid.

Vorbericht.

Diese Frage ist eine der wichtigsten und schönsten, welche jemals abgehandelt worden. Man erwarte hier keine metaphysische Spitzfindigkeiten, welche seit einiger Zeit alle Theile der Litteratur erfüllt, und wovon sogar die akademischen Programmen selten frey sind; es betrift hier eine derer Wahrheiten, welche mit dem Wohl des ganzen Menschengeschlechts genau verbunden sind.

Ich sehe voraus, daß meine Meynung schwerlich wird gebilligt werden. Da ich dasjenige, was

die

die ganze Welt bewundert, herunterzusetzen suche, so kann ich nichts als ein allgemeines Mißfallen erwarten; und der Beyfall einiger Weisen, sichert mich nicht gegen das Publikum. Auch ist mein Entschluß gefaßt; ich suche weder den schönen Geistern, noch den Leuten nach der Mode zu gefallen. Es wird zu allen Zeiten Leute geben, welche nur nach der Denkungsart ihrer Gesellschaft zu urtheilen gewohnt sind. Derjenige spielt heutzutag den Freygeist und den Philosophen, welcher nach den nemlichen Bewegungsgründen, zur Zeit der Ligue, ein Schwärmer gewesen wäre. Für solche Leute darf man nicht schreiben, wenn man sich überleben will. Noch ein Wort, und ich endige. Nicht stolz auf die Ehre, so mir widerfahren, hatte ich diese Abhandlung, nach ihrer Einsendung, ganz umgearbeitet, und so stark vermehrt, daß beynahe ein andres Werk daraus entstanden wäre; jezund glaube ich verpflichtet zu seyn, sie wieder in dem Zustand, worinn sie gekrönt worden, der Welt vor Augen zu legen. Einige Anmerkungen habe ich zugesezt, und zwo Vermehrungen stehen lassen, welche leicht zu erkennen, und die die Akademie vielleicht nicht gebilligt hätte. Die Billigkeit, die Hochachtung und die Erkenntlichkeit, erfordern diese Nachricht von mir.

Ab=

Abhandlung

über die Frage:

Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Verbesserung der Sitten beygetragen habe?

Decipimur specie recti.

Haben sich unsre Sitten durch die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften verschlimmert oder verbessert? Dies ist hier zu untersuchen. Welcher Meynung soll ich beypflichten? Derjenigen, meine Herren, welche einem rechtschaffenen Mann zukömmt, der nichts weis, und sich nicht minder schäzt. —

Ich gestehe es, es wird schwer seyn, dasjenige, was ich zu sagen habe, mit dem Richterstuhl zu vereinigen, vor welchem ich erscheine. Wie unterstehe ich mich, vor den Augen einer der gelehrtesten Gesellschaften Europens die Wissenschaften zu verachten; in einer berühmten Akademie der Unwissenheit eine Lobrede zu halten, und die Verachtung der Studien mit der Hochachtung gegen wahre Gelehrte zu vereinigen? Ich sah alle diese Widersprüche, und fühlte mich nicht abgeschreckt. Ich

verachte nicht die Wissenschaft, sagte ich zu mir selbst; die Tugend ist es, welche ich vor tugendhaften Personen vertheidige. Die Redlichkeit ist dem rechtschaffnen Mann noch lieber, als die Gelehrsamkeit dem Gelehrten. Was habe ich also zu befürchten? Die erleuchtete Gesellschaft, von der ich spreche? Es ist wahr; aber auch dies nur wegen der Form dieser Abhandlung, nicht wegen der Meynungen des Schriftstellers. Billige Regenten haben sich in zweifelhaften Fällen öfters selbst verdammt; und die vortheilhafteste Lage für eine gerechte Sache, ist diejenige, wenn eine weise und aufrichtige Gegenparthey in ihrer eignen Sache Richter ist. Zu diesem Bewegungsgrund kömmt noch ein andrer, welcher mich bestimmt: da ich nach meiner natürlichen Erkenntnis die Wahrheit zu vertheidigen suche; so bleibt mir, wenn ich auch keinen Beyfall finde, eine Belohnung; und diese finde ich in meinem Herzen.

Erster Theil.

Es ist ein großes und würdiges Schauspiel, den Menschen zu sehn, wie er durch eigne Kräfte aus dem Nichts hervorgeht; wie er die Finsternisse, mit welchen er von Natur umgeben, durch das

Licht

Licht der Vernunft zertheilt; sich gleichsam über sich selbst erhebt; mit seinem Geist in den Regionen des Himmels herumirrt, und gleich der Sonne mit Riesenschritten den unermeßlichen Raum des Weltalls durchwandert; noch weit größer und wichtiger aber ist, zu sehn, wie er in sich selbst zurückkehrt, um den Menschen, seine Natur, seine Pflichten und seine Bestimmung aus sich selbst zu erforschen. Alle diese Wunder haben sich seit einigen Zeitaltern erneuert.

Europa war in die dickste Unwissenheit der ersten Zeiten zurückgesunken. Die Völker desjenigen Welttheils, welcher heutzutag der aufgeklärteste ist, lebten noch vor einigen Jahrhunderten in einem Zustand, der ärger war als die Unwissenheit selbst. Ein gewisser unverständlicher Wortkram hatte die Stelle der Wissenschaften eingenommen, und sezte ihrem Wiederaufkommen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Es mußte eine gänzliche Revolution erfolgen, um den Menschen zur gesunden Vernunft zurückzuführen; sie kam endlich, und zwar von einer Seite, wo man es sich nicht vermuthet hatte. Der dumme Türke, dieser geschworne Feind der Wissenschaften, war es, der sie unter uns wieder aufweckte. Durch den Umsturz des griechi=

griechischen Kayserthums kamen die Ueberbleibsel des alten Griechenlandes wieder nach Italien; Frankreich eignete sich nachher diese kostbaren Reste zu. Aus den Schriften erfolgten bald nachher die Wissenschaften; man vereinigte mit der Kunst zu schreiben, die Kunst zu denken; eine Fortschreitung, welche zwar sehr fremde, aber nicht weniger natürlich ist; und alsdann fieng man an, den wahren Werth der Wissenschaften zu erkennen, indem der Mensch durch sie geselliger wurde, und von einer edlen Begierde beseelt, durch würdige Werke des Geistes den allgemeinen Beyfall seiner Mitgeschöpfe zu erhalten trachtete.

Der Geist hat, so wie der Leib, seine Bedürfnisse; die leztern dienen zur Befestigung, die erstern zum Vergnügen der Gesellschaft. So wie eine weise Regierung und Gesetze die allgemeine Sicherheit und das Wohl des Menschen gründen; so machen ihn Künste und Wissenschaften, auf eine weniger auffallende aber gewissere Art, geneigt, die Fesseln der Gesellschaft zu tragen; sie vertilgen in ihm nach und nach jenes ursprüngliche Gefühl der Freyheit, für welche er scheint geboren zu seyn; sie machen ihm seine Sklaverey angenehm, und bilden aus ihm endlich den gesitteten Bürger. Die

Noth-

Nothwendigkeit schuf den Thron; Künste und Wissenschaften haben ihn befestigt. Mächte der Erde, verehrt die Wissenschaften, und beschüzt diejenigen, so sie befördern! (*) Gesittete Völker, befördert sie! Glückliche Sklaven! ihnen habt ihr den feinen Geschmack zu verdanken, auf den ihr so stolz seyd; diese Geschmeidigkeit des Charakters, diese Artigkeit der Sitten, welche man in eurem Umgang wahrnimmt, und mit einem Wort, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon wirklich zu besitzen.

Durch

(*) Die Fürsten sehen gemeiniglich unter ihren Unterthanen denjenigen Geschmack an Künsten und überflüßigen Bequemlichkeiten, wodurch das Geld im Lande bleibt, mit Vergnügen herrschen. Denn ausserdem, daß dadurch jene Schwäche der Seele, welche sie zur Sklaverey so geschickt macht, genährt wird, wissen sie auch gar zu wohl, daß jedes überflüßige neue Bedürfniß, welches sich der Pöbel schaft, eben so viele neue Ketten sind, die ihn fesseln. Als Alexander die Ichtyophagen unter seiner Bothmäßigkeit erhalten wollte, zwang er sie, den Fischfang zu verlassen, und sich mit den allgemeinen Lebensmitteln aller andern Völker zu nähren. Die amerikanischen Wilden, welche nackend gehn, und von der Jagd leben, konnten nie bezwungen werden. Und was für ein Joch sollte man Menschen auflegen, die nichts brauchen?

Durch diese gefällige Artigkeit, welche um desto angenehmer ist, je weniger sie scheint sich zeigen zu wollen, zeichneten sich sonst Rom und Athen, in den Tagen ihres so sehr gepriesenen Glückes, vor allen andern aus; und eben dadurch wird sich unser Jahrhundert und unsre Nation vor allen Zeiten und Völkern auszeichnen. Ein philosophischer Ton, ohne Pedanterie; natürliche und zuvorkommende Manieren, gleichweit entfernt von deutscher Steifigkeit und italiänischer Gauckeley: dies sind die Früchte des guten Geschmacks, welchen man sich durch beständigen Fleiß und Umgang mit der Welt erworben hat.

Wie gut ließe es sich unter uns leben, wenn das äusserliche Betragen immer der Abdruck der Seele wäre; wenn Sittlichkeit Tugend wäre; wenn unsre Grundsätze uns zur Richtschnur dienten; wenn wahre Philosophie mit dem Titel eines Philosophen unzertrennlich wäre! Allein so viele Eigenschaften finden sich selten beysammen, und die Tugend erscheint selten mit solchem Gepränge. Reichthum und Pracht zeigen einen Mann von Vermögen an, und Zierlichkeit einen Mann von Geschmack. Den gesunden und starken Mann erkennt man an andern Kennzeichen: nur unter dem

bäurischen Kittel des Taglöhners, nicht in den vergoldeten Zimmern des Hofmanns, findet man Kraft und Stärke des Körpers. Die Tugend ist die Kraft und Stärke der Seele und gleichweit von Pracht entfernt. Der rechtschaffne Mann pflegt gleich den Athleten nackend zu kämpfen; er verachtet diese Zierde, welche nur den Gebrauch der Glieder verhindern, und die größtentheils nur erfunden worden, um gewisse Mängel zu verstecken.

Ehe unser äußerliches Wesen durch die Kunst verändert und wir unsre Leidenschaften künstlich zu verbergen erlernt hatten, waren unsre Sitten zwar rauh, aber natürlich, und die Veränderung des Charakters offenbarte sich zugleich mit der Veränderung der Lebensart. Der Mensch war vorher zwar nicht besser, man fand aber seine Sicherheit in der allgemeinen Aufrichkeit der Gesinnungen; und dieser Vortheil, welchen man heutzutag verkennt, bewahrte sie vor vielen Lastern.

Heutzutag aber, da man durch spitzfündige Untersuchungen und einen übertrieben verfeinerten Geschmack die Kunst zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine niedrige und betrügliche Einförmigkeit, und alle Gemüther scheinen

nen nach einem Muster gebildet zu seyn: immer erfordert die Höflichkeit und gebietet der Wohlstand; immer folgt man angenommenen Gebräuchen, und niemals seiner Neigung. Man darf sich nicht mehr zeigen, wie man ist; und unter diesem beständigen Zwang handeln alle Menschen, welche in Gesellschaft leben und in gleichem Verhältnis stehn, immer einförmig, wenn nicht mächtigere Bewegungsgründe sie davon abhalten. Man weis also niemals recht, mit wem man zu thun hat; man muß also, um seinen Freund zu prüfen, außerordentliche Gelegenheiten erwarten; das heißt: man muß warten, bis es nicht mehr Zeit ist; denn eben bey solchen außerordentlichen Fällen sollte man ihn schon vorher gekannt haben.

Welcher Schwarm von Lastern wird nicht diese Ungewißheit begleiten? Es giebt also keine wahre Freundschaft, keine wahre Achtung, kein festes Zutrauen mehr. Argwohn, Mißtrauen, Furcht, Zurückhaltung, Haß und Verläumdung, werden sich ewig unter diesem betrügerischen Schleyer der Höflichkeit, dieser gepriesenen Feinheit der Sitten, verstecken, welche wir der Aufklärung unsres Jahrhunderts zu danken haben? Der Name des höchsten Wesens wird nicht mehr durch Flüche und

Schwüre

Schwüre gemißbraucht werden; dafür wird man ihn durch feine Spötterey entheiligen, ohne daß unser zartes Gehör dadurch beleidigt werde. Man wird sich nicht mehr selbst rühmen; dagegen wird man andere heruntersetzen. Seinen Feind wird man nicht mehr offenbar beleidigen; dafür ihn insgeheim verläumden. Der Nationalhaß der Völker wird verlöschen, zugleich aber auch die Liebe zum Vaterland. Eine schädliche Zweifelsucht wird an die Stelle der Unwissenheit treten. Ausschweifungen werden verdammt, und Laster verachtet werden; andre aber den Namen der Tugend erhalten, und man wird sie entweder wirklich oder doch zum Schein annehmen müssen. Man rühme mir, wie man will, die Mäßigkeit unsrer Weisen; ich halte sie für eine ausstudierte Unmäßigkeit, welche eben so wenig zu loben ist, als ihre angenommene Simplicität. (*)

Die

(*) Montagne sagt: „Ich spreche und streite gerne mit „einigen Personen allein; denn den Großen zum „Schauspiel zu dienen, und seinen Witz und Ge„schwätzigkeit vor ihnen auszukramen, halte ich für „ein, einem ehrlichen Mann unanständiges Ge„schäfte. Lezteres ist die Hauptbeschäftigung aller „unsrer schönen Geister, ausser einem.

Dieses ist also die Reinigkeit unsrer Sitten; auf solche Art sind wir vollkommener geworden. Man untersuche nun, wie viel Künste und Wissenschaften zu diesem heilsamen Werke beygetragen haben. Man erlaube mir nur eine Bemerkung: sollte ein Bewohner irgend eines andern Welttheils von unsern Sitten, von dem Zustand der Wissenschaften, von dem Fortgang der Künste, von der Sittlichkeit der Schauspiele, von der Artigkeit unsers Betragens, von der Annehmlichkeit unsers Umgangs, von unsern beständigen Freundschaftsversicherungen, und von diesem Haufen von Menschen, von allem Alter und Stand, welche von Morgen bis auf den Abend mit nichts anders beschäftigt zu seyn scheinen, als einandern zu dienen, sich einen Begriff machen wollen; so würde nach meinem Erachten dieser Fremde gerade das Gegentheil von unsern Sitten denken.

Wo keine Ursache ist, ist keine Würkung; hier aber ist die Würkung gewiß, und das Verderben augenscheinlich; unser Geist ist herabgesunken, jemehr Künste und Wissenschaften emporstiegen. Soll man dieses nur blos für ein ungünstiges Schicksal unsrer Zeiten halten? Nein, meine Herren, die Uebel so aus einer eitlen Wißbegierde entstehn,

sind

sind so alt als die Welt. Die Ebbe und Flut des Meers ist niemalen dem Mondeslauf regelmäßiger unterworfen gewesen, als Sitten und Rechtschaffenheit dem Fortgang der Künste und Wissenschaften. Die Tugend entfernte sich von uns, je nachdem sie sich unter uns ausbreitete, und dieses Phönomen ist an allen Orten und zu allen Zeiten beobachtet worden.

Egypten, diese erste Schule der Welt, dieser unter einem verschlossenen Himmel so fruchtbare Erdstrich, diese berühmte Gegend, wo einst Sesostris auszog, um die Welt zu erobern, war die Mutter der Philosophie und der schönen Künste, und bald hernach ein Raub des Cambyses, der Griechen, der Römer, der Araber und endlich der Türken.

Griechenland war mit Helden bevölkert, welche Asien zweymal überwanden: einmal vor Troja, das andremal in ihrem eigenen Lande; die damals aufkeimenden Wissenschaften hatten noch nicht das Verderben unter sie gebracht; allein der Fortgang der Wissenschaften, das Verderbnis der Sitten und das macedonische Joch folgten schnell auf einander, und der immer gelehrte, immer wollüstige, immer sklavische Grieche fühlte nur die Veränderung des

Jochs. Die ganze Beredsamkeit eines Demosthe=
nes war bey einem Volke verschwendet, welches
Pracht, Künste und Wissenschaften weichlich ge=
macht hatten.

Rom, von einem Hirten erbaut, und durch
Ackersleute berühmt und glücklich gemacht, fieng zur
Zeit des **Ennius** und des **Terenz** an zu sinken.
Allein zur Zeit **Ovids**, **Catulls**, **Martials**
und des ganzen Schwarms schlüpfriger Schriftstel=
ler, deren Name allein schon die Schamhaftigkeit
erröthen macht, ward endlich aus diesem ehemali=
gen Tempel der Tugend ein Sammelplatz aller
Laster, die Schande aller Nationen, und das Ge=
spött der Barbaren. Diese Hauptstadt der Welt
fiel endlich selbst unter das Joch, welches sie ehe=
mals so vielen Völkern auferlegt hatte, und den
Tag vor ihrem Fall, erhielt einer von ihren Bür=
gern noch den Preis, als Beschützer des guten
Geschmacks. Was soll ich von jener Hauptstadt
des orientalischen Kayserthums sagen, welcher ihre
Lage allein die Herrschaft der Welt versicherte?
Von dieser Freystadt, der aus Europa mehr, viel=
leicht aus Klugheit, als aus Unwissenheit, ver=
triebenen Künste und Wissenschaften? Die schäd=
lichsten Ausschweifungen und Ausgelassenheit, Ver=

räherey,

rätherey, Mord, Vergiftung; mit einem Wort, eine Sammlung aller Laster und Schandthaten; dies ist der Innhalt der Geschichte von Constantinopel, und dieses ist also die reine Quelle, aus welcher die Erleuchtungen, womit unser Jahrhundert sich ziert, hergeflossen sind.

Allein, warum suche ich aus vorigen Zeiten Beweise für eine Wahrheit, die sich noch täglich unter unsern Augen bestätigt. Es giebt noch in Asien ein unermeßliches Reich, wo die Wissenschaften zu den ersten Stellen im Staate führen. Wenn sie also die Sitten verbessern, dem Bürger Muth einflösen, für das Vaterland zu kämpfen, so müßten die Chinesen, weise, frey und unüberwindlich seyn. Wenn man aber sieht, wie sie mit den schändlichsten Lastern vertraut geworden; wenn weder die Weisheit ihrer Gesetze, noch die Klugheit der Regenten, noch die Menge der Einwohner, dieses weitläuftige Reich von dem Joch der unwissenden und rohen Tartern beschützen konnte, was halfen ihnen denn alle ihre Gelehrte? Welchen Nutzen hat also dieses Reich von ihnen gehabt? Vielleicht denjenigen, daß es jetzo mit Sklaven und Nichtswürdigen bevölkert ist?

Wir wollen diesem Gemälde ein anderes von den Sitten jener wenigen Völker entgegensetzen, welche von dieser Sucht nach eitlen Kenntnissen befreyt geblieben, sich durch ihre Tugenden glücklich gemacht, und andern Nationen zum Beyspiel gedient haben. Dies waren die ersten Perser; eine sonderbare Nation, bey der man die Tugend so wie bey uns die Wissenschaften erlernte, welche Asien so leicht unterjochte, und der allein die Ehre wiederfahren ist, daß die Geschichte ihrer Stiftung, Gebräuche und Gesetze für einen philosophischen Roman gehalten wurde; so waren die Scythen, von denen solche ausserordentliche Lobeserhebungen auf uns gekommen sind; so waren die Deutschen, deren einfaches Leben, Unschuld und Tugenden, ein Schriftsteller, welcher müde war, die Grausamkeiten und Schwelgereyen einer aufgeklärten, reichen und wollüstigen Stadt aufzuzeichnen, uns zu seiner Erholung beschrieben hat. So war selbst Rom zu den Zeiten seiner Unwissenheit und Armuth. So ist selbst noch heutzutag jene bäurische, wegen ihrer Tapferkeit und Treue so bekannte Nation, welche noch nicht durch das Beyspiel der Nachbarn verdorben worden. (*)

Nicht

(*) Ich übergehe hier jene glückliche Nationen, welchen die Laster, die unter uns kaum unterdrückt werden können,

Nicht aus Dummheit haben diese Völker die Leibesübungen der Aufklärung des Geistes vorgezogen. Sie wußten wohl, daß in andern Gegenden müßige Leute ihr Leben damit zubrächten, über das höchste Gut und das Wesen der Tugend und des Lasters zu streiten; daß aufgeblasene und seichte Köpfe sich selbst eine Lobrede hielten, indem sie andere Nationen Barbaren schalten; allein ihre Sitten schreckten sie ab, ihre Lehre näher kennen zu lernen. (*)

Und kann ich vergessen, daß selbst mitten in Griechenland sich jene berühmte Stadt erhob, welche ebensowohl wegen ihrer glücklichen Unwissenheit, als wegen der Weisheit ihrer Gesetze sich

können, nicht einmal dem Namen nach, bekannt sind; jene amerikanische Wilden, deren natürliche Ordnung und einfaches Leben Montagne nicht allein Platons Republik, sondern auch allem, was Philosophie und Staatskunst jemals hervorbringen kann, vorzieht. Er führt eine Menge von Beyspielen an, die jedem, der fühlen kann, sehr auffallend sind. Allein, sagt er: „Sie tragen keine Hosen!

(*) Man sage mir aufrichtig, was selbst die Athenienser für einen Begriff von der Beredsamkeit haben

auszeichnete; diese Republik, welche mehr aus Halbgöttern, als aus Menschen zu bestehen schien, so sehr waren ihre Tugenden über die Menschheit erhaben? O Sparta! ewiger Schandfleck eitler Lehren! Künste und Künstler, Wissenschaften und Gelehrte, verjagtest du aus deinen Mauren, während daß sich die Laster mit den Wissenschaften in Athen verbreiteten, und ein Tyrann die Werke des größten Dichters mit aller möglichen Mühe zusammensammeln ließ.

Der Unterschied zeigte sich in der Folge. Athen wurde der Sitz der Höflichkeit und des guten Geschmacks, die Schule der Redner und Philosophen. Der prachtvolle Ausdruck ihrer Sprache stimmte mit

mußten, da sie dieselbe von dem Richterstuhl, welchem selbst die Götter sich unterworfen, verwiesen? Was hielten die Römer von der Arzneykunst, als sie sie aus ihrer Republik verbannten? Und als die Spanier, durch einen Ueberrest von Menschlichkeit, ihren Juristen den Eintritt in Amerika versagten; was mußten sie wohl für einen Begriff von der Rechtsgelahrheit haben? Sollte man nicht denken, daß sie durch diese einzige Handlung alle die Unmenschlichkeiten, welche sie an diesen Unglücklichen verübt, glaubten auszutilgen?

mit der Pracht in den Gebäuden überein; auf allen Seiten sah man den Marmor und das Tuch durch die Hand der berühmtesten Künstler belebt; aus Athen haben wir jene bewundernswürdige Meisterstücke erhalten, welche zu allen verdorbenen Zeiten zu Mustern dienen werden. Das Gemälde von Lacedämon hingegen, ist weniger glänzend. Dort, sagten andre Völker, **werden die Menschen tugendhaft geboren, und selbst die Luft scheint Tugend einzuflößen.** Nur das Andenken ihrer Heldenthaten bleibt uns von ihnen übrig; und sollten solche Denkmäler bey uns nicht mehr gelten, als jene kostbaren Säulen, welche uns Athen zurückgelassen hat?

Es ist wahr, einige Weise haben sich der allgemeinen Verderbnis entgegengesezt, und sind mitten in dem Siz der Musen tugendhaft geblieben. Allein man höre das Urtheil, welches der weiseste und unglücklichste unter ihnen von den Gelehrten und Künstlern seiner Zeit fällt. „Ich habe, sagt „er, die Dichter untersucht, und ich fand, daß „ihre Kunst sie selbst und andere verblendet; sie „dünken sich weise zu seyn, und werden von andern „auch dafür gehalten, im Grunde aber sind sie es „gar nicht.“

„Von den Dichtern, fährt Sokrates fort, „gieng ich zu den Künstlern. Ich war ganz un„wissend in den Künsten, und niemand konnte mehr „überzeugt seyn, daß die Künstler große und wich„tige Geheimnisse besäßen; allein ich fand sie eben „so beschaffen, wie die Dichter: beede waren von „den nemlichen Vorurtheilen eingenommen; denn „die Geschicktesten unter ihnen hielten sich, weil sie „in diesem oder jenem Fach sich berühmt gemacht „hatten, für die weisesten unter den Menschen. „Diese übertriebne Meynung von sich selbst machte „mir ihre Wissenschaft verdächtig, und indem ich „mich an die Stelle des Orakels sezte, und mich „selbst befragte, was ich lieber seyn möchte: das, „was ich bin, oder was sie sind; nemlich zu wissen, „was sie wissen, oder zu wissen, daß ich nichts „weis; so habe ich mir selbst und den Göttern ge„antwortet: Ich will bleiben, wie ich bin."

„Wir alle, weder Sophisten noch Dichter, „weder Redner noch Künstler, weder ich noch an„dere, wissen, was wahr, gut und schön ist; nur „darinn sind wir unterschieden: daß, obgleich jene „nichts wissen, so glauben sie doch alle recht viel zu „wissen; da ich hingegen an meiner Unwissenheit „nicht einmal zweifle. Der ganze Vorzug an Weis-

„heit, welchen mir das Orakel vor andern zuge„sprochen, besteht also blos darinn, daß ich von „meiner Unwissenheit überzeugt bin.“

Hier hält also Sokrates, der auch, nach dem Urtheil der Götter, für den weisesten Menschen gehalten wurde, und den man in Athen und ganz Griechenland für den gelehrtesten erkannte, der Unwissenheit selbst eine Lobrede. Glaubt man etwa, daß wenn er jezt wieder aufstünde, daß ihn unsre Gelehrten und Künstler auf andre Gedanken bringen würden? Nein, meine Herren, dieser weise Mann würde fortfahren unsre Wissenschaften zu verachten; er würde die Menge von Schriften, mit der wir jezt von allen Seiten überschwemmt werden, nicht vermehren; er würde vielmehr, statt aller Gebote, seinen Schülern und unsern Enkeln blos das Beyspiel und das Andenken seiner Tugend hinterlassen; und wie schön ist es nicht, die Menchen auf solche Art zu unterrichten?

Sokrates und Kato fuhren zwar fort, ersterer zu Athen, dieser zu Rom, sich jenen spitzfündigen und listigen Griechen zu widersetzen, welche durch ihre Lehren die Tugend vertrieben, und den Muth ihrer Mitbürger schwächten; allein die Wissenschaften, die Künste und die Dialektik behielten dennoch

die

die Oberhand. Rom war mit Rednern und Philosophen angefüllt; man vernachläßigte die Kriegszucht; man verachtete den Ackerbau; man hieng gewissen Sekten an, und vergaß darüber das Vaterland. Die geheiligten Namen der Freyheit, des Uneigennutzes, des Gehorsams, machten den Namen eines Epikurs, eines Zeno und Arcesilaus, Platz. Seitdem sich Gelehrte unter uns eingefunden haben, sagten ihre eignen Philosophen: so sind die rechtschaffnen Leute verschwunden. Bis dahin hatten die Römer sich begnügt, die Tugend auszuüben, so bald sie aber anfiengen, sie zu erlernen, so war alles verloren.

O Fabricius, was hätte deine große Seele gedacht, wenn du zu deinem Unglücke in dies Leben zurückgekommen wärest, und den glänzenden Schimmer, dieses von dir ehemals geretteten Roms angesehn hättest, welches durch deinen Namen allein ehrwürdiger war, als durch alle seine übrigen Eroberungen? „Ihr Götter, würdest du ausgerufen „haben, wo sind jene niedrige Strohhütten, jene „bäurischen Heerde, wo ehmals die Mäßigkeit und „die Tugend wohnten? Welche schädliche Pracht „hat die erste römische Einfalt vertrieben! Was „für eine fremde Sprache! Was für verdorbene

„Sitten?

„Sitten? Was bedeuten diese Bildsäulen, diese „Gemälde, diese Palläste? Unbesonnene! Was „habt ihr gethan? Ihr, die Beherrscher aller „Nationen, habt euch zu Sklaven dieser elenden „Menschen gemacht, welche ihr überwunden habt? „Redner sind es, die euch regieren; ihr habt also in „Griechenland und Asien blos darum so viel Blut „vergossen, um eure Baumeister, Mahler, Bild„hauer und Komödianten zu bereichern? Die „Schätze von Karthago werden einem Flötenspieler „zu Theil? Römer, eilt diese Amphitheater zu zer„stören, zerbrecht diese Bildsäulen, verbrennt diese „Gemälde, und verjagt diese Sklaven, welche euch „unterjochen, und deren schädliche Künste euch ver„derben. Ueberlasset es andern, sich durch eitle „Künste berühmt zu machen: die einzige Kunst der „Römer sey, die Welt zu erobern und die Tugend „darinn auszubreiten. Cyneas ward weder von „eitler Pracht, noch von glänzender Herrlichkeit „verblendet, als er unsern Senat für eine Ver„sammlung von Königen ansah. Er hörte nicht „jene Beredsamkeit, welche jetzund den Fleiß und „das Vergnügen eitler Menschen ausmacht. Was „sah denn Cyneas? O Mitbürger! er sah ein „Schauspiel, welches euch alle eure Reichthümer „und alle eure Künste nicht geben können, das wür-

„digste

„digste Schauspiel, so jemals auf Erden war: den „Anblick von zweyhundert tugendhaften Männern, „welche alle gleich würdig waren, Rom und die „ganze Welt zu beherrschen.“

Allein, wir wollen zurückkehren, und sehen, was in unsern Gegenden, ja selbst unter unsern Augen vorgegangen ist; oder wir wollen vielmehr jedes verhaßte Gemälde von uns entfernen, und uns die Mühe ersparen, immer die nemlichen Sachen unter andern Namen zu wiederholen. Ich habe nicht umsonst den Geist des Fabricius angerufen, und was habe ich diesen großen Mann sagen lassen, das ich nicht eben so gut in den Mund eines Ludwigs des XII. eines Heinrich des IV. legen könnte? Bey uns hätte freylich Sokrates keinen Gift getrunken; allein, vielleicht hätte er aus einem viel bitterern Kelch die schändlichste Verspottung und Verachtung, welche weit ärger als der Tod selbst ist, trinken müssen.

Ueppigkeit, Verderbniß der Sitten und Sklaverey waren also zu allen Zeiten die Strafen, welche unsern stolzen Bemühungen nachfolgten, wenn wir uns aus der glücklichen Unwissenheit, in welcher uns die Vorsehung gelassen hatte, herauszu-

reissen

reissen suchten. Der dicke Schleyer, womit sie alle ihre Geheimnisse bedeckt, sollte uns schon hinlänglich überzeugen, daß wir nicht zu unnützen Untersuchungen von der Natur bestimmt sind, und wo ist derjenige, welcher nur ein einziges von ihren Geboten ungestraft übertreten hat? O ihr Menschen! erkennet einmal, daß die Natur euch die Wissenschaften, gleich einer zärtlichen Mutter, welche den Händen ihres Kindes das schädliche Gewehr entreißt, verbergen will; daß alle Geheimnisse, welche sie euch verbirgt, eben soviel Uebel sind, für denen sie euch bewahrt, und daß selbst die Mühe, welche ihr anwenden müßt, um etwas zu erlernen, eine ihrer größten Wohlthaten ist. Die Menschen sind verdorben, und sie würden noch elender seyn, wenn sie das Unglück hätten, gelehrt geboren zu werden.

Wie erniedrigend sind diese Gedanken für die Menschheit! Wie tief wird unser Stolz gebeugt! Wie? also entspringt die Rechtschaffenheit aus der Unwissenheit? Tugend und Wissenschaften können also nicht zusammen bestehen? Welche Folgen kann man nicht hieraus ziehen? Allein, um diese anscheinende Widersprüche zu heben, so darf man nur das Nichts und das Leere jener prächtigen Titel

näher

näher untersuchen, welche uns verblenden, und die wir so gerne den menschlichen Kenntnissen beylegen. Wir wollen also die Künste und Wissenschaften an sich selbst betrachten; wir wollen sehn, was wir aus ihrem Fortgang folgern können, und wir werden alle Sätze zugeben, sobald unsre Meynung mit der historischen Wahrheit gleichförmig seyn wird.

Zweeter Theil.

Vermöge einer alten Tradition, welche die Griechen von den Egyptern erhielten, glaubte man, daß ein dem menschlichen Geschlecht feindseliger Gott der Erfinder der Wissenschaften gewesen sey. (*) Was für eine Meynung mußten also die Egypter von ihnen hegen, bey denen sie aufgekeimt waren?

Diese

(*) Man findet hierinn leicht die Fabel des Prometheus, und es scheint auch nicht, daß die Griechen, welche ihn an den Kaukasus angeschmiedet vorstellten, viel günstiger von ihm dachten, als die Egypter von ihrem Gott Theutus. „Ein Satyr wollte das „Feuer umarmen, als er es zum erstenmal sah:“ sagt eine alte Fabel, „allein Prometheus rief ihm „zu: Satyr, du wirst deinen Bart einbüßen, denn „es brennt.“

Diese Meynung kam daher, weil sie die Quellen näher kennten, woraus sie entsprungen waren. Man mag die Jahrbücher der Weltgeschichte nachschlagen, oder die darinn vorkommenden Lücken durch philosophische Untersuchungen zu ergänzen suchen; so wird man schwerlich den Ursprung der Wissenschaften so beschaffen finden, als wir uns ihn gerne vorstellen. Die Astronomie entstünd aus dem Aberglauben; die Beredsamkeit, aus dem Ehrgeiz, dem Haß, der Schmeicheley und den Lügen; die Geometrie, aus dem Geiz; die Physik, aus eitlem Vorwitz; alle, und selbst die Moral, aus dem menschlichen Stolz. Unsern Lastern danken alle Künste und Wissenschaften ihre Entstehung; und wir würden ihren Nutzen gar nicht verkennen, wenn sie aus unsern Tugenden entsprungen wären. Das Fehlerhafte ihres Ursprungs zeigt sich auch in den Gegenständen, womit sie sich beschäftigen. Was nüzten uns die Künste ohne die Pracht, welche sie nährt? Wozu brauchten wir die Rechtsgelahrheit, wenn die Menschen gerecht wären? Was würde aus der Geschichte werden, wenn es keine Tyrannen, keine Kriege, keine Verschwörungen gäbe? Und überhaupt, wenn jeder blos die Bedürfnisse seiner Natur und die Pflichten des Menschen befolgte, und also seine Zeit zwischen

seinem Vaterland, seinen Freunden, und seinen unglücklichen Mitbrüdern getheilt wäre; wer wollte sich alsdann noch mit leeren Betrachtungen quälen? Sind wir denn blos deswegen da, um immer nur an dem Rande der Quelle der Wahrheit stehen zu bleiben? Diese einzige Betrachtung sollte jeden, welcher die Philosophie mit Ernst studieren will, gleich bey dem ersten Schritt zurückschrecken.

Welche Gefahren! welche Irrwege finden sich auf dem Pfade der Wissenschaften! und welche Irrthümer, die öfters tausendmal gefährlicher sind, als die Wahrheit uns nüzlich ist, muß man nicht durchwandern, ehe man zu ihr gelangt? Der Schaden ist offenbar; denn das Falsche kann bis ins Unendliche verändert werden, da hingegen die Wahrheit einzig ist. Und wer ist es, der sie aufrichtig sucht? An welchem Zeichen soll man sie auch bey dem aufrichtigsten Willen erkennen? Welches ist der Maasstab, nach welchem wir sie unter dieser Menge verschiedener Meynungen richtig beurtheilen können? (*) Und was das schwerste dabey ist, wenn

(*) Je weniger man weiß, destomehr glaubt man zu wissen. Zweifelten je die Peripatetiker an etwas? Hat Kartesius mit seinen Kreisen nicht die Welt erschaf-

wenn wir sie glücklicherweise endlich finden, wer wird sie auf eine gute Art anzuwenden wissen?

Ist der Gegenstand der Wissenschaften nichtig, so sind die Wirkungen, die sie hervorbringen, weit gefährlicher. Da sie aus dem Müßiggang entstehen, so erhalten sie auch denselben, und der Verlust der Zeit ist das erste Uebel, welches sie der Gesellschaft zufügen. Es ist in der Moral sowohl, wie in der Politik, ein großes Uebel, wenn man nichts Gutes thut, und jeder unnütze Bürger kann als ein schädlicher Mensch in der Gesellschaft betrachtet werden Antwortet mir also, ihr Philosophen! ihr, die ihr uns erklärt, durch welche Kraft die Körper sich in dem Raum anziehen; ihr, die ihr uns das Verhältnis der Zeit erklärt, in welcher ein Planet seinen Lauf vollendet; wie der Körper und die Seele, gleich zweyen Uhren, übereinstimmen, ohne jedoch sich miteinander zu vermischen; ihr, die ihr bestimmt, welche Planeten bewohnt, und welche nicht bewohnt sind; welche Insekten sich auf eine ausserordentliche Art fortpflanzen; antwor-

erschaffen? Und wo ist selbst jezund der geringste Physiker unter uns, welcher sich nicht untersteht, das Geheimnis der Elektricität zu erklären, woran vielleicht die größten Philosophen verzweifeln?

tet mir, ihr, welchen wir alle diese hohe Wissenschaften zu danken haben: wären wir weniger zahlreich, würden wir besser regiert, wären wir weniger furchtbar, nicht so blühend, nicht so verdorben, wenn ihr uns von allen diesen Sachen nichts gesagt hättet. Erkennet einmal, wie wenig wichtig eure Entdeckungen für uns sind; und wenn denn die Bemühungen unsrer größten Gelehrten, unsrer besten Bürger, uns so wenig nützen können: so sagt uns doch, was wir von dem großen Schwarm schlechter und müßiger Scribenten denken sollen, welche der Staat umsonst ernähren muß? Was sag ich müßig? Wollte Gott sie wären blos müßig! Die Sitten würden reiner, und die Gesellschaft ruhiger seyn, wenn sie dies wären. Allein, diese elenden und seichten Köpfe erschüttern durch ihre Scheingründe allenthalben, wo sie hinkommen, die Grundfesten der Religion und der Tugend. Mit einem spöttischen Hohnlächeln sehen sie auf jene altväterischen Worte von **Religion** und **Vaterland** herab, und wenden ihre Wissenschaft blos dazu an, das, was dem Menschen am heiligsten seyn sollte, zu verachten und herunterzusetzen; und dies nicht etwa, weil sie die Tugend und Religion verachten: sondern blos, um die allgemein angenommenen Meynungen zu bestreiten; man brauchte sie nur

für

für Atheisten zu erklären, um sie zu der Religion zurückzubringen. So weit kann die Begierde, sich vor andern auszuzeichnen, uns verleiten! Der Mißbrauch der Zeit ist ein großes Uebel; aber noch weit größere Uebel entstehen aus den Künsten und Wissenschaften. Die Pracht z. B. die gleich den Wissenschaften, aus dem Müßiggang und der Eitelkeit der Menschen entsteht, und welche selten ohne die Wissenschaften, so wie diese selten ohne jene bestehen können. Es ist mir zwar wohl bekannt, daß unsre heutige Philosophie an sonderbaren Sätzen reich genug ist, wodurch man gegen die Erfahrung aller Jahrhunderte behaupten will, daß die Pracht das Wohl eines Staats vermehre; allein, man setze die Nothwendigkeit der Aufwandsgesetze einen Augenblick beyseite; wird man alsdann noch läugnen können, daß gute Sitten das Wesentlichste zu dem Wohl der Staaten beytragen, und daß Pracht und Ueppigkeit den guten Sitten gerade entgegen sind? Ich gebe es zu, daß die Pracht ein Zeichen des Reichthums ist, daß durch dieselbe die Einkünfte eines Staats sogar vermehrt werden; was für Folgen kann man denn aus diesem unsrer Zeit so würdigen Trugschluß ziehen? Wo bleibt die Tugend, wenn unser einziges Bestreben nur darauf abzielt, Reichthümer zu erwerben, ohne zu beden-

 ken,

ken, ob wir sie auf eine rechtmäßige Art erhalten oder nicht? Die alten Politiker sprachen blos von Tugend und guten Sitten; die neuern hingegen sprachen blos von Handel und Geld. Der eine berechnet, daß ein Mensch in der und jener Gegend ebensoviel kostet, als in Algier; der andere findet nach dieser Rechnung verschiedene Länder, wo ein Mensch gar nichts gilt; und der dritte findet noch andere Länder, wo er noch weniger als nichts gilt. Sie schätzen die Menschen, gleich ihren Viehheerden. Den Werth eines Menschen bestimmen sie nach dem Maas seines Aufwandes, und nach dieser Berechnung wäre ein Sybarite mehr werth, als dreyßig Lacedämonier. Man urtheile nun, welche von beyden Republiken, Sparta oder Syparis, von einer Handvoll Bauren unterdrückt wurde, und welche Asien zittern machte.

Das Reich des Cyrus wurde mit dreyßigtausend Mann und von einem Prinzen erobert, welcher ärmer war, als der geringste persische Statthalter; und das ärmste und elendeste unter allen Völkern, die Scythen, widerstunden den mächtigsten Monarchen der Erde. Zwo der berühmsten Republiken stritten sich um die Herrschaft der Welt; die eine war sehr reich, die andre hatte nichts, und leztere

zerstörte die erstere. Das römische Reich selbst, nachdem es alle Reichthümer der Erde zusammengehäuft hatte, fiel in die Hände einiger Völker, welche nicht einmal einen Begriff von Reichthum hatten. Die Franken eroberten Gallien, und die Sachsen eroberten Brittannien ohne weitern Reichthum, als ihre Tapferkeit und Armuth. Ein kleiner Haufe von Bergbewohnern, deren ganzer Reichthum in einigen Schaafsfellen bestund, stürzten, nachdem sie Oesterreich gedemüthigt hatten, das mächtige Burgundische Reich, welches vorher alle Potentaten Europens zittern machte. Die ganze Staatsklugheit und Macht des Nachfolgers Carls des V. mit den Schätzen beyder Indien unterstüzt, mußte einer kleinen Anzahl Heringsfänger weichen. Möchten doch unsre Staatsmänner ihre Berechnungen hier einen Augenblick vergessen, und den angeführten Beyspielen etwas nachdenken, und sie werden endlich überzeugt werden, daß man für Geld zwar alles haben kann, nur keine Sitten und keine Bürger.

Welches ist also der Zweck dieser Betrachtungen über die Pracht? Zu erfahren, ob es vortheilhafter für einen Staat sey, augenblicklich zu glänzen, oder tugendhaft und dauerhaft zu seyn. Ich sage

 glän-

glänzen, aber welch ein Glanz ist dies? Der Geschmack an Pracht und Ueppigkeit vereinigt sich selten in eben derselben Seele mit dem Gefühl von Rechtschaffenheit. Nein, Gemüther, welche sich beständig mit nichtswürdigen Kleinigkeiten beschäftigen, können sich niemals zu großen Thaten erheben, und wenn sie es auch könnten, so fehlt ihnen der Muth dazu. Der Künstler strebt nach Ruhm, und die kostbarste Belohnung für ihn, ist der Beyfall seiner Zeitgenossen. Was wird er also thun, um ihn zu erhalten, wenn er so unglücklich ist, unter einer Nation und zu einer Zeit gebohren zu werden, wo die Modegelehrten unsre leichtsinnige Jugend in den Stand gesezt haben, den Ton anzugeben; wo die Männer ihren Geschmack den Zerstörerinnen ihrer Freyheit aufopfern (*); wo das eine Geschlecht nichts billigt, als was der Kleinmüthig-

(*) Ich bin weit entfernt, die Gewalt, welche das weibliche Geschlecht über uns hat, für ein Uebel anzusehen. Es ist ein Geschenk der Natur, welches sie ihnen zum Besten des menschlichen Geschlechts verliehen hat: besser angewendet, würde es ebensoviel Gutes hervorbringen, als es jezt Uebels hervorbringt. Man sieht den Nutzen noch nicht recht ein, welchen die Gesellschaft davon haben würde, wenn man mehr Sorge auf die Erziehung dieser einen Hälfte

müthigkeit und Weichlichkeit des andern angemessen ist; wo die größten dramatischen Stücke gering geachtet und Meisterstücke von Tonkunst nicht angehört werden. Was er thun wird, meine Herren? Er wird seinen Geist nach dem Geschmack seines Zeitalters umändern, und wird lieber mittelmäßige Stücke liefern, welche während seiner Lebenszeit bewundert werden; als Meisterstücke, welche man erst lange nach seinem Tod bewundern würde. Sagt uns, berühmter Arouet, wie viel starke und männliche Schönheiten habt ihr unserm falschen Geschmack aufopfern müssen, und wie viel große und herrliche Gedanken habt ihr, wegen unserm an Kleinigkeiten gewöhnten Geschmack, ungenuzt vorbeygelassen? Die Verderbnis der Sitten, als eine nothwendige Folge des Luxus, zieht also jedesmal die Verderbnis des Geschmacks nach sich. Fin-

Hälfte des menschlichen Geschlechts wendete, welche die andere beherrscht. Die Männer werden immer das seyn, was die Weiber aus ihnen machen wollen; will man sie also groß und tugendhaft bilden, so lerne man dem Frauenzimmer, was Größe der Seele und was Tugend sey. Die Betrachtungen hierüber, welche auch Plato schon gemacht, verdienten von einem ihm würdigen Nachfolger weiter auseinandergesezt zu werden.

det sich ohngefähr ein Künstler, dessen fester Sinn sich etwa weigert, seine Kunst nach dem Geschmack seines Zeitalters umzubilden, und sich nicht durch Kleinigkeiten herunterzusetzen; desto schlimmer für ihn! Er wird unbekannt und in der äussersten Armuth sterben. Wollte Gott, dies wäre eine bloße Prophezeyung, die ich hier mache, und keine Erfahrung. Karl, Peter, der Augenblick ist gekommen, wo eure Pinsel, welche sonst blos bestimmt waren, die Herrlichkeit unsrer Tempel durch heilige und erhabne Schildereyen zu erhöhen; wo diese Pinsel euch wieder aus der Hand fallen, oder sich entschließen müssen, den Wagen eines Reichen mit schlüpfrigen Bildern zu bemalen. Und du, Nebenbuhler der Praxiteles und der Phidiasse, du, dessen Meisel die Alten würden gebraucht haben, ihnen Götter zu verschaffen, deren Schönheit ihren Götzendienst entschuldigte; unnachahmlicher Pigal, du wirst dich entschließen müssen, den unförmlichen Bauch eines Pagoden zu bearbeiten, oder du wirst müßig bleiben.

Man kann nicht leicht über die Sitten nachdenken, ohne sich zugleich das Bild jener ersten Einfalt zurückzurufen. Es ist ein schönes Ufer, von den blosen Händen der Natur geziert, nach dem

man sich noch beständig umsieht, und welches man ungerne verläßt. Als die Menschen noch unschuldig und tugendhaft waren, so machten sie die Götter zu Augenzeugen ihrer Handlungen, und wohnten mit ihnen unter einer Hütte; als sie aber bald darauf ausarteten, so wurden sie dieser beschwerlichen Zuschauer bald überdrüßig, und verschlossen sie in prächtige Tempel. Aus diesen verjagten sie sie endlich wieder, um selbst darinn zu wohnen; oder man konnte vielmehr die Tempel der Götter und die Wohnungen der Menschen nicht von einander unterscheiden. Die Verderbnis erreichte alsdenn den höchsten Grad, und niemals war das Laster tiefer eingerissen, als damals, als man seine Bildsäulen an der Thüre jedes Pallasts, von prächtigen Marmor und Corinthischer Arbeit, aufgestellt fand.

So wie sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste sich verfeinern, und die Pracht sich ausbreitet, so verliert sich die Tapferkeit, und die Tugend verschwindet, und dies ist auch das Werk dieser Künste und Wissenschaften, welche in der Ruhe des Kabinets erzeugt werden. Als die Gothen Griechenland verheerten, so verschonte man blos deswegen noch einige Bibliotheken, weil einer unter ihnen sagte: man müßte den

Fein-

Feinden Mittel lassen, durch welche sie von der Kriegszucht abgehalten, und bey einem müßigen und sitzenden Leben unterhalten würden. Karl der VIII. bemeisterte sich von Toscana und Neapel, ohne beynah einen Schwerdstreich gethan zu haben, und sein ganzer Hof schrieb die Leichtigkeit dieser Eroberung blos dem zu, weil die Fürsten von Italien damals mehr weichlich und gelehrt zu werden suchten, als stark und tapfer. Und würklich, sagt der Schriftsteller, welcher diese beeden Geschichten erzählt: die Erfahrung lehrt, daß in einem kriegerischen Staat, die Künste und Wissenschaften den Menschen mehr weichlich und weibisch als tapfer und standhaft machen.

Die Römer gestunden es selbst, daß je nachdem sie anfiengen Gemälde, Kupfer, künstliche Gold- und Silberarbeiten zu lieben, und die schönen Wissenschaften zu erlernen, die Tapferkeit bey ihnen aufgehört habe, und gleichsam als wenn diese berühmte Gegend der Welt beständig zum Beyspiel dienen sollte; so ist der Ruhm Italiens, welchen es sich vor einigen Jahrhunderten wieder erworben hatte, durch das Wiederaufkommen der Wissenschaften, gänzlich und vielleicht auf immer wieder gefallen.

Die alten Republiken Griechenlands verboten, vermöge der Weisheit ihrer Gesetze, ihren Bürgern alle stille und sitzende Profeßionen, welche den Körper verderben und ermüden, und daher auch die Seelenkräfte schwächen. Und wie können denn Menschen, welche von dem geringsten Unfall erschüttert, und von der geringsten Noth niedergeschlagen werden; wie können diese Hunger, Durst, und Strapazen ertragen, Gefahren trotzen, ja dem Tod selbst muthig entgegengehn? Mit welchem Muth können die Soldaten schwere Unternehmungen ausführen, zu denen sie gar nicht gewöhnt sind? Mit welcher Hitze werden sie forcirte Märsche thun können, da ihre Anführer kaum zu Pferde fortkommen können? Man führe mir hier den Muth unsrer neuern disciplinirten Soldaten nicht zum Gegenbeweis an. Man rühmt zwar ihre Tapferkeit in der Schlacht; allein man sagt nicht, mit welcher Standhaftigkeit sie Strapazen ertragen, und wie sie Kälte und Hitze und die Härte schlechter Jahrszeiten aushalten können. Ausserordentliche Kälte, brennende Hitze, oder auch blos der Mangel einiger überflüßigen Lebensmittel können in wenig Tagen unsre besten Armeen aufreiben. Unerschrockene Krieger, hört also einmal die Wahrheit, welche euch so unbekannt ist: ihr seyd tapfer, ich

weis

weis es, ihr hättet mit Hannibal bey Kannä und Trasimenä gesiegt, Cäsar wäre mit euch über den Rubicon gegangen, und hätte sein Vaterland unterdrückt; allein mit euch wäre der erstere nie über die Alpen gegangen, und der andere hätte niemals unsre Voreltern bezwungen.

Die Kriegskunst besteht nicht blos darinn, daß man Schlachten liefert, und ein kluger General muß weit mehr verstehen, als ein Treffen zu gewinnen. Mancher läuft unerschrocken in das Feuer, und ist demohngeachtet ein sehr schlechter Anführer; und den Soldaten selbst nüzt ein abgehärteter Körper weit mehr, als die Tapferkeit, welche ihn doch nicht vor dem Tode schützen kann; dem Staat ist es gleichviel Schaden, ob seine Truppen durch Krankheit oder durch das Schwerd des Feindes hingeraft werden.

Wenn die Kultur der Wissenschaften die kriegerischen Tugenden erstickt, so schadet sie noch weit mehr den moralischen. Gleich von Jugend an wird unser Herz und unser Verstand durch eine unbesonnene Erziehung verdorben. Man findet an allen Orten große Stiftungen, wo die Jugend mit großen Kosten erzogen wird, und wo man ihr alles lernt, nur nicht ihre Pflichten. Eure Kinder werden

fremde

fremde Sprachen erlernen, welche nirgends im Gange sind, und darüber ihre eigne vergessen; sie werden Verse machen, ehe sie sie verstehen können; ohne das Wahre von dem Falschen unterscheiden zu können, werden sie durch spitzfündige Scheingründe beedes unkenntlich zu machen verstehen; allein Großmuth, Billigkeit, Mäßigkeit, Menschenliebe und Tapferkeit werden sie nicht kennen; der große Name des Vaterlands wird sie nicht rühren, und bey dem Namen Gottes (*) werden sie mehr Schrecken als Furcht empfinden. Ich wünschte lieber, sagt ein Weiser, daß mein Schüler seine Zeit mit Ballspielen zubrächte, wenigstens würde sein Körper dabey gewinnen. Ich weis sehr wohl, daß man die Kinder beschäftigen muß, und daß der Müßiggang ihnen sehr gefährlich ist. Was sollen sie denn lernen? Fürwahr eine feine Frage! Man lerne ihnen, was sie als Menschen (**) zu thun haben, und

(*) Pensées philosophiques.

(**) Auf diese Art wurden, nach dem Zeugnis ihres größten Königs, die Spartaner erzogen. Es ist sehr zu bewundern, sagt Montagne, daß man in der vortreflichen Republik des Lykurgus, deren große Vollkommenheit beynahe alle Begriffe übersteigt, daß man, sagt er, mit der größten Sorgfalt die Speisen der Kinder auswählt, und dennoch mitten in dem Sitz

und nicht das, was sie vergessen sollten. Unsere Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Zimmer mit Gemälden geziert. Was glaubt man wohl, daß diese Meisterstücke der Kunst, welche öffentlich zur Schau ausgestellt sind, vorstellen? Etwa die Vertheidiger des Vaterlands, oder die Bildnisse großer Männer, welche ihr Vaterland durch ihre Tugend glück-

Sitz der Musen ihnen gar nichts von Wissenschaften erlernen läßt, gleichsam als wenn diese tapfre Jugend jedes andre Joch verachtete, und man ihnen also, statt der Wissenschaften, blos die Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeit einprägen müßte. Wir wollen nun sehen, was dieser Schriftsteller von den alten Persern sagt: Plato, sagt er, erzählt, daß der älteste königliche Prinz bey ihnen folgendermaßen erzogen wurde. Gleich nach seiner Geburt wurde er nicht Weibern, sondern denjenigen von den Verschnittenen übergeben, welche wegen ihrer Tugend bey dem König im größten Ansehn stunden. Diese sorgten dafür, seinen Körper schön und gesund zu erhalten; nach dem siebenten Jahr lernte man ihm reiten und jagen. In dem vierzehnten Jahr gab man ihm vier Lehrmeister, wozu man den weisesten, den gerechtesten, den mäßigsten und den tapfersten unter der Nation auswählte. Der erste lehrte ihm die Religion; der zweyte die Gerechtigkeit; der dritte lehrte ihm seine Begierden zu zähmen, und der vierte Unerschrockenheit. Alle lehrten

glücklich gemacht? Nein, es sind die Abbildungen aller Verirrungen des Herzens und des Verstandes, welche man sorgfältig aus der alten Götterlehre hervorgesucht, um sie der Neugierde unsrer Jugend beyzeiten blos zu stellen, vermuthlich in der Absicht, damit sie noch eher sie lesen können, schon Beyspiele von schlechten Handlungen vor den Augen haben

lehrten ihm gut, keiner aber lehrte ihm gelehrt zu werden. Astyages fragt beym Xenophon den Cyrus, was er in der lezten Schule gelernt hätte. Er antwortete: in unserer Schule hatte ein großer Junge ein kleines Oberkleid, dieses gab er seinem Cameraden, welcher kleiner war, und nahm ihm dagegen sein Oberkleid, welches größer war. Unser Lehrer befahl mir diesen Streit zu schlichten, und ich that den Ausspruch: daß man es dabey müsse bewenden lassen, da jede Parthie dadurch befriedigt zu seyn schien. Allein er bewies mir, daß ich Unrecht hätte; denn, sagte er, man muß nicht blos den Wohlstand beobachten, sondern vor allen Stücken Gerechtigkeit ausüben, vermöge welcher niemand kann gezwungen werden, sein Eigenthum zu verlassen; er bestrafte also den Anfänger so wie man in unsern Landschulen die Knaben zu strafen pflegt, welche den Cloriet Ium von τυπτω vergessen haben. Mein Rektor könnte mir eine schöne Rede in genere demonstrativo halten, ehe er mich überredete, daß seine Schule besser wäre wie diese.

haben mögen. Woher entstehen alle diese Mißbräuche anders, als aus der schädlichen Ungleichheit und dem Unterschied, welcher durch die Künste unter den Menschen entstanden, und wodurch die Tugend so sehr heruntergesezt worden? Dies ist die unausbleibliche Wirkung unsrer Wissenschaften, und die schädlichste von ihren Folgen. Man fragt nicht mehr darnach, ob ein Mensch rechtschaffen ist, sondern blos, ob er Geschicklichkeit besizt; und von einem Buch fragt man nicht, ob es nüzlich ist, sondern blos, ob es gut geschrieben sey. Der Witzling wird belohnt, und die Tugend bleibt ungeachtet. Tausend Preiße sind auf eine schöne Rede gesezt, und nicht einer auf eine schöne Handlung; man sage mir aber, welches mehr Verdienst sey: eine schöne Rede zu verfertigen, die den Preis der Akademie erhält; oder diesen Preis selbst gestiftet zu haben?

Der Weise strebt nicht nach Reichthum, die Ehre hat weit mehr Anziehendes für ihn; wenn er sie aber so übel ausgetheilt sieht, so vergeht seine Tugend, welche durch einige Aufmunterung der Gesellschaft vielleicht sehr nüzlich geworden wäre, in dem Elend und in der Vergessenheit. Diese Folgen werden unvermeidlich seyn, so lange man

die angenehmen Künste den nüzlichen vorzieht, und die Erfahrung hat dieses seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften hinlänglich bestätiget. Wir haben Naturkundige, Meßkünstler, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler und Maler, aber keine Bürger; oder wenn auch einige unter uns sind, so leben sie arm und verachtet auf dem Lande. Dieses ist der Zustand, dieses ist unser Dank gegen diejenigen, welche uns Brod geben, und welche unsre Kinder mit Milch ernähren.

Ich gestehe es zwar, das Uebel ist noch nicht so groß, als es hätte werden können. Die ewige Vorsicht, welche für jede giftige Pflanze auch ein Gegenmittel schuf, und die in den Körper der reissenden Thiere selbst ein Heilungsmittel wider ihren Biß verborgen hat, lehrte ihre Abgesandten, die Regenten, diese Weisheit nachahmen. Nach diesem Beyspiel bildete selbst aus den Wissenschaften und Künsten, als der Quelle aller Verderbnisse, jener große Monarch, dessen Ruhm ewig dauren wird, die berühmten Gesellschaften, die sowohl den schädlichen Schatz der Wissenschaften, als auch den geheiligten Schatz der Sitten bewahrten, indem sie zugleich auf Reinigkeit der Sitten sahen, und sie auch unter sich selbst ausübten. Diese

weisen Anordnungen, welche sein Nachfolger noch mehr befestigte, und die nachher alle übrigen Könige Europens nachgeahmt haben, können den Gelehrten einigermaßen zur Regel dienen, welche alle nach der Ehre streben, in Akademien aufgenommen zu werden, und daher desto wachsamer auf sich selbst seyn müssen, um durch nüzliche Werke und untadelhafte Sitten sich dieser Stelle desto würdiger zu machen. Diejenigen dieser Gesellschaften, welche bey der Austheilung ihrer Preise auch zugleich Mitglieder auswählt, die fähig sind, in dem Herzen der Bürger die Liebe zur Tugend wieder zu erwecken, werden dadurch beweisen, daß diese Liebe auch bey ihnen selbst wohnet, und sie werden dem Publiko das seltne aber süße Vergnügen machen und eine gelehrte Gesellschaft stiften, die sich damit beschäftigt, nicht allein angenehme Wissenschaften, sondern auch heilsame und tugendhafte Lehren unter den Menschen auszubreiten. Man hüte sich also, mir einen Einwurf zu machen, welcher selbst zu einem Beweis für mich dienen kann. Die viele Mühe, welche man anwenden muß, zeigt von der Nothwendigkeit derselben; denn wo keine Uebel sind, da sucht man auch keine Mittel ihnen vorzubeugen. Und warum scheinen selbst diese grosen Mittel eben so unzureichend, wie jedes andere ge-

meine

meine Mittel? Die vielen und großen Anstalten, welche man zum Besten der Gelehrten gemacht hat, machen uns die Wissenschaften dennoch verdächtig, und reissen die Menschen nur noch mehr zu ihnen hin. Nach der Vorsorge, die man darauf wendet, scheint es, als wenn man glaubte, man hätte zuviel Bürger und zuwenig Philosophen. Ich wage es nicht, hier eine Vergleichung zwischen dem Ackerbau und der Philosophie anzustellen, man möchte es vielleicht nicht gerne sehen. Ich frage blos: Was ist die Philosophie? Was enthalten die Schriften unsrer berühmten Philosophen? Welches sind die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Dem äusserlichen Anschein nach sollte man sie beynahe für eine Gesellschaft von Marktschreyern halten, wovon jedes Mitglied auf öffentlichen Plätzen dem Volke zuruft: Kommt hieher, ich allein betrüge euch nicht! Der eine behauptet: es bestehe alles in der Vorstellung, und es gäbe gar keine Körper; der andere behauptet: die Materie sey die einzige Substanz, und die Welt sey zugleich Gott; ein dritter behauptet: es gäbe weder Tugend noch Laster, und erklärt das moralische Gute und Böse für ein Hirngespinnst; noch ein anderer vergleicht die Menschen mit den Wölfen, und glaubt, daß sie sich ohne weitere Gewissensbisse untereinander

selbst aufreiben können. O ihr berühmten Philosophen! warum behaltet ihr diese heilsamen Lehren nicht für eure Freunde und Kinder? Ihr würdet von ihnen bald den Lohn dafür empfangen, und wir hätten wenigstens nicht zu befürchten, einige von euren Anhängern unter den unsrigen zu finden.

Dies sind also die großen Männer, die man während ihrer Lebenszeit so sehr bewundert, und deren Ruhm noch nach ihrem Tode fortdauert! Dies sind die bewundrungswürdige Lehren, welche sie uns hinterlassen, und die wir unsern spätern Nachkommen aufbehalten werden! Findet man wohl in der ganzen Geschichte der heydnischen Greuel etwas, das sich mit diesen schändlichen Denkmälern vergleichen ließe, welche uns, seit dem Anfang der christlichen Religion, durch die Buchdruckerkunst sind aufbewahrt worden? Die gottlosen Schriften eines Diagoras, eines Leucippus wurden zugleich mit ihren Verfassern vergessen. Die Kunst, die Ausschweifungen des menschlichen Geistes zu verewigen, war damals noch nicht erfunden; dieser Kunst (*) allein, und dem Gebrauch, den wir davon machen, haben wir es zu danken, daß die schäd-

(*) Wenn man die erstaunlichen Unordnungen betrachtet, welche die Buchdruckerkunst schon in Europa an-

schädlichen Träumereyen eines Spinoza, eines Hobbes ewig bleiben werden.

So geht denn hin, ihr berühmten Schriften, deren unsre rohe und unwissende Vorfahren unfähig gewesen wären; begleitet jene noch gefährlichere Werke, welche den Grund der Verderbnis unsrer Sitten enthalten, zu unsern Nachkommen, und überliefert den künftigen Zeiten die wahre Geschichte des Fortgangs und der Nüzlichkeit unsrer Wissenschaften und Künste. Sobald sie euch lesen werden, so werden sie wegen der Frage, worüber heutzutag so viel gestritten wird, nicht länger in Ungewißheit bleiben, und wenn sie nicht noch un-

angerichtet hat; und wenn man von der täglichen Ueberhandnehmung dieses Uebels auf die Zukunft schließt: so wird man leicht voraussehen können, daß die Regenten diese schädliche Kunst mit eben so vieler Mühe aus ihren Staaten künftig verbannen werden, als sie dieselbe anfänglich unterstüzt haben. Der Sultan Achmet gab dem dringenden Verlangen einiger sogenannten Leute von Geschmack nach, und ließ zu Konstantinopel eine Buchdruckerey errichten; die Pressen waren aber kaum im Gange, als man genöthigt war, sie zu zerstören, und die Werkzeuge davon in einen Brunnen zu werfen. Man sagt, daß, als man den Kalif Omar fragte,

besonnener sind, als wir, so werden sie ihre Hände gen Himmel aufheben, und in der Angst ihrer Seele sagen: „Allmächtiger Gott! du, der du die „Herzen der Menschen lenkst, erlöse uns von dieser „Erleuchtung und von den schädlichen Künsten un„serer Väter; gieb uns wieder jene Unwissenheit, „jene Unschuld und jene Armuth, wodurch wir „allein glücklich und vor deinen Augen angenehm „werden."

Hat sich nun die Summe unsrer Glückseligkeit durch den Fortgang der Wissenschaften nicht vermehrt, und hat die Verderbnis der Sitten die Verderbnis des Geschmacks nach sich gezogen; was sollen

was man mit der Bibliothek zu Alexandrien machen sollte, er also antwortete: Wenn die Bücher Sachen enthalten, die dem Koran zuwider sind, so sind sie schädlich, und man muß sie verbrennen; enthalten sie aber blos das, was in dem Koran enthalten ist, so verbrenne man sie gleichfalls; denn sie sind überflüßig. Unsre Gelehrten führen dieses Urtheil als ein Muster von Dummheit an; allein man setze Gregorius den Großen an die Stelle des Kalifen, und das Evangelium an die Stelle des Korans: so wäre die Bibliothek zu Alexandrien gleichfalls verbrannt worden, und dieses wäre vielleicht der schönste Zug in dem Leben dieses berühmten Pabstes gewesen.

sollen wir alsdenn von dem großen Haufen alltäglicher Schriftsteller denken, welche den Weg zu dem Tempel der Musen gebahnt, und die Hindernisse weggeräumt haben, welche die Natur darauf gelegt, um diejenigen zu prüfen, welche nach Wissenschaft begierig sind? Was können wir von den Kompilatoren denken, welche das Thor der Wissenschaften unvorsichtigerweise geöfnet, und eine Menge Volks in ihr Heiligthum hineingeführt haben, welche nicht würdig war, sich ihm zu nähern, da es ohnehin zu wünschen wäre, daß alle diejenigen, welche es in den Wissenschaften nicht hoch brächten, lieber gleich anfangs zurückgeschreckt würden, und eine der Gesellschaft nützlichere Kunst ergriffen? Derjenige, der nun auf immer ein schlechter Dichter, ein mittelmäßiger Mathematiker ist, wäre vielleicht ein berühmter Fabrikant geworden. Diejenigen, so die Natur zu Lehrern des Ganzen bestimmt hatte, brauchten keine Lehrmeister. Baco, Kartesius und Newton, diese Lehrer des menschlichen Geschlechts, hatten selbst keine Anweisung, und welcher Lehrer hätte sie je dahin gebracht, wo sie ihr eignes unermeßliches Genie hinbrachte? Mittelmäßige Lehrmeister hätten ihren Verstand in der Blüthe erstickt, indem sie ihn nach dem engen Umfang des ihrigen gebildet hätten. Ihr Eifer

wuchs mit der Größe der Hindernisse, die sich ihnen zuerst entgegensezten, und an diesen übten sie sich, jene unermeßliche Bahn zu durchlaufen, welche sie zurückgelegt haben. Nur denjenigen Personen muß man es erlauben, sich den Wissenschaften zu ergeben, welche sich stark genug fühlen, allein und ohne Führer den Pfad jener zu betreten, und ihnen noch zuvorkommen; nur diese kleine Anzahl ist bestimmt, dem menschlichen Geist Ehrendenkmäler zu errichten. Ist aber ihrem Geiste nichts zu hoch, nichts undurchdringlich, so müssen ihre Hofnungen gleichfalls unbegränzt seyn; und dieses ist die einzige Aufmunterung, welche sie erwarten. Die Seele richtet sich allmächlich nach den Gegenständen, womit sie sich beschäftigt, und große Gelegenheiten erzeugen große Männer. Der Fürst der Beredsamkeit war Konsul zu Rom, und der größte Philosoph, den wir vielleicht haben, ward Kanzler von England. Glaubt man, daß wenn der eine Professor auf einer Universität gewesen, und der andere ein mäßiges Gehalt von einer Akademie gezogen hätte; glaubt man, sage ich, daß man ihren Stand nicht aus ihren Werken hätte erkennen können? Die Könige sollten daher den Rath großer Männer, welche im Stande sind, ihnen zu rathen, nicht verachten; sie sollten das veraltete Vorurtheil

fah=

fahren lassen, welches blos in dem Stolze der Großen seinen Grund hat, und vermöge dessen man glaubt, es sey schwerer ein Volk zu regieren als es zu erleuchten; gerade als wenn es leichter wäre, die Menschen zu bereden, aus freyem Willen Gutes zu thun, als sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Möchten sie doch den Gelehrten vom ersten Range den Zutritt zu sich verstatten, und ihnen die einzige Belohnung, welche ihrer würdig ist, ertheilen; diejenige nemlich: durch ihr Ansehn das Glück derer Menschen befördern zu helfen, welchen sie vorher die Tugend gelehrt haben; alsdenn erst wird man sehen, was Tugend, Wissenschaft und Ansehn vermögen, wenn sie, von einem edlen Eifer begeistert, vereinigt an der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts arbeiten. So lange aber die Macht auf der einen Seite, Weisheit und Wissenschaft allein auf der andern Seite seyn werden: so werden sich die Gelehrten selten sehr hoch erheben, die Fürsten werden selten große Thaten verrichten, und das Volk wird immerfort schlecht, verdorben und unglücklich seyn.

Wir gemeinen Menschen aber, welchen der Himmel solche große Gaben nicht ertheilt, die wir zu solcher Ehre nicht bestimmt sind, wir wollen in unserer Dunkelheit bleiben. Laßt uns nicht nach einem

Ruhm trachten, welchen wir nicht erhalten können, und welcher nach dem jetzigem Zustand der Sachen uns die Mühe nicht belohnen würde, die wir uns darum geben, auch selbst alsdenn, wenn wir schon Ansprüche darauf machen könnten. Wozu brauchen wir unser Glück in der Meynung andrer zu suchen, da wir es in uns selbst finden können? Wir wollen es andern überlassen, die Menschen zu unterrichten und ihnen ihre Pflichten zu lehren; wir aber wollen suchen die unsrigen recht zu erfüllen; und mehr brauchen wir nicht zu wissen.

O Tugend! einzige wahre Wissenschaft edler Seelen! warum kostet es so viel Mühe dich kennen zu lernen! sind nicht deine Grundsätze jedem Herzen eingeprägt? Und ist es nicht genug, um dich kennen zu lernen, wenn man in sich selbst zurückkehrt, und bey der Ruhe der Leidenschaften den innern Richter anhört? Dies ist die wahre Philosophie; laßt uns damit begnügen; und ohne den Ruhm jener berühmten Männer zu beneiden, welche sich durch ihre Wissenschaft unsterblich machen, wollen wir uns bemühen, jenen rühmlichen Unterschied zwischen ihnen und uns festzusetzen, welchen man sonst an zween berühmten Völkern bemerkte, daß nemlich das eine gut zu reden, das andre aber gut zu handeln wußte.

Rousseaus Anmerkungen
über
die Antwort des Königs von Pohlen (*),
auf die vorhergehende Abhandlung.

Dem ungenannten Schriftsteller, welcher meine Abhandlung einer Antwort würdigte, sollte ich eher danken, als wieder antworten; allein die Pflicht der Dankbarkeit wird in mir die Liebe zur Wahrheit nicht besiegen; und ich werde nie vergessen, daß sobald es die Wahrheit einer Sache betrift, die Ungleichheit des Standes wegfällt, und jeder, vermöge des Rechts der Natur, seine Meynung frey vortragen kann.

Die Abhandlung, welche ich hier beantworte, enthält viele wahre und sehr gut bewiesene Sätze, denen ich nichts entgegensetzen kann; denn ob man mich gleich darinn für einen Doktor erklärt, so wäre es mir doch leid, wenn man mich unter die Zahl derjenigen zählen wollte, welche alles mögliche beantworten können.

Meine Vertheidigung wird mir jedoch nicht schwer; ich werde mich blos begnügen, die Wahrheiten

(*) Stanislaus Lesczinsky.

heiten, welche man mir entgegensezte, mit meiner Meynung zu vergleichen; und wenn ich beweise, daß sie meine Meynung gar nicht umstossen, so glaube ich meine Sache hinlänglich vertheidigt zu haben.

Alle Sätze meines Gegners lassen sich auf zween Hauptsätze einschränken, wovon der eine das Lob der Wissenschaften enthält, und der andere von dem Mißbrauch derselben handelt. Ich werde jeden einzeln untersuchen.

Nach dem Ton dieser Antwort zu schließen, scheint es, als wenn man wünschte, ich hätte mehr Uebles von den Wissenschaften gesagt, als ich wirklich gesagt habe. Man glaubt, daß das Lob, welches ich ihnen in dem Anfang meiner Abhandlung beylegte, mich sehr viel gekostet hätte; es ist, nach dem Verfasser, ein Geständnis, welches mir die Wahrheit abgezwungen, und das ich bald nachher wiederrufen habe.

Wenn die Wahrheit mir dieses Geständnis abgezwungen, so muß man also glauben, daß ich von dem Guten, welches ich von den Wissenschaften gesagt habe, selbst überzeugt bin; das Gute also, was der Verfasser selbst davon sagt, ist meiner

Meynung

Meynung gar nicht entgegen. Dieses Geständnis, sagt man, ist erzwungen; desto besser für mich; denn man sieht hieraus, daß die Wahrheit bey mir die Neigung überwältiget. Aber woraus schließt man denn, daß dies Lob erzwungen ist? Vielleicht, weil es schlecht gerathen ist? Es würde jedem aufrichtigen Schriftsteller schlecht ergehen, wenn man ihn nach diesem neuen Grundsatz beurtheilen wollte. Vielleicht, weil es zu kurz ist? Ich glaube selbst, daß ich weniger Sachen in mehreren Bogen hätte sagen können. Deswegen sagt man, weil ich es wiederrufen habe. Ich weiß nicht an welcher Stelle ich diesen Fehler begangen habe, und ich kann weiter nichts darauf antworten, als daß dieses gar nicht mein Vorhaben war.

Die Wissenschaft ist sehr gut an sich selbst, und man müßte die gesunde Vernunft abschwören, um das Gegentheil zu behaupten. Der Urheber alles Erschaffenen ist die Quelle der Wahrheit; die Allwissenheit ist eine seiner göttlichen Eigenschaften; man nähert sich also Gott selbst einigermaßen, wenn man nach Kenntnissen strebt, und seinen Verstand aufzuklären sucht. In diesem Betracht habe ich die Wissenschaften gelobt, und hierinn lobe ich auch meinen Gegner. Er redet noch vieles von

dem

dem vielfachen Nutzen, welchen man aus Künsten und Wissenschaften ziehen kann, und ich würde vielleicht ebensoviel gesagt haben, wenn es zu meiner Sache gehörte. Wir sind also in diesemt Punk ganz einig.

Allein, wie kömmt es, daß die Wissenschaften, deren Quelle so rein und deren Entzweck so löblich ist, soviele Gottlosigkeiten, soviele Ketzereyen, soviele Irrthümer, soviele alberne Lehrgebäude, soviele Widersprüche, soviele schlechte Romane, soviele schlechte Verse, soviele schlüpfrige Bücher erzeugen; warum findet man bey ihren Verehrern soviel Stolz, soviel Geiz, soviele Bosheit, soviele Tücke, soviel Neid, soviel Lügen, soviele schlechte Thaten, soviele Verläumdungen, soviele niedrige und schändliche Schmeicheley? Deswegen sagte ich, weil die Wissenschaft, so schön und erhaben sie ist, dennoch nicht für den Menschen gemacht ist; sein Geist ist zu eingeschränkt, als daß er jemals es hoch bringen könnte, und sein Herz ist zu sehr voller Leidenschaften, als daß er sie nicht übel anwenden sollte; sein einziges Bestrebeu sollte seyn, seine Pflichten ganz kennen zu lernen, und zu dieser Kenntnis hat jeder Kräfte genug von der Natur erhalten. Mein Gegner gesteht selbst, daß die

Wissen=

Wissenschaften durch den Mißbrauch können schädlich werden, und daß sie sehr viele Menschen mißbrauchen. Hierinn, dünkt mich, sind wir beede nicht uneinig; und ich setze noch hinzu, daß man sie oft und beständig mißbraucht, und ich glaube nicht, daß man in der Antwort das Gegentheil behauptet habe.

Ich kann also behaupten, daß unsre Grundsätze, und daher auch alle Folgerungssätze, welche man daraus herleiten könnte, einander gar nicht entgegen sind, und dieses wollte ich nur beweisen. Allein am Ende sind unsre beeden Schlußfolgen einander entgegen. Mein Schluß war, daß, weil die Wissenschaften die Sitten mehr verderben, als sie der Gesellschaft Nutzen bringen, es daher zu wünschen wäre, daß sich die Menschen wenig damit beschäftigten. Die Schlußfolge meines Gegners war, daß obgleich die Wissenschaften viel Uebels hervorbringen, man sie wegen dem Guten, welches aus ihnen entspringen kann, dennoch befördern müsse. Ich überlasse es, nicht dem Publiko, sondern der kleinen Anzahl wahrer Philosophen, zu urtheilen, welche von beeden Schlußfolgen vorzuziehen sey.

Ich habe nur noch einige Anmerkungen über verschiedene Stellen dieser Antwort zu machen, welche mir scheinen nicht so richtig zu seyn, als die übrigen, deren

Richtigkeit ich gerne bewundern, und welche daher den Verfasser zu einem Trugschluß können verleitet haben.

Der Anfang der Antwort enthält einige Persönlichkeiten, welche ich nicht anführen werde, als insoferne sie zur Sache gehören. Der Verfasser beehrt mich mit verschiedenen Lobeserhebungen, und dies hieße mir freylich den Weg bahnen; allein der Unterschied der Sachen ist hier zu groß; und ein ehrfurchtvolles Stillschweigen bey dem Gegenstand unsrer Bewunderung ist öfters viel schicklicher, als unvorsichtige Lobeserhebungen. (*)

Meine

(*) So lange es noch Gelehrte und Hofschranzen giebt, so werden alle Regenten, sie seyen gut oder schlecht, ohne Unterschied gelobt werden. Fürsten aber, die zugleich große Männer sind, gehört ein mäßiges aber ausgewähltes Lob. Die Schmeicheley beleidigt ihre Größe, und selbst das Lob verdunkelt schon einigermaßen ihre Ehre. Wenigstens weis ich gewiß, daß Trajan in meinen Augen viel größer wäre, wenn Plinius niemals geschrieben hätte. Wäre Alexander wirklich der große Mann gewesen, der er seyn wollte, so würde er nie weder an sein Porträt, noch an seine Bildsäule gedacht haben, sein Lob hätte er einem Lacädemonier überlassen sollen, selbst, wenn er nie wäre gelobt worden. Das einzige würdige Lob eines Königs hört man nicht aus dem Munde eines feinen Redners, sondern aus dem Munde eines freyen Volks.

Meine Abhandlung, sagt man, erregt Erstaunen (*), mich dünkt, daß man sich hierüber deutlicher ausdrücken müsse. Man erstaunt, daß sie gekrönt worden. Es ist jedoch gar kein Wunder, daß öfters eine mittelmäßige Schrift den Preis erhält. In jedem andern Betracht würde dieses Erstaunen der Akademie zu Dijon ebensoviele Ehre, als den übrigen Akademien Unehre machen; und man kann leicht denken, wie vortheilhaft dieses für mich wäre.

Man beschuldigt mich, in sehr schönen Worten, daß meine Aufführung und meine Lehre einander gerade entgegengesezt wären; man wirft mir vor, daß ich die Wissenschaften, welche ich verachte, selbst

(*) Die Frage an sich selbst erweckt Erstaunen, die größte und schönste Frage, so jemals aufgeworfen, und die sobald nicht wieder wird erneuert werden. Die französische Akademie hat jezund für das Jahr 1752 eine Preisfrage ausgesezt, welche viel ähnliches mit der unsrigen hat. Man fragt: Ob die Liebe zu den Wissenschaften, die Liebe zur Tugend erwecke. Die Akademie wollte eine so wichtige Frage nicht zweifelhaft lassen; und diese weise Gesellschaft hat bey der Beantwortung dieser Frage die Zeit verdoppelt, welche sie sonst nur für die schwersten Aufgaben bewilligte.

selbst erlernt habe (*), und da man behauptet, daß ich zu beweisen suche, daß Wissenschaft und Tugend nicht vereinbar sind, so fragt man mich geschwinde, wie ich die eine annehmen und die andere vertheidigen kann.

Es gehört viele Geschicklichkeit dazu, mich selbst mit in die Sache hereinzuziehen, und diese Persönlichkeit muß mir meine Vertheidigung nothwendigerweise erschweren, und zum Unglück habe ich viel zu antworten. Wenigstens soll die Richtigkeit meiner Antworten, die Annehmlichkeit, welche ich ihnen nicht geben kann, einigermaßen vergelten.

1) Ich habe mich unterstanden zu behaupten, daß das Studium der Wissenschaften, die Sitten einer

(*) Ich will nicht, wie viele andere, damit vertheidigen, daß unsre Erziehung nicht von uns abhängt, und daß man uns nicht fragt: ob wir das Gift einsaugen wollen oder nicht. Ich habe mich selbst von freyem Willen den Wissenschaften ergeben; und da ich gewahr wurde, welche Unruh in meiner Seele durch sie entstand, ohne daß jedoch mein Verstand etwas dabey gewonnen hätte, so habe ich sie von ganzem Herzen wieder verlassen. Ich will nichts mehr von einer Beschäftigung wissen, wo man glaubt, alles der Wahrheit wegen zu thun, und im Grunde blos der Eitelkeit wegen arbeitet.

einer Nation verderbe, und ich glaube es auch bewiesen zu haben. Allein, wie sollte ich sagen können, daß Tugend und Wissenschaft bey jedem einzeln Menschen nicht zu vereinigen sind, ich, der ich die Regenten ermahnte, wahre Gelehrte an ihre Höfe zu berufen, und ihnen ihr Vertrauen zu schenken, damit man einmal einsehen lerne, was Wissenschaft und Tugend, wenn sie miteinander vereinigt, zum Besten des menschlichen Geschlechts ausrichten können?

Ich gestehe es zwar, diese wahre Gelehrte sind selten; denn um die Wissenschaften recht anwenden zu können, muß man zugleich große Talente und große Tugenden besitzen; dieses nun kann man von gewissen vorzüglichen Köpfen, nicht aber von dem großen Haufen erwarten.

Man kann also aus meinen Sätzen nicht schliessen, daß ein Mensch nicht zugleich Wissenschaft und Tugend in sich vereinigen könne.

2) Wenn auch dieser Widerspruch sich bey mir selbst vorfände, so kann man mich dennoch nicht deswegen angreifen. Ich liebe die Tugend, mein Herz giebt mir dieses Zeugnis, ich weis aber auch nur gar zu wohl, welch ein großer Schritt noch

 von

von dieser Liebe bis zur Ausübung ist, und diese leztere macht allein den Menschen tugendhaft; übrigens bin ich weit entfernt, viele Wissenschaft zu besitzen, noch vielweniger mich damit groß zu machen. Ich glaubte, daß das aufrichtige Bekenntnis, welches ich im Anfang meiner Abhandlung abgelegt habe, mich von dieser Beschuldigung freysprechen würde; ich fürchtete vielmehr, man würde mich beschuldigen, daß ich Sachen beurtheile, welche ich nicht verstehe. Man kann also leicht denken, wie schwer es war, diesen beeden Beschuldigungen auszuweichen. Und wer weis, ob ich nicht leztere verwerfen würde, so sehr ich sie verdiene, sobald man beede nicht zusammen vereinigen könnte.

3) Ich könnte bey dieser Gelegenheit mich des Ansehens der Kirchenväter bedienen, welche die irrdischen Wissenschaften verachteten, und deren sie sich jedoch bedienten, um die heydnischen Philosophen zu widerlegen. Ich könnte auch das Gleichnis von den egyptischen Gefäßen, welche die Israeliten wegstohlen, anführen, dessen sie sich bey dieser Gelegenheit oft bedienten; allein ich will mich begnügen, und einmal für allemal fragen: Wenn mich ein Mörder überfiele, und ich hätte das Glück, mich

LB Coburg

mich seines Gewehrs zu bemächtigen, wäre es mir alsdenn verboten, ehe ich es wegwerfe, es gegen ihn selbst zu gebrauchen, und ihn dadurch von mir zu entfernen?

Wenn also dasjenige, was man mir vorwirft, kein Widerspruch ist, so braucht man nicht zu glauben, daß ich blos der Sonderbarheit wegen diesen Satz behaupten wollte; und dies um destoweniger, da mein Styl, so schlecht er auch seyn mag, dennoch gar nicht von der Art ist, wie man ihn sonst in witzigen Schriften anzutreffen pflegt.

Es ist Zeit von einer Sache zu schweigen, welche mich selbst betrift, man gewinnt niemals dabey, wenn man von sich selbst redet, und das Publikum verzeyht diese Unbesonnenheit sehr selten, selbst alsdenn nicht, wenn man dazu gezwungen ist. Die Wahrheit selbst ist so unabhängig, sowohl von denen, die sie bestreiten, als von denen, die sie vertheidigen, daß nach meinem Erachten, die Schriftsteller sich selbst ganz darüber vergessen sollten; man würde auf diese Art viel Papier und viele Dinte ersparen. Allein diese Regel, welche mir so leicht zu beobachten ist, wird sehr schwer in Ansehung meines Gegners; und dieser Unterschied zwischen uns ist keineswegs zu meinem Vortheil.

Der Verfasser bemerkt, daß ich die Wissenschaften blos wegen ihrem schädlichen Einfluß auf die Sitten heruntersetze, und antwortet mir daher dadurch, daß er den großen Nutzen weitläuftig herzählt, welcher durch sie in einem Staat entsteht; gerade als wenn es genug wäre, einen Angeklagten dadurch zu vertheidigen, daß man beweißt, er sey sehr gesund, sehr geschickt, und besitze viele Reichthümer. Sobald man mir nur zugiebt, daß Wissenschaften und Künste die Rechtschaffenheit verdrängen, so bin ich übrigens nicht in Abrede, daß sie uns viele Bequemlichkeiten verschaffen; denn in diesem Betracht haben sie eine Aehnlichkeit mehr mit unsern übrigen Lastern.

Der Verfasser geht weiter und behauptet, daß die Wissenschaft nöthig wäre, um die Schönheiten der Natur zu bewundern, und daß das Schauspiel der ganzen Natur, welches, wie es scheint, zum Unterricht der Einfältigen, so unverhüllt vor unsern Augen liegt, vielen Unterricht erfordere, um es zu bewundern. Ich gestehe es, daß mich dieser Satz sehr befremdete. Sollten also wohl alle Menschen Philosophen seyn, oder sollten nur blos Philosophen an Gott glauben? Die heil. Schrift ermahnt uns an tausend Stellen, die Größe und

Güte

Güte Gottes aus seinen Werken erkennen zu lernen; ich glaube nicht, daß sie uns an einer einzigen Stelle sagt, die Physik zu studieren, oder daß das Gebet desjenigen, welcher nichts weis, Gott angenehmer sey, als das Gebet des andern, welcher den Ceder und Ysop, und den Rüssel einer Fliege und den eines Elephanten, kennt.

Man glaubt immer genug erklärt zu haben, was die Wissenschaften thun, wenn man erzählt, was sie thun könnten. Dies scheint mir jedoch sehr verschieden zu seyn; ich weis wohl, daß die Kenntniß der Natur den Menschen zu Gott erheben sollte, statt dessen aber vermehrt sie nur seine Eitelkeit. Der Philosoph, welcher sich schmeichelt, die Geheimnisse Gottes zu durchschauen, untersteht sich, seine Weisheit mit der ewigen Weisheit zu vereinigen; er billiget, er verwirft, er verbessert, er schreibt der Natur Gesetze vor und schrenkt die Gottheit ein; und unterdessen er mit seinen eitlen Lehrgebäuden beschäftigt ist, und sich bemüht, das Weltall umzuschaffen, so sieht der Ackersmann die Sonne und den Regen wechselsweis sein Feld befruchten, und bewundert, lobt und segnet die Hand, die ihm alles dieses giebt, ohne sich um die Art zu bekümmern, wie es ihm zufließt. Er sucht seine Un-

wissenheit und seine Laster nicht durch Unglauben zu entschuldigen. Er tadelt nicht die Werke Gottes und lehnt sich nicht gegen ihn auf, um die Stärke seiner Vernunft zu beweisen. Die gotteslästerliche Rede Alphons des Xten (*) wäre nie in den Sinn eines gemeinen Menschen gekommen; diese Lästerung ward blos einem gelehrten Mund aufbehalten.

Die natürliche Neugierde des Menschen, fährt der Verfasser fort, **erweckt in ihm das Verlangen etwas zu erlernen.** Er sollte also suchen dies Verlangen, so wie jede andre Leidenschaft zu unterdrücken. **Seine Bedürfnisse machen es ihm nothwendig.** In vielem Betracht sind Kenntnisse nüzlich; allein die Wilden sind auch Menschen und fühlen diese Nothwendigkeit nicht. **Seine Geschäfte legen ihm diese Pflicht auf.** Sehr oft legen sie ihm auf, aller Wissenschaft zu entsagen, um seinem Amt gehörig vorstehen zu

können.

(*) Alphons der Xte sagte einst, wenn Gott ihn bey Erschaffung der Welt hätte um Rath gefragt, so würde er ihm sehr gute Anschläge gegeben haben.

können. (*) Jeweiter er darinn fortkömmt, destomehr Vergnügen findet er an Wissenschaften. Und eben deswegen sollte er ihnen nicht trauen. Seine ersten Entdeckungen vermehren seine Wißbegierde. Dies geschieht wirklich bey Leuten von großen Talenten. Jemehr er weis, destomehr sieht er ein, wieviel er noch zu lernen nöthig hat. Das heißt soviel, daß er in der ganzen Zeit, welche er verloren hat, nichts weiter lernt, als künftig noch mehr Zeit zu verderben; denn es giebt nur sehr wenig große Leute, welche, nach Maasgabe ihres Studierens, ihre Unwissenheit immer mehr einsehen lernen, und nur für diese kann die Wissenschaft gut seyn; kleine Geister haben kaum angefangen etwas zu lernen, so glauben sie schon alles zu wissen, und von diesem überzeugt, ist ihnen keine Ungereimtheit so groß, welche sie nicht vorbringen. Mit der Vermehrung seiner Kenntnisse vermehrt sich auch das Vergnügen andern Gutes zu thun. Man sieht wohl, daß der Verfasser, indem er

dieses

(*) Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn diejenigen, die eine Gesellschaft anführen, viele Wissenschaften nöthig haben. Wären die Menschen so, wie sie seyn sollen, so brauchte es wenig Wissenschaft, um dasjenige zu erlernen, was man zu thun hat.

dieses schrieb, mehr seinem Herzen folgte, als die Menschen betrachtete. Er glaubt auch, daß man das Böse müsse kennen lernen, um es vermeiden zu können; und giebt zu verstehen, daß man nicht eher auf seine Tugend bauen könne, ehe man sie nicht vorher auf die Probe gestellt hat. Diese Sätze sind wenigstens zweifelhaft und vieler Auslegungen fähig; denn es ist nicht gewiß, daß man jede Art Böses zu thun vorher kennen müsse, ehe man Gutes thun lernt. Wir haben einen innerlichen Richter, welcher weit untrüglicher ist, als alle Bücher, und der uns in der Noth niemals verläßt. Dieser ist hinreichend, um uns in Unschuld zu erhalten, wenn wir ihn nur jedesmal anhören. Und wie sollte man die Stärke seiner Tugend prüfen, da die Vermeidung der Gelegenheit zum Laster eine der vornehmsten Tugendübungen ist?

Der Weise ist beständig auf seiner Hut, und verläßt sich niemals auf seine Kräfte: er spart allen seinen Muth auf den Nothfall, und begiebt sich niemalen unnöthigerweise in Gefahr. Der Leichtsinnige rühmt beständig mehr von sich, als er thun kann, und läßt sich, nachdem er jedermann beleidigt und beschimpft hat, am leichtesten überwinden. Ich frage nun, welche dieser beeden Schilderungen

am

am besten einem Philosophen gleiche, welcher gegen seine Leidenschaften kämpft.

Man wirft mir vor, daß ich meine Beyspiele von Tugenden mit Fleiß immer von den Alten hergenommen habe. Ich glaube selbst, daß ich mehrere hätte anführen können, wenn ich noch tiefer in das Alterthum zurückgehen konnte. Ich habe auch ein neueres Volk angeführt, und es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht mehrere anführen konnte. Man giebt mir auch Schuld, ich hätte mich gehässiger Gleichnisse bedient, worinn mehr Haß gegen mein Vaterland und meine Zeitgenossen, als Billigkeit und Eifer herrscht. Es kann jedoch nicht leicht jemand seine Zeitgenossen und sein Vaterland so sehr lieben wie ich. Uebrigens sage ich blos das: Ich habe meine Ursachen gesagt und diese muß man untersuchen. Meine Gesinnungen zu beurtheilen, muß man blos demjenigen überlassen, dem es zukömmt.

Ich kann hier einen wichtigen Einwurf nicht übergehen, welcher mir von einem Philosophen gemacht worden. (*) Sollte man nicht vielmehr, sagt er, in dem Himmelsstrich, der

(*) D'Alembert in der Vorrede zu der Encyclopedie.

Leibesbeschaffenheit, dem Mangel an Gelegenheit, dem Mangel an Gegenständen, der Art der Regierung, den Gebräuchen, den Gesetzen, und in jeder andern Sache den Grund jener Verschiedenheit der Sitten unter den Völkern aller Länder und aller Zeiten suchen, als in den Wissenschaften?

Diese Frage enthält große und wichtige Dinge, und verlangt eine zu weitläufige Erklärung, um sie hier beantworten zu können. Uebrigens mußte man die verborgenen aber sehr wesentlichen Verhältnisse untersuchen, welche sich zwischen der Regierungsform jedes Landes, und dem Geist, den Sitten und den Kenntnissen der Unterthanen befinden; und dies würde mich in sehr feine Untersuchungen verwickeln, und mich von meinem Zweck abführen. Es würde mir überdies sehr schwer werden, von der Regierungsform hier zu reden, ohne meinem Gegner einigermaßen zuviel über mich einzuräumen. Und alles wohl überlegt, so lassen sich dergleichen Untersuchungen unter andern Umständen und in Genf am besten anstellen.

Ich komme zu einer weit wichtigern Beschuldigung, als der vorhergehende Einwurf ist; ich werde sie in eigenen Worten hier anführen; denn

es ist nöthig, daß ich sie dem Leser treu vor Augen lege.

Jemehr der Geist seiner Bestimmung nachdenkt, destomehr befestigt er sich in seinem Glauben; jemehr er die Offenbarung untersucht, jemehr wächst sein Vertrauen auf die Religion. In der heil. Schrift entdeckt er ihren heiligen Ursprung; die Schriften der Kirchenväter lehren ihm ihre allmählige Fortpflanzung; in moralischen Büchern und den heil. Geschichtschreibern findet er die Beyspiele und lernt sie auf sich selbst anwenden. Wie! diese mächtigen Stützen der Religion und der Tugend sollen also durch die Unwissenheit erschüttert werden; und ein Doktor zu Genf lehrt öffentlich, daß diese nemliche Religion an dem Verderbnis unsrer Sitten schuld sey? Man würde sich noch mehr verwundern, eine solche sonderbare Lehre behauptet zu sehn, wenn man nicht wüßte, daß die Sonderbarkeit einer Lehre, wenn sie auch noch so gefährlich ist, für denjenigen, welcher sich vor andern auszeichnen will, nur noch ein mächtigerer Antrieb ist, sie zu behaupten.

Ich wage es, den Verfasser zu fragen: wie er meine Sätze jemals auf eine solche Art auslegen konnte? Wie konnte er mich beschuldigen, daß ich das Studium der Religion verwerfe; ich, der ich blos deswegen jene eitlen Wissenschaften verwerfe, weil sie uns von unsern Pflichten abziehen? und was ist denn die Kenntnis der Pflichten eines Christen anders, als die Kenntnis seiner Religion?

Ich hätte mich freylich gegen jene scholastischen Spitzfündigkeiten nachdrücklicher erklären sollen, durch welche man, unter dem Vorwand die Religion aufzuklären, deren Geist und Wesen gänzlich vernichtet, und einen wissenschaftlichen Stolz an die Stelle der christlichen Demuth sezt. Ich hätte mich heftiger gegen jene unbesonnene Priester herauslassen sollen, welche zuerst Hand anlegten, um mit ihrem schwachen Verstand ein Gebäude zu unterstützen, welches Gott selbst aufgeführt hatte. Ich hätte jene leichtsinnige Menschen verabscheuen sollen, welche durch ihre elende Grübeleyen die erhabene Einfalt des Evangeliums verunstaltet, und die Lehre Christi in Schlüsse gebracht haben; allein ich soll mich hier vertheidigen, und nicht streiten.

Ich sehe wohl, daß ich diesen ganzen Streit durch historische Beyspiele endigen muß. Wenn

ich mit wenigen Worten hier bestimmen könnte, wieviel Wissenschaften und Religion von ihrem Ursprung an miteinander gemein hatten, so würde die Frage auf einmal entschieden seyn.

Das auserwählte Volk Gottes hat niemals die Wissenschaften getrieben, und man hat sie ihm auch niemals angerathen; und wenn die Wissenschaften zu etwas gut wären, so hätten sie die Israeliten mehr als jedes andre Volk nöthig gehabt. Im Gegentheil gaben sich ihre Anführer alle Mühe, sie soviel möglich von den übrigen abgöttischen und aufgeklärten Völkern zu entfernen. Diese Vorsicht war bey ihnen auf der einen Seite nöthiger als auf der andern; denn dieses schwache und grobe Volk ließ sich leichter durch die List der Baalspfaffen, als durch die Scheingründe der Philosophen hintergehen.

Nach ihrer Zerstreuung unter die Egypter und Griechen kostete es noch lange Zeit, ehe die Wissenschaften bey den Hebräern Wurzel faßten. Josephus und Philo, die unter jeder andern Nation sehr mittelmäßige Köpfe gewesen wären, waren bey ihnen Wundersmänner. Die Saducäer, welche man an ihrem Unglauben erkannte, waren die Philoso-

losophen Jerusalems; und die Pharisäer, so die größten Heuchler waren, waren ihre Lehrer. (*) Leztere ob sie gleich ihre Wissenschaft blos auf die Erlernung der Gesetze einschränkten, machten doch aus dieser Wissenschaft sehr viel Wesens, und lehrten sie mit vieler Selbstgenügsamkeit; sie beobachteten auch sehr eifrig alle Religionsübungen; allein das Evangelium lehrt uns, was von diesem Eifer zu halten sey; übrigens besaßen sie alle sehr wenig Wissenschaft und sehr viel Stolz; und in diesem Fall sind sie von unsern heutigen Lehrern wenig unterschieden.

Christus,

(*) Diese zwo Sekten verachteten und haßten einander so sehr, als Philosophen und Lehrer einander immer hassen werden; d. h. diejenigen, welche in ihrem Kopf die Wissenschaft anderer zusammensammeln, und diejenigen, welche glauben eine eigne Wissenschaft zu besitzen. Man bringe den Musik- und den Tanzmeister aus dem Lustspiel, der geadelte Bürger, zusammen, und man wird den Alterthumskenner und den schönen Geist, den Chymisten und den Gelehrten, den Rechtsgelehrten und den Arzt, den Meßkünstler und den Dichter, den Theologen und den Philosophen finden. Um diese Leute richtig zu beurtheilen, muß man sie selbst fragen, nicht was sie von sich selbst, sondern was sie von den andern halten.

Christus, in dem neuen Testament, übertrug sein Lehramt und seine Lehre keinen Gelehrten. Er zeigte in seiner Wahl jene Liebe für die Armen und Einfältigen, welche man bey jeder Gelegenheit an ihm bemerkt hat. Und in dem Unterricht an seine Jünger findet man nicht ein Wort von Wissenschaften, und dies kann vielleicht zum Beweis dienen, daß er sie geringschäzte.

Nach dem Tod Christi unternahmen es zwölf arme Fischer und Handwerksleute die Welt zu bekehren. Ihre Lehrart war einfältig, ihr Vortrag ungekünstelt; allein sie predigten mit gerührtem Herzen, und die Heiligkeit ihres Wandels war das größte Wunder, welches Gott ihnen wiederfahren ließ; ihre Schüler folgten ihrem Beyspiel, und der Fortgang ihrer Lehre war unglaublich. Die heydnischen Priester überredeten ihre Könige, daß der Staat verloren sey, weil die Opfer sich verminderten. Die Verfolgungen fiengen an, und die Verfolger beförderten dadurch noch mehr eine Religion, welche sie unterdrücken wollten. Alle Christen wurden Märtyrer, und das Volk ließ sich haufenweis taufen. Die Geschichte dieser ersten Zeiten enthält nichts als eine fortlaufende Erzählung von Wundern.

Unterdessen waren die heydnischen Priester nicht zufrieden, sie zu verfolgen, sie fiengen an sie zu verläumden; und die Philosophen, die bey einer Religion, welche die Demuth predigt, ihre Rechnung nicht funden, vereinigten sich mit ihnen. Spott und Beschimpfung verfolgten allenthalben die neue Sekte. Man vertheidigte sich endlich mit der Feder. Der heil. Justinus, der Märtyrer, (*) fieng

(*) Diese ersten Scribenten, welche ihre Lehre mit ihrem Blut versiegelten, würden heutzutage sehr anstößige Schriftsteller seyn; denn sie vertheidigten gerade die nemliche Meynung, die ich vertheidige. Der H. Justinus, in seinem Gespräch mit Triphon, untersucht alle philosophische Sekten, welchen er sonst angehangen, und macht sie so lächerlich, daß man glaubt, ein Lucianisches Gespräch zu lesen; auch erhellt aus der Apologie des Tertullians, wie sehr die ersten Christen sich beleidigt glaubten, wenn man sie für Philosophen hielt.

Es würde der Philosophie nicht zur Ehre gereichen, wenn man alle die schädlichen und gottlosen Sätze ihrer verschiednen Sekten anführen wollte. Die Epikuräer leugneten die Vorsehung; die Akademiker zweifelten an dem Daseyn Gottes; und die Stoiker an der Unsterblichkeit der Seele. Die weniger berühmten Sekten hegten keine bessern Grundsätze; hier ist eine Probe davon aus dem Theodorus, welcher das Haupt der einen Cyrenaischen Sekte

fieng zuerst an, seinen Glauben zu vertheidigen. Man griff die Heyden wieder an; und bey jedem Angriff wurden sie überwunden. Der gute Fortgang machte den übrigen Schriftstellern Muth.

Sekte war, und welche Diogenes Laertius anführt. Sustulit amicitiam, quod ea neque insipientibus, neque sapientibus adsit . . . Probabile dicebat, sapientem virum non se ipsum pro patria, periculis exponere; neque enim pro insipientium commodis amittendam esse prudentiam. Furto quoque & adulterio & sacrilegio, cum tempestivum erit, daturum operam sapientem; nihil quippe horum turpe natura esse. Sed auferatur de hisce, vulgaris opinio, quæ a stultorum imperitorumque plebicula conflata est . . . Sapientem publice, absque ullo pudore ac suspicione, scortis congressurum.

Dieses sind einzelne Sätze, ich weis es; allein giebt es nur eine einzige Sekte, welche nicht gefährliche Sätze hegte? Und was sollen wir von den zwoen verschiedenen Lehren denken, welche von allen Philosophen so begierig angenommen, und vermöge welcher sie anders dachten, als sie lehrten? Pythagoras war der erste, welcher eine innere Lehre annahm, und diese eröfnete er seinen Schülern, erst nach dem er sie lange geprüft hatte, unter dem größten Geheimnis; heimlich lehrte er sie den Atheismum, und öffentlich opferte er dem Jupiter Hekatomben. Die Philosophen fanden diese Lehrart

Unter dem Vorwand, die Schändlichkeit des Heydenthums aufzudecken, fieng man an, die Götterlehre und andre Wissenschaften (*) zu erlernen; man wollte gelehrt und witzig seyn; die Bücher er-

so bequem, daß sie sich in kurzem in Griechenland und Rom ausbreitete, wie man es aus den Schriften des Cicero sieht, welcher sich mit seinem Freunde über die Götter lustig machte, und sie jedoch in seinen Reden so feyerlich anflehte.

(*) Man beschuldigt mit Recht den Clemens von Alexandrien, daß er in seinen Schriften zuviel eitle Wissenschaft gezeugt, welche einem Christen nicht sehr anständig sind. Unterdessen scheint dieses zu entschuldigen, weil man damals eine Lehre studieren mußte, um sie zu bestreiten. Allein wer kann ohne Lachen die Bemühungen unsrer heutigen Gelehrten ansehn, welche sie sich geben, um die Götterlehre aufzuklären?

Die innre Lehre ist nicht von Europa nach China gekommen, sondern sie ist zugleich mit der Philosophie dort entstanden, und ihr haben die Chineser die Menge Atheisten und Philosophen zu danken, welche unter ihnen sind. Die wahre Geschichte dieser Lehre, von einem großen und aufrichtigen Mann beschrieben, würde der alten und neuern Philosophie einen ziemlichen Stoß geben. Allein die Philosophie wird immer der Vernunft und der Zeit trotzen; weil sie ihre Quelle in dem menschlichen Stolz hat, welcher stärker ist, als alles.

erschienen in Menge und die Sitten fiengen an zu sinken. Bald nachher begnügte man sich nicht mehr an der edlen Einfalt des Evangeliums und dem Zeugnis der Apostel; man wollte mehr Verstand besitzen als seine Vorfahren. Man fieng an über die Lehrsätze zu grübeln; jeder wollte seine Meynung behaupten, und keiner wollte nachgeben. Die Begierde, Anführer einer Sekte zu seyn, fieng an, und alsbald kamen von allen Seiten Ketzereyen zum Vorschein.

Haß und Gewaltthätigkeit fiengen nun an jeden Streit zu begleiten. Die so sanften Christen, welche sonst von nichts wußten, als ihren Hals dem Stahl darzubieten, verfolgten sich untereinander selbst auf die grausamste Art, und ärger als die Heyden; alle verfielen in die nemliche Ausschweifung, und die Sache der Wahrheit wurde eben so wenig mit Mäßigung vertheidigt, als die Sache des Irrthums.

Ein anderes weit grösseres Uebel entstund aus der nemlichen Quelle. Die Vermischung der alten Philosophie mit der christlichen Lehre. Jemehr man die griechischen Philosophen studierte, jemehr glaubte man Aehnlichkeit mit dem Christenthum in ihnen zu finden. Man glaubte, die Religion würde

 dabey

dabey gewinnen, wenn sie durch das Ansehn der Philosophen unterstüzt würde. Es war eine Zeit, wo man Platoniker seyn mußte, um rechtglaubig zu seyn; und es fehlte wenig, daß nicht erstlich Plato, und nach ihm Aristoteles, die Stelle Christi auf den Altären einnahmen.

Die Kirche eiferte sehr oft gegen diese Mißbräuche. Ihre größten Vertheidiger bestritten sie oft in den heftigsten Ausdrücken; und sie versuchten einigemal alle weltliche Wissenschaften zu verbannen, weil sie nur die Reinigkeit der ersten Lehre verdunkelten.

Einer der berühmtesten Päbste gieng in seinem Eifer so weit, daß er behauptete, es wäre schändlich, daß man das Wort Gottes den Regeln der Grammatik unterwerfe. Allein sie hatten gut predigen; von dem Strome fortgerissen, waren sie genöthigt, die Gebräuche, die sie verwarfen, selbst zu beobachten, und die mehresten fiengen an, auf eine sehr gelehrte Art die eingerissenen Mißbräuche zu bestreiten, und den Schaden der Wissenschaften zu beweisen.

Nach langem Streit wurde die Ruhe endlich wieder hergestellt. Gegen das zehnte Jahrhundert

fiengen die Wissenschaften an zu verschwinden; die Geistlichkeit versunk in eine solche Unwissenheit, die ich gar nicht billigen will, weil sie ebensowohl Sachen betraf, die sie wissen sollten, als auch Sachen, die unnütz waren, bey welchen aber die Kirche mehr Ruhe erhielt, als sie vorher genossen hatte.

Sobald die Wissenschaften wieder emporkamen, so fiengen die Streitigkeiten von neuem und noch heftiger als vorher wieder an. Die Fragen wurden von gelehrten Männern aufgeworfen, und von gelehrten Leuten beantwortet, und die gelehrtesten waren die hartnäckigsten. Man stellte vergebens Versammlungen von den Gelehrten verschiedener Sekten an; keiner war zum Versöhnen geneigt, und vielleicht auch nicht zur Wahrheit; alle suchten nur sich auf Unkosten ihres Gegners hervorzuthun; jeder wollte Recht haben, keiner suchte Unterricht; der Stärkere legte dem Schwächern Stillschweigen auf; der Streit endigte sich gemeiniglich mit Schimpfworten, und die Verfolgung war jedesmal seine Begleiterin. Gott allein weis es, wenn dieses sich ändern wird.

Die Wissenschaften sind heutzutag im Flor, die Gelehrsamkeit und die Künste blühen unter uns;

 welchen

welchen Nutzen hat nun die Religion daraus gezogen? Man frage jene Menge von Philosophen, welche gar keine nicht haben. Unsere Bibliotheken sind voll theologischer Schriften, und die Kasuisten sind in Menge bey uns. Sonst hatten wir Heilige und keine Kasuisten. Die Wissenschaft breitet sich aus, und der Glaube verschwindet. Jedermann lehrt Gutes zu thun, und niemand will es selbst ausüben. Wir sind alle gelehrt geworden und haben aufgehört Christen zu seyn.

Nein, mit solchem Prunk, breitete sich das Evangelium nicht in der Welt aus, und seine göttliche Schönheit durchdrung auf eine solche Art nicht alle Herzen. Dieses göttliche Buch, das einzige so einem Christen nöthig ist, und das selbst denen nüzlich ist, welche keine Christen sind, braucht nur gelesen zu werden, um die Seele des Menschen zu seinem Schöpfer zu erheben, und den Willen zu erregen, seine Gebote zu befolgen. Nirgends ist die Tugend so reizend vorgestellt; niemals hat sich die größte Weisheit so edel und einfältig ausgedrückt. Man legt das Buch nie weg, ohne jedesmal besser zu werden. O ihr Priester des mir vorgeschriebenen Gesetzes! sparet eure Mühe, mir so viele unnöthigen Sachen zu lernen. Behaltet

alle

diese gelehrte Bücher, welche mich weder überzeugen, noch rühren. Werft euch nieder vor dem barmherzigen Gott, welchen ihr mir wollet kennen und lieben lernen, und bittet ihn für euch selbst, daß er euch jene tiefe Demuth verleihe, welche ihr mir lehren wollt. Prahlet nicht mit eitlen Wissenschaften, und leget jenen ungeziemenden Stolz ab, welcher euch entehrt, und mich von euch abwendet; predigt selbst mit gerührtem Herzen, wenn ihr mich erweichen wollt; und beobachtet vor allen Dingen selbst das Gesetz, welches ihr mir lehren wollt. Mehr braucht ihr und ich nicht zu wissen, und eure Pflicht ist erfüllt. Man braucht dazu weder schöne Wissenschaften noch Philosophie. Auf diese Art muß man dem Evangelio nachleben, und es andern lehren; und auf diese Art haben es die ersten Lehrer unter allen Nationen ausgebreitet: non Aristotelico more, sagten sie, sed piscatorio. Ich merke, daß ich weitläufig werde; allein ich glaubte nicht umhin zu können, mich über eine so wichtige Sache zu erklären. Ueberdies kann der Leser hier einsehen lernen, welch eine bequeme Sache die Kritik ist; denn da, wo man mit einem Wort angegriffen wird, muß man sich mit vielen Seiten vertheidigen.

Ich komme nun zum zweeten Abschnitt der Antwort, und werde mich bemühen, mich kürzer zu fassen, ob ich gleich wenig dabey anzumerken habe.

Nicht aus den Wissenschaften, sagt man, **sondern aus den Reichthümern ist die Weichlichkeit und das Vergnügen an Pracht entstanden.** Ich habe auch nicht behauptet, daß die Pracht aus den Wissenschaften entstanden sey, sondern daß sie zugleich miteinander entstanden, und daß das eine selten ohne das andere zu gehen pflegt. Ich will sehen, daß ich deren Entstehung bestimmen kann; die erste Quelle des Uebels ist die Ungleichheit; aus der Ungleichheit des Standes entsprungen Reichthümer, denn die Worte reich und arm sind relativ, indem da, wo die Menschen gleich sind, es weder reiche noch arme giebt; aus den Reichthümern entstand die Pracht und der Müßiggang; aus der Pracht entstunden die Künste, und aus dem Müßiggang, die Reichthümer. **Die Gelehrten sind zu keiner Zeit reich gewesen.** Hierinn liegt eben das größte Uebel; die Reichen und die Gelehrten verderben sich wechselseitig. Wären die Reichen gelehrter, oder die Gelehrten reicher, so würden leztere weniger Schmeichler seyn, und erstere würden die Schmeichley weniger lieben;

und

und beede würden besser seyn. Dies sieht man an der kleinen Anzahl derjenigen, welche gelehrt und reich zugleich sind.

Es giebt eine Menge dürftiger Philosophen, welche blos in ihre Tugend gehüllt, ihr Leben unbekannt und in der Einsamkeit zubringen, gegen einen Plato, der mit Reichthum überhäuft und einen Aristipp der ein Hofmann war. Ich glaube selbst, daß es sehr viele arme Philosophen giebt, welchen ihre Armuth sehr drückend ist; ich zweifle auch gar nicht, daß sie ihre Philosophie ihrer Armuth zu danken haben; allein wenn ich ihnen auch Tugend zutraue, wie soll sich das Volk nach ihren Sitten richten, da es sie nicht sieht? Die Gelehrten haben weder Lust noch Zeit, Reichthümer zu erwerben. Ich glaube, daß sie keine Zeit dazu haben. Sie lieben das Studium. Derjenige, welcher seinem Beruf nicht nachlebt, ist ein elender oder ein unvernünftiger Mensch. Sie leben sehr mäßig. Man muß sehr für sie eingenommen seyn, um ihnen dieses zum Verdienst anzurechnen. Ein mäßiges und arbeitsames Leben, welches man in der Stille und Einsamkeit und blos mit dem Lesen beschäftigt, zubringt, ist gewiß

wiß kein wollüstiges und lasterhaftes Leben. Freylich nicht in den Augen der Menschen; es kommt blos auf das Innerliche an. Man kann gezwungen seyn, ein regelmäßiges Leben zu führen, und dennoch ein sehr verdorbenes Herz haben; und was nüzt denn seine Tugend und Mäßigkeit, wenn die Früchte seiner Beschäftigung den Müßiggang unterhalten, und den Geist seiner Mitbürger verderben? **Obgleich die Bequemlichkeiten des Lebens öfters die Kunst belohnen, so genießt sie der Künstler doch sehr selten.** Ich glaube schwerlich, daß sie sich etwas abgehen lassen, besonders diejenigen, welche unnütze und daher kostbare Künste treiben, welche sie in den Stand setzen, sich alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. **Sie arbeiten blos für die Reichen.** Nach dem jetzigen Zustand der Sachen zu schließen, würde ich mich gar nicht wundern, wenn einst die Reichen für sie arbeiteten. **Und diese müßigen Reichen genießen die Frucht ihrer Arbeit.** Ich muß es nochmals wiederholen, daß ich die Künstler nicht für so mäßig und sittsam halte. Die Pracht kann in keinem Staate einreissen, ohne zugleich den hohen, wie den niedrigen Stand zu ergreifen, und allenthalben gleiche Wirkung hervorzubringen.

Die

Die Pracht verderbt alles, sowohl den Reichen, welcher sie besizt, als den Armen, welcher sie begehrt. Man kann zwar nicht sagen, daß es ein Uebel sey, gestickte Manschetten und Kleider zu tragen und goldne Dosen zu führen; allein sobald man auf diese Kleinigkeiten einen hohen Werth sezt, und das Volk glücklich schäzt, welches sie besizt, sich alle Mühe giebt, um auch dergleichen zu haben, und die Zeit, welche zu wichtigern Sachen angewand werden sollte, damit verdirbt; alsdenn wird es zum Uebel. Um einen Menschen zu beurtheilen, welcher solche Absichten hegt, brauche ich nicht erst zu fragen, was er für ein Gewerbe treibt?

Ich habe das glänzende Gemälde, welches man uns von den Gelehrten macht, übergangen. Mein Gegner aber ist weniger nachsichtsvoll; er giebt mir nicht nur nicht das geringste zu, sondern er vertheidigt lieber die Heucheley, eher als er mir zugiebt, daß aus unsrer falschen Höflichkeit soviele Uebel entstanden sind. Er fragt mich, ob ich wünschte, daß das Laster sich öffentlich zeige; freylich wünsche ich dies. Achtung und Zutrauen würden alsdenn unter den Rechtschaffenen wieder herrschen, man würde sich vor den Lasterhaften in Acht nehmen können, und die ganze Gesellschaft würde sicherer

dabey seyn. Ich will lieber, daß mein Feind mich öffentlich angreife, als daß er meuchelmörderischerweise von hinten zukommt. Wie! also soll das Laster auch noch Aergernis geben? Ich weis es nicht, aber ich wünschte doch, daß keine Hinterlist damit verknüpft wäre. Die vielen Sätze über das öffentliche Aergernis, welche man uns beständig vorpredigt, sind würklich für die Lasterhaften sehr bequem; wenn man sie nun jedesmal genau befolgen wollte, so müßte man sich bestehlen, verrathen und ermorden lassen, ohne jemand wieder zu bestrafen; denn es ist ein häßlicher Anblick, wenn ein Uebelthäter auf dem Rad liegt... Aber die Tugend selbst wird durch die Heucheley nun noch mehr geehrt und erhöht..... Ja, so wie Cäsar von seinen Mördern, die sich vor ihm niederwarfen, um ihn desto sicherer zu ermorden. Der vorhergehende Gedanke mag noch so prächtig klingen, er mag auch mit dem Namen seines berühmten Verfassers geziert seyn, er ist aber dennoch nicht richtig. Kann man von einem Dieb, welcher die Livree eines Hauses anzieht, um desto sicherer zu stehlen, wohl sagen, daß er dem Herrn, den er bestiehlt, Ehre mache? Nein, die Laster mit dem schändlichen Mantel der Heucheley zu bedecken, dies heißt nicht die Tugend ehren; man schändet sie vielmehr,

indem

indem man ihr Bild verunehrt; die Niederträchtigkeit und die Arglist kommen alsdenn noch zu den übrigen Lastern; und man versperrt sich auf immer die Rückkehr zur Tugend. Es giebt gewisse erhabene Karaktere, welche selbst in dem Laster eine gewisse Größe und Erhabenheit an sich blicken lassen, welche uns noch einige Spuren von jenem himmlischen Feuer in ihnen zeigt, das edle Seelen begeistert. Allein die schlechte und niedrige Seele eines Heuchlers gleicht einem todten Körper, wo man weder Wärme noch Feuer, noch Spuren des Lebens mehr antrift. Ich berufe mich auf die Erfahrung. Man hat große Uebelthäter gesehn, die in sich selbst zurückgekehrt, den Rest ihres Lebens heilig zugebracht, und als Auserwählte gestorben sind. Man hat aber noch nie gesehen, daß aus einem Heuchler ein ehrlicher Mann geworden wäre; die Belehrung des Cartouche wäre vielleicht nicht schwer gewesen, niemals aber würde jemand es unternommen haben, Cromwell'n zu bessern.

Ich habe behauptet, daß das Angenehme und Höfliche in unserm Betragen dem Wiederaufleben der Wissenschaften zu danken sey. Der Verfasser der Antwort leugnet mir dieses, und ich erstaune darüber; denn da er unsre Wissenschaften und unsre

Höflichkeit so sehr schäzt, so begreife ich nicht, welchen Nutzen er davon hoft, wenn er der einen Sache die Ehre nimmt, daß die andere durch sie entstanden sey. Wir wollen seine Gründe untersuchen; es sind folgende: **Die Gelehrten sind selten höflicher als andre Leute, sie sind es im Gegentheil weit weniger, also entsteht die Höflichkeit nicht aus den Wissenschaften.** Ich muß vorerst anmerken, daß hier mehr von Litteratur als von Wissenschaften, von schönen Künsten und Werken des Geschmacks die Rede ist; und unsre schönen Geister, ob sie gleich noch so ungelehrt sind, dafür aber soviele Höflichkeit, soviele Pracht, soviele angenehme Kleinigkeiten besitzen, werden sich schwerlich in dem pedantischen und finstern Gemälde, welches mein Gegner von ihnen aufstellt, erkennen können. Allein wir wollen dieses übergehen; wir wollen ihm sogar zugeben, daß die Gelehrten, die Dichter und unsre schönen Geister alle gleichlächerlich sind; daß die Herren von der Akademie der Künste, die von der Akademie der Wissenschaften, und die von der französischen Akademie grobe Leute wären, welche weder Lebensart noch Höflichkeit besitzen, und daher von aller guten Gesellschaft auszuschließen sind; der Verfasser wird dadurch nichts gewinnen, und wird dennoch

nicht

nicht leugnen können, daß die Höflichkeit, welche unter uns herrscht, eine Folge des guten Geschmacks sey, welchen man erst aus den Alten geschöpft und hernach in angenehme Schriften durch ganz Europa ausgebreitet hat. (*) Der beste Tanzmeister ist nicht allemal der schönste Mann, und so kann man die Höflichkeit andern sehr gut lehren, ohne jedoch selbst sehr höflich zu seyn. Jene alten Commentatoren, welche alles in den Alten kannten, ausgenommen die Annehmlichkeit und die Schönheit, haben uns dennoch in ihren jezt verachteten Schriften auf jene Schönheiten aufmerksam gemacht, welche sie selbst nicht kannten. Das nemliche läßt sich von dem angenehmen Betragen und diese Zierlichkeit der Sitten, welche ihre Reinigkeit ver-

(*) Wenn man von allgemeinen Gegenständen spricht, so wie die Sitten und das Betragen eines Volks, so muß man sich hüten, seine Augen blos auf einzelne Gegenstände zu richten; dies ist gerade das Mittel, die wahren Quellen niemals zu entdecken. Um zu erfahren, ob ich recht habe, wenn ich behaupte, daß die Höslichkeit aus den Wissenschaften entstanden sey, muß man nicht suchen, ob dieser oder jener Gelehrte höfliche Leute sind; sondern man muß die Verhältnisse untersuchen, welche sich zwischen Höflichkeit und Wissenschaften finden, und

drängt hat, und die sich bey allen Völkern zeigt, so die Wissenschaften verehren, sagen. Zu Athen, zu Rom, und in China hat die Zierlichkeit der Sprache und das Angenehme in dem Betragen, beständig die Wissenschaften und Künste, nicht aber Gelehrte und Künstler, begleitet.

Der Verfasser verwirft nachher das Lob, welches ich der Unwissenheit beygelegt; und sagt, ich hätte mehr wie ein Redner, als wie ein Philosoph gesprochen, er beschreibt also die Unwissenheit selbst, und man kann leicht erachten, daß er die häßlichsten Farben dazu ausgesucht.

Ich glaube, daß er Recht hat, ich aber habe nicht Unrecht. Es kommt blos auf eine richtige Unterscheidung an, um uns beyde zu vereinigen.

Es

nachsehen, bey welchen Völkern diese zwo Sachen sich beysammen oder getrennt finden. Das nemliche läßt sich von dem Luxus, der Freyheit und andern Sachen, welche auf die Sitten eines Volks Einfluß haben, sagen, und über die ich täglich so viel elendes Gewäsche anhören muß. Wenn man alles dieses einzeln und nur bey einigen Menschen beobachtet, so heißt dieses nicht Philosophiren; man verliert die Zeit und die Frucht seiner Beobachtungen; denn man kann Petern oder Karl von Grund aus kennen, und demohngeachtet sehr wenig allgemeine Menschenkenntnis besitzen.

Es giebt eine grobe und niedrige Unwissenheit, (*) die aus einem bösen Herzen, und einem verdorbnen Sinn entspringt; eine schändliche Unwissenheit, welche sich bis auf die Pflichten der Menschheit erstreckt, die Laster vervielfältigt, die Vernunft schändet, die Seele erniedrigt, und den Menschen zu dem Vieh heruntersezt. Diese Art Unwissenheit bestreitet der Verfasser, und macht eine sehr häßliche und sehr ähnliche Schilderung davon. Es giebt aber auch eine andere Art von vernünftiger Unwissenheit, welche darinn besteht, daß man seine Wißbegierde nach dem Maas seiner Fähigkeiten einschränkt; eine bescheidne Unwissenheit, die aus Liebe zur Tugend entspringt, und

(*) Es sollte mich sehr wundern, wenn einer meiner Gegner den Beyspielen von vielen unwissenden und tugendhaften Menschen, welche ich angeführt, nicht eine Reihe anderer entgegensezt, von allen den Haufen von Räubern, welche jemals gewesen, und die gemeiniglich keine gelehrte Leute waren. Ich rathe ihnen zum voraus ab, es sey denn, daß sie ihre Wissenschaften dadurch zeigen wollten. Wenn ich blos gesagt hätte, man braucht nur unwissend zu seyn, um tugendhaft zu werden, so wäre ich keiner Antwort würdig, und eben darum glaube ich nicht verpflichtet zu seyn, denjenigen, so das Gegentheil behaupten, zu antworten.

eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alles hervorbringt, welches nicht würdig ist die Seele des Menschen zu beschäftigen, und das ihn nicht besserte; eine edle und hohe Unwissenheit, der Schatz einer reinen und zufriedenen Seele, welche ihre ganze Glückseligkeit in sich selbst, und in dem Bewußtseyn ihrer Unschuld findet, und die in der Meynung anderer keine viele und falsche Ehre sucht. Dieses ist die Unwissenheit, welche ich gelobt habe, und um die ich den Himmel täglich anflehe, zur Strafe für das Aergernis, so ich den Gelehrten gegeben habe, indem ich die Wissenschaften öffentlich verachtete.

Man vergleiche, sagt der Verfasser, jene Zeiten der Unwissenheit und der Barberey mit diesen glücklichen Zeiten, wo die Wissenschaften durchgängig Ordnung und Gerechtigkeit gestiftet haben. Diese glücklichen Zeiten sind sehr schwer zu finden; allein man wird andre sehr leicht finden, wo, Dank sey es den Wissenschaften, die Namen, Ordnung und Gerechtigkeit, nur blos noch leere Worte sind, womit man das Volk schreckt, und wovon man blos den Schein noch annimmt, um die Sache selbst ganz auszutilgen. Heutzutag sind die Kriege selt-

ner

ner und gerechter. Man mag eine Zeit nehmen, welche man will; wie kann der Krieg auf der einen Seite gerecht seyn, ohne auf der andern ungerecht zu seyn? Ich begreife dies nicht. Die Thaten sind nicht mehr so auffallend, allein heldenmäßiger. Niemand wird meinem Gegner das Recht absprechen, den Heldenmuth zu beurtheilen; allein wie kann er glauben, daß das, was für ihn nicht auffallend ist, es auch für uns nicht sey? Die Siege sind weniger blutig, aber desto ruhmwürdiger; die Eroberungen nicht so häufig, aber desto sicherer; die Krieger sind weniger grausam, und desto furchtbarer; sie wissen mit Mäßigkeit sich ihres Siegs zu bedienen, und behandeln die Ueberwundnen menschlicher; die Ehre ist ihr Anführer, und der Ruhm ihre Belohnung. Ich gebe es meinem Gegner zu, daß es große Leute unter uns giebt; es würde ihm sehr leicht seyn, mir Beyspiele aufzustellen; die Menschen sind aber dennoch sehr verdorben. Ueberdies ist dieses so allgemein gesprochen, daß man es beynah von jedem Zeitalter sagen kann, und es ist unmöglich darauf zu antworten, indem man ganze Bibliotheken durchblättern und Folianten zusammenschreiben müßte, um es zu beweisen oder zu widerlegen. Als Sokrates die

Wissenschaften verachtete, so konnte er, dünkt mich, weder den stoischen Stolz, noch die epikuräische Weichlichkeit, noch das Gewäsche der Pyrrhonisten darunter verstehen; denn alle diese Leute stunden erst lange nach ihm auf. Allein dieser kleine Anachronismus kleidet meinen Gegner nicht übel; er hat sein Leben besser angewandt, als nur Sachen zu berichtigen, und man kann ihm eben so wenig zur Last legen, daß er seinen Diogenes Laertius nicht besser studiert, als man mir es verdenken kann, daß ich keiner Schlacht beygewohnt habe.

Ich gebe es also zu, daß Sokrates blos die Fehler der damaligen Philosophen aufdecken wollte; allein ich kann weiter nichts daraus schließen, als daß damals die Laster zugleich mit den Philosophen aufkeimten. Man antwortet mir hierauf: es war blos Mißbrauch der Philosophie; und ich glaube, ich habe das nemliche gesagt.... Wie! soll man denn alles ausrotten, woraus Mißbrauch entstehen kann? Ich antworte Ja, ohne mich zu bedenken: alles das, was unnütz ist, alles das, wovon der Mißbrauch mehr Uebels als der Gebrauch Gutes hervorbringt.

Man verweile sich einen Augenblick bey diesem lezten Satz, und hüte sich, daraus zu schließen,

daß

daß man heutzutag alle Bibliotheken verbrennen, und alle Universitäten und Akademien aufheben müsse. Europa würde wieder in die Barbarey zurücksinken, und die Sitten nichts dabey gewinnen. (*) Es schmerzt mich, daß ich eine große und unangenehme Wahrheit hiehersetzen muß. Von der Wissenschaft zur Unwissenheit ist nur ein Schritt, und dieser Uebergang von der einen zu der andern findet sich häufig bey den Nationen; man hat aber noch niemals ein verdorbenes Volk zur Tugend zurückkehren sehn. Vergebens nimmt man ihnen alles, was die Eitelkeit, den Müßiggang und die Pracht nährt; vergebens führt man sie zu jener ursprünglichen Gleichheit zurück, wodurch die Unschuld erhalten, und die die Quelle aller Tugenden ist; ihre Herzen sind einmal verdorben, und werden es bleiben; es giebt hievor kein anderes Mittel, als eine allgemeine Revolution, welche vielleicht eben so sehr zu fürchten wäre, als das Uebel,

(*) Das Laster würde uns immer anhängen, sagt der Philosoph, welchen ich oben angeführt habe, und wir hätten obendrein noch die Unwissenheit. In den wenigen Zeilen, welche dieser Schriftsteller über so eine wichtige Sache geschrieben hat, sieht man, daß er seinen Blick blos auf diese Seite gerichtet und weit gesehen hat.

welches dadurch soll geheilt werden, und es ist eben so verwerflich, sie zu wünschen, als unmöglich, sie vorherzusehen.

Man lasse also die Künste und Wissenschaften die Wildheit der Menschen, welche sie verdorben haben, einigermaßen besänftigen; man suche sie zu zerstreuen und ihren Leidenschaften eine andre Richtung zu geben. Man gebe diesen Tigern einiges Futter, damit sie unsre Kinder nicht verzehren. Das Wissen des Lasterhaften ist nicht so schädlich, als seine grobe Unwissenheit; wenigstens hütet er sich Uebels zu thun, wenn er die Strafe kennt, die ihn erwartet.

Ich habe die Akademien und ihre Stifter gerühmt, und ich würde dieses Lob gerne wiederholen. Ist das Uebel unheilbar, so verordnet der Arzt blos lindernde Mittel, und richtet die Arzney weniger nach dem Bedürfnis des Patienten als nach seinem Temperament ein. Weise Gesetzgeber können diese Klugheit nachahmen, und da sie einem verdorbenen Volk nicht die bestmöglichste Policey geben können, so mögen sie ihnen, so wie Solon, wenigstens die beste geben, die sie ertragen können.

Es ist in Europa ein großer Fürst, und was noch mehr ist, ein tugendhafter Bürger, welcher das Vaterland, welches er angenommen, glücklich macht, und verschiedene Stiftungen zum Besten der Wissenschaften gemacht hat. Er hat hierinn eine Probe seiner Weisheit und seiner Tugend abgelegt. Bey politischen Anordnungen wird alles durch die Zeit und den Ort bestimmt. Die Fürsten müssen, aus angeführten Ursachen, um ihres eignen Bestens willen, die Künste und Wissenschaften beschützen; und heutzutag müssen sie dieselben auch selbst zum Besten ihrer Völker beschützen. Wenn jezo irgend noch ein Monarch kurzsichtig genug wäre, um anders zu denken und zu handeln, so würden seine Unterthanen arm und unwissend und nichts desto weniger lasterhaft seyn. Mein Gegner hat sich dieses große und für seine Sache so vortheilhaft scheinende Beyspiel nicht zu Nutze gemacht. Vielleicht ist er der einzige, welchem es unbekannt war, oder dem es nicht eingefallen ist. Er erlaube also, daß man ihn dran erinnere, und lasse großen Thaten gehörig Gerechtigkeit widerfahren; er bewundre sie so wie wir, und glaube sich dennoch nicht stärker, in Rücksicht der Wahrheiten, welche er bestreitet.

J. J.

J. J. Rousseaus Sendschreiben an Herrn Grimm,

Hrn. Gautiers Widerlegung der vorigen Abhandlung betreffend. (*)

Ich übersende Ihnen m. H. den Oktobermonat des Merkurs, welchen sie so gütig waren, mir zu leihen. Ich habe darinn die Widerlegung meiner Abhandlung von Hrn. Gautier mit Vergnügen gelesen; allein ich glaube gar nicht, so wie Sie, daß ich genöthigt sey, darauf zu antworten, und dies aus folgenden Gründen:

1) Ich kann mich nicht überreden, daß, um Recht zu haben, man genöthigt sey, jedesmal das lezte Wort zu behalten.

2) Jemehr ich die Widerlegung durchlese, destomehr überzeuge ich mich, daß ich den Hrn. Gautier nicht besser widerlegen kann, als indem ich ihn wieder auf die Abhandlung selbst verweise, welche er widerlegt hat. Ich bitte Sie, lesen Sie in beeden

(*) Die Widerlegung des Hrn. Gautier ward in der Akademie zu Nancy vorgelesen, und in den Oktobermonat des Mercure de france vom Jahr 1751 eingerückt.

den Schriften den Artikel vom Luxus, vom Krieg, von den Akademien und von der Erziehung, noch einmal durch; lesen Sie die Vergleichung zwischen Ludwig dem Großen und Fabricius; lesen Sie endlich die Schlußfolge des Hrn. Gautier und die meinige, und Sie werden leicht begreifen, was ich sagen will.

3) Ich denke in allem so verschieden von Hrn. Gautier, daß wenn ich alle Stellen anführen wollte, wo wir nicht einig sind, ich mich gezwungen sähe, ihn da zu widerlegen, wo wir einerley Meynung sind; und dieses gäbe mir zu sehr das Ansehn, als wenn ich blos zu widersprechen suchte, welches ich doch gerne vermeiden wollte. Z. B. indem er von der Höflichkeit spricht, so giebt er ganz deutlich zu verstehn, daß man erst ein Heuchler seyn müsse, um ein rechtschaffener Mann zu werden, und daß die Falschheit der sicherste Weg zur Tugend sey. Er sagt ferner, daß die Laster, wenn sie unter der Maske der Höflichkeit versteckt sind, gar nicht ansteckend wären, sondern nur alsdann, wenn sie sich öffentlich und ohne Scheu zeigten; daß die Kunst, die Menschen auszuforschen, eben so hoch gestiegen sey, als die Kunst sich zu verstellen; daß man nicht auf sie trauen könne, wenn man ihnen nicht gefällt, oder

wenn

wenn sie keinen Nutzen von uns zu ziehen hoffen; und daß man wohl weis, was von ihren Freundschaftsversicherungen zu halten sey; das heißt vermuthlich, wenn zwey Leute sich begrüßen, und der eine in seinem Herzen sagt: **Ich halte euch für einen Dummkopf, und lache euch aus;** der andre ihm heimlich antwortet: **Ich weis es wohl, daß ihr mir etwas vorlügt; allein ich thue es gleichfalls gegen euch.** Wenn ich die bitterste Ironie hätte anwenden wollen, so hätte ich vielleicht das nemliche gesagt.

4) Man sieht auf jeder Seite der Widerlegung, daß der Verfasser das Werk, so er widerlegt, entweder nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte: dieses ist für ihn sehr bequem; denn indem er immer seine eigne Gedanken beantwortet, und nicht die meinigen, so hat er die schönste Gelegenheit, zu sagen, was ihm beliebt. Auf der andern Seite wird meine Vertheidigung dadurch desto schwerer, allein auch desto unnöthiger; denn man hört niemals, daß ein Maler, welcher ein Gemälde öffentlich aufstellt, genöthigt sey, die Augen seiner Zuschauer zu untersuchen, oder denjenigen Brillen zu leihen, die welche nöthig haben.

Uebrigens würde man mich vielleicht nicht verstehn, wenn ich auch antworten wollte. Ich würde z. B. zu Hrn. Gautier sagen: ich weis es, daß unsre Soldaten keine Reaumur und keine Fontenelle sind, und dies ist desto schlimmer für sie selbst, für uns, und für die Feinde. Ich weis es, daß sie unwissend, daß sie grob und lüderlich sind; und demohngeachtet sage ich doch immer, daß die Wissenschaften, die sie verachten, und die schönen Künste, die sie nicht kennen, sie weichlich gemacht. Der größte Schaden, so die Wissenschaften hervorbringen, besteht darinn, daß nur einige Köpfe durch sie aufgeklärt werden, und dagegen ein ganzes Volk verdorben wird.

Sie sehen also m. H. daß dieses noch ein zwotes unauflößliches Paradoxon für Hrn. Gautier seyn würde; für diesen nemlichen Hrn. Gautier, welcher mich mit einem hohen Ton fragt: was die Soldaten und die Akademien miteinander gemein haben? ob die Soldaten tapferer seyn würden, wenn sie schlechter gekleidet und beköstiget würden? und dies sagte ich, indem ich behauptete, daß man nur Talente belohnt, und die Tugenden darüber vergißt; und viele andere dergleichen Fragen, welche nach dem Sinn desjenigen, der sie aufwirft, unmög-

unmöglich zu beantworten sind. Sie werden selbst eingestehn, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, zum zweetenmal zu antworten, um vielleicht eben so wenig verstanden zu werden, als das erstemal.

5) Wenn ich den ersten Theil des Hrn. Gautier widerlegen wollte, so würde ich kein Ende finden. Herr Gautier hält für gut, nur die Schriftsteller anzugeben, welche ich anführen, und die, so ich verwerfen soll. Seine Wahl ist sehr natürlich; er verwirft alle diejenigen, so für mich sind, und will mir andre aufdringen, welche er für meine Gegner hält. Vergebens sage ich ihm, daß ein einziges Zeugnis für mich hinreichend ist, und daß hundert Gegenbeweise nichts gegen mich ausrichten, weil sie zugleich Richter und Kläger sind; vergebens bäte ich ihn, einen Unterschied unter den Beyspielen zu machen, welche er anführt; vergebens würde ich ihm sagen, daß ungesittet und lasterhaft zweyerley Sachen sind, und daß die verdorbensten Völker nicht eben die schlechtsten Gesetze haben, sondern vielmehr alle Gesetze verachten; man kann leicht errathen, was er hierauf antworten wird. Wie man sollte gewissen anstößigen Schriftstellern glauben, welche rohe Völker, die nicht lesen und schreiben können, loben; wie kann man Leuten,

die

die nackend gehn, Schamhaftigkeit zutrauen, und Tapferkeit bey denjenigen suchen, die rohes Fleisch essen. Man muß also streiten; hier ist also Herodot, Strabo, Pomponius Mela, gegen den Xenophon, Justinus, Curtius und Tacitus. Wir sind also in eine kritische gelehrte Untersuchung des Alterthums gerathen. Die Schriften werden zu dicken Bänden, die Bücher vermehren sich, und die Sache selbst wird darüber vergessen. Dies ist der Ausgang aller gelehrten Streitigkeiten; denn nachdem man mit Folianten angefangen hat, weis man am Ende nicht mehr, wovon die Rede ist; und dies verlohnt sich nicht der Mühe anzufangen.

Der zweete Theil würde sehr bald widerlegt seyn; aber niemand würde etwas daraus lernen. Herr Gautier begnügt sich blos, aller Orten Nein zu sagen, wo ich Ja sage; ich brauche also weiter nichts zu thun, als noch einmal Nein zu sagen, zu allen Stellen, wo ich Nein gesagt habe, und Ja, wo ich Ja gesagt habe, und alle Beweise weglassen, so habe ich ihn förmlich widerlegt. Nach Art des Hrn. Gautier kann ich beede Theile nicht widerlegen, ohne entweder zuviel oder zuwenig zu sagen: beedes möchte ich jedoch nicht gerne thun.

 6) Ich

6) Ich könnte einen andern Weg erwählen, und jeden Satz, wie auch den Styl des Hrn. Gautier, einzeln untersuchen.

Bey der Untersuchung seiner Sätze würde es mir nicht schwer fallen, zu beweisen, daß sie alle falsch sind, daß der Verfasser die Frage nicht recht überlegt, und daß er mich nicht verstanden hat.

Herr Gautier bemüht sich z. B. mir zu sagen, daß es gewisse lasterhafte und unwissende Völker giebt; und ich habe die Kalmucken, Beduinen und die Kaffren niemals für gelehrt, noch für tugendhaft gehalten. Hätte sich Hr. Gautier die Mühe gegeben, mir ein Volk aufzuweisen, welches zugleich gelehrt und tugendhaft wäre, so würde ich mich mehr verwundert haben. An allen Stellen legt er meine Gedanken so aus, als wenn ich die einzige Quelle aller Verderbnis in die Wissenschaften sezte. Wenn er dieses im Ernste geglaubt, so bewundre ich die Geduld, mit der er mir geantwortet.

Er sagt, daß man die Höflichkeit, welche einem Weltmann so nöthig ist, aus dem Umgang der Welt erlerne, und daher, schließt er, kann man sie nicht den Wissenschaften zuschreiben. Allein, wem soll man sie denn sonst zuschreiben? Seitdem

Menschen in Gesellschaft zusammen leben, gab es höfliche und unhöfliche Völker; Hr. Gautier hätte mir die Ursache dieses Unterschieds angeben sollen.

Herr Gautier bewundert an allen Stellen die Reinigkeit unsrer heutigen Sitten. Diese gute Meynung, welche er davon hegt, macht ihm viel Ehre, allein es zeugt auch von weniger Erfahrung. Nach seinem Ton zu urtheilen, den er annimmt, glaubt man, er hätte die Menschen, so wie die Peripatetiker die Physik studiert, ohne aus seinem Zimmer zu kommen. Ich aber habe meine Bücher weggelegt, habe den Menschen zugehört, und ihre Thaten gesehen. Es ist daher kein Wunder, daß wir uns nicht begegneten, da wir so verschiedene Wege erwählt haben. Ich gestehe, daß man keine sittsamere Sprache haben kann, als die jezige, und dieses bewundert Hr. Gautier; allein ich gestehe auch, daß man keine verdorbnere Sitten haben kann, als die unsrigen, und dieses ärgert ihn. Glauben wir denn blos deswegen rechtschafne Leute zu seyn, weil wir unsre Laster unter bescheidnen Namen verstecken, und daher nicht mehr dabey erröthen dürfen? Er sagt ferner, daß wenn man würklich beweisen könnte, daß die Verderbnis der Sitten zugleich mit den Wissenschaften hervorge-

kommen, es doch noch keine Folge sey, daß die Rechtschaffenheit von ihrem Fortkommen abhange. Nachdem ich in dem ersten Theil meiner Abhandlung bewiesen habe, daß diese beeden Sachen immer zugleich giengen, so habe ich im zweeten bewiesen, daß würklich die eine von der andern abhänge? Wem will also Hr. Gautier hier antworten?

Meine Gedanken über die Lehrart in Schulen scheinen ihm besonders anstößig. Er erzählt mir, wie viele schöne Sachen man der Jugend dort lernt, die ihnen einst, wenn sie erwachsen sind, zum Zeitvertreib dienen können, worinn ich aber keine Beziehung auf die Pflichten des Bürgers finde, welche man ihnen doch vor allem einprägen sollte. „Wir fragen gerne: Kann er Griechisch, kann er „Lateinisch? macht er Verse? allein die Hauptsache, „ob er besser oder klüger geworden; darum fragt „ihn niemand: Ruft über einen Vorbeygehenden „zu dem Pöbel aus: **O der gelehrte Mann!** „und von einem andern: **O der gute Mann!** „so müßte man seine Augen nicht von dem ersten „wegwenden; allein ein Dritter könnte schreyen: „**O die schaalen Köpfe!**“

Ich habe gesagt, daß die Natur uns für den Wissenschaften bewahren will, so wie eine zärtliche Mut-

Mutter den Händen ihres Kindes das Messer entreißt, womit es sich schaden könnte, und daß die Mühe, welche wir anwenden müssen, um etwas zu erlernen, nicht die kleinste ihrer Wohlthaten gegen uns ist. Herr Gautier wünscht, daß ich so gesagt hätte: Ihr Völker lernt einmal einsehen, daß ihr euch nicht blos von den Früchten der Erde nähren sollt; die Mühe, welche ihr anwenden müßt, um sie zu bauen, ist ein Beweis, daß ihr sie sollt ungebaut lassen. Hr. Gautier dachte vermuthlich nicht daran, daß man mit ein wenig Fleis Brod machen könne, daß man aber mit aller Wissenschaft selten einen rechtschaffnen Mann bilden kann. Uebrigens bedachte er vielleicht nicht, daß diese Bemerkung meine Meynung noch mehr bestätigte; denn warum hat die Natur uns auferlegt, anders als uns dadurch vom Müßiggang abzuhalten? Aus der Verachtung, welche er gegen den Ackerbau bezeugt, erhellet deutlich, daß, wenn es blos von ihm abhienge, so würden unsere Ackersleute ihre Felder bald verlassen, um in die Schulen zu laufen, welche Beschäftigung, nach der Meynung des Herrn Gautier und vieler andern Professoren, zum Glück des Staates unendlich viel beyträgt.

Als ich über eine Stelle des Plato nachdachte, so gerieth ich auf die Vermuthung, daß vielleicht die alten Egyptier nicht jene hohe Meynung von den Wissenschaften gehegt haben, die man ihnen gerne zuschreibt. Der Verfasser der Widerlegung fragt mich, wie sich diese Vermuthung mit der Aufschrift vereinigen ließ, welche der König Osymandias über seine Bibliothek zu setzen befahl. Dieser Einwurf wäre zu den Lebzeiten dieses Königs sehr gut gewesen. Jetzund aber, da er tod ist, so frage ich von meiner Seite wieder, warum man eben die Meynung des Osymandias und diejenige der Egyptischen Weisen nothwendig miteinander vereinigen müsse. Hätte der König die Stimmen gesammelt, und jede Meynung wohl überlegt, so wäre vielleicht das Wort **Gift** an die Stelle des Worts **Heilungsmittel** gesezt worden. Allein wir wollen diese prächtige Aufschrift übergehen. Ich gebe es zu, daß diese Heilungsmittel vortreflich sind, und ich habe es auch zu verschiedenenmalen selbst gesagt; allein folgt denn daraus, daß sie für jeden gut sind, und muß man nicht erst auch das Temperament des Kranken untersuchen, ehe man sie anwendet? Ein Nahrungsmittel kann an sich sehr gut seyn, und jedoch in einem schwachen Magen nichts als verdorbene Säfte und unverdau-

lich-

lichkeiten hervorbringen. Was würde man von einem Arzt denken, der den Gebrauch der Fleischspeisen billigt, und daher folgern wollte, daß man sie jedem Kranken, ohne Unterschied, verordnen müsse?

Ich habe gezeigt, daß Künste und Wissenschaften die Tapferkeit verdrängen. Herr Gautier nennt dieses eine sonderbare Art zu schließen, und sieht die Verbindung nicht, welche zwischen Tapferkeit und Tugend statt findet. Dies ist jedoch, nach meinem Bedenken, nicht so schwer zu begreifen. Derjenige, welcher sich einmal gewöhnt hat, die Erhaltung seines Lebens der Beobachtung seiner Pflichten vorzuziehen, wird nicht lange anstehn, ihr auch jede andre Bequemlichkeit des Lebens vorvorzuziehen.

Ich habe behauptet, daß die Wissenschaften nur für einige große Köpfe gut sind, daß sie aber dem Volk, welches sich ihnen ergiebt, allezeit schädlich sind. Herr Gautier sagt, Sokrates und Kato hätten beyde die Wissenschaften verachtet, und wären dennoch sehr gelehrte Leute gewesen; und dies nennt er, mich widerlegen.

Ich habe gesagt, daß Sokrates der gelehrteste unter den Atheniensern gewesen, und deswegen

führte ich eben sein Zeugnis an; dem ohngeachtet läßt sich Hr. Gautier nicht hindern, mir zu verstehn zu geben, daß Sokrates ein gelehrter Mann war.

Er verweißt mir, daß ich behauptet habe, Kato hätte die griechischen Philosophen verachtet; und er gründet sich darauf, daß Kato blos deswegen gegen die griechischen Philosophen eingenommen war, weil Karneades sich ein Vergnügen daraus machte, jede Sache zu vertheidigen und zu widerlegen, und daher die Wahrheit unkenntlich machte. Hr. Gautier hätte uns auch sagen sollen, woher dieser Karneades war, und mit was er sich beschäftigte.

Freylich war Karneades der einzige Philosoph, welcher eine Ehre darinn suchte, das pro und contra einer Sache zu behaupten; denn sonst wäre alles, was Herr Gautier hier gesagt, falsch. Ich verlasse mich hierinn auf seine Belesenheit.

Wenn die Widerlegung gleich nicht viel wichtige Gründe enthält, so enthält sie destomehr schöne Redensarten. Der Verfasser verbirgt den Mangel an Gegengründen, zu welchen er uns im Anfang Hofnung machte, durch die Zierlichkeit der Schreibart; und, indem er selbst in einer Widerlegung alle Kunst des Redners verschwendet, so wirft er

mir

mir vor, das nemliche in einer akademischen Preisschrift gethan zu haben.

Wozu dienen, sagt Herr Gautier, alle die prächtigen Deklamationen des Herrn Rousseau? Die eitlen Deklamationen der Schulen so viel möglich auszurotten. Wer wird nicht in Hitze gerathen, wenn man ihn behaupten hört, daß wir den Schein aller Tugenden haben, ohne eine wirklich zu besitzen? Ich gestehe es, es war etwas zu sehr geschmeichelt, indem ich behauptete, daß wir den Schein haben; allein mich dünkt, Herr Gautier, hätte mir vor allen andern diesen Fehler verzeihen sollen. Und warum sind wir nicht mehr tugendhaft? Deswegen, weil man Künste und Wissenschaften treibt? Eben deswegen. Wäre man unhöflich, grob und unwissend, ein Gothe, Hunne oder Vandale, so würde man vielleicht den Beyfall des Herrn Rousseaus erhalten. Warum nicht? keiner von diesen Namen schließt die Tugend aus. Wird man nie aufhören gegen die Menschen zu schimpfen? Werden die Menschen nie aufhören lasterhaft zu seyn? Glaubt man sie dadurch zur Tugend zurückzuführen, wenn man ihnen beweißt,

daß sie lasterhaft sind? Glaubt man sie zu bessern, wenn man sie überredet, sie wären tugendhaft? Kann man die Stützen der Sitten wegnehmen, unter dem Vorwand, sie zu verbessern? Muß man unter dem Vorwand, den Geist aufzuklären, das Herz verderben? O süsses Band der Gesellschaft! einziger Reiz wahrer Weisen! liebenswürdige Tugend! du herrschest durch deinen eignen Glanz in allen Herzen, und verdankest deine Herrschaft weder einer stoischen Strenge, noch ungesitteten Redensarten, nach dem Rathe eines bäurischen Stolzes.

Ich will vors erste nur eine Sonderbarkeit berühren: von allen Sekten der alten Philosophen, welche ich als zur Tugend unnütz verworfen habe, läßt mir Herr Gautier einzig und allein die Stoische, und scheint sogar, sie mir zugeben zu wollen. Er hat Recht: ich werde aber nicht stolz darauf seyn.

Allein ich will sehen, ob ich nicht mit andern Worten den Sinn der vorhergehenden Ausrufung ausdrücken kann: O liebenswürdige Tugend! durch deinen Glanz allein beherrschest du die Herzen. Du brauchst nicht jene Unwissenheit und Unsittlichkeit zu entlehnen. Du

weißt

weißt den Weg zu den Herzen auf eine einfachere und natürlichere Art zu finden. Man braucht blos die Rhetorik, die Logik, die Physik, die Metaphysik, und die Mathemathik zu verstehen, um dich ganz zu besitzen.

Hier ist noch ein Muster von der Schreibart des Hrn. Gautier. Sie wissen, daß die Wissenschaften, welche man jungen Philosophen auf Universitäten lehrt, in der Logik, Metaphysik, Physik, und den Anfangsgründen der Mathematik bestehen. Wenn ich dieses auch gewußt habe, so habe ich es wieder vergessen, so wie dies überhaupt geschieht, wenn wir anfangen vernünftig zu werden. Nach ihnen sind dieses also blose fruchtlose Spekulationen? Fruchtlos, nach der allgemeinen Meynung; nach meiner Meynung aber, sehr fruchtbar an nichtswürdigen Dingen. Die Universitäten sind ihnen vielen Dank dafür schuldig, daß sie ihnen gelehrt haben, die Wahrheit aller dieser Wissenschaften läge in einem Brunnen verborgen. Ich habe dieses niemanden lehren wollen. Dieser Satz gehört auch nicht mir zu, denn er ist so alt, als die Philosophie selbst.

Uebri=

Uebrigens weis ich es, daß die Universitäten mir keinen Dank schuldig sind; und wußte auch sehr wohl, indem ich die Feder ergriff, daß man nicht zu gleicher Zeit den Menschen schmeicheln, und auch die Wahrheit vertheidigen könne. **Große Philosophen, welche die Wissenschaften ganz inne haben, werden sich freylich sehr verwundern, wenn sie hören, daß sie nichts wissen.** Ich glaube selbst, daß diese großen Philosophen, welche die Wissenschaften so ganz inne haben, sich sehr verwundern werden, wenn man ihnen sagt, daß sie nichts wissen. Ich würde mich aber noch mehr verwundern, wenn die großen Leute, welche soviel wissen, jemals dieses wüßten.

Ich bemerke, daß obgleich Herr Gautier mir sehr höflich begegnet, er jedoch keine Gelegenheit vorbey läßt, mir Feinde zu erwecken; seine Aufmerksamkeit erstreckt sich hierinn von den Schulrektoren bis zum Regenten. Herr Gautier thut sehr wohl, die Gebräuche der Welt zu rechtfertigen; man sieht wohl, daß er sehr darinn erfahren ist. Allein ich kehre zu der Widerlegung zurück.

Diese ganze Schreibart, und diese Art zu denken, die einen Mann von Herrn Gautiers Geist so übel kleidet, hat mich zu einer Vermuthung verleitet,

leitet, welche Sie zwar gewagt, aber vernünftig finden werden. Er beschuldigt mich ernstlich, ohne es jedoch zu glauben, daß ich selbst nicht von dem, was ich behaupte, überzeugt wäre. Ich aber glaube ganz gewiß, daß er im Grunde meiner Meynung ist. Die Stelle, die er bekleidet, und die Umstände in denen er sich befindet, haben ihn vielleicht gezwungen, gegen mich zu schreiben. Der Wohlstand unsers Jahrhunderts ist zu vielen Sachen nützlich; er hat mich also vermuthlich Wohlstandswegen widerlegt; und wird daher alle Mühe angewand haben, damit ein anderer durch seine Widerlegung überzeugt würde. In dieser Rücksicht fängt er unnöthigerweise an öffentlich zu behaupten, daß die Sache, welche er vertheidigt, das Wohl der Gesellschaft, von der er spricht, und den Ruhm des Monarchen, unter dessen Regierung er das Glück hat zu leben, sehr nahe beträfe. Das heißt gerade soviel, als wenn er sagte: Sie können, meine Herren, nicht, ohne gegen ihren Beschützer undankbar zu seyn, mir unrecht geben; übrigens ist es ihre eigne Sache, die ich heute vor ihnen vertheidige; von welcher Seite Sie also meine Gründe betrachten, so bin ich berechtigt, in Rücksicht ihrer Wahrheit, auf ihre Nachsicht zu zählen . . . . Ich behaupte, daß jeder, der so

spricht, mehr sucht, die Leute zum Stillschweigen zu bewegen, als sie zu überzeugen.

Wenn Sie die Widerlegung aufmerksam durchlesen, so werden Sie beynahe keine Zeile finden, wo die Antwort nicht vorbereitet wäre. Ein einziges Beyspiel wird hinreichend seyn.

Die Siege, so die Athenienser über die Perser und Lacädemonier davon getragen, beweisen deutlich, daß die Künste und die Tapferkeit nicht unvereinbar sind. Ich frage nun: ob dieses nicht eine List ist, um mir dasjenige zurückzurufen, was ich von der Niederlage des Xerxes gesagt habe, und, um mich an den Ausgang des Peloponesischen Krieges zu erinnern. Ihre Regierungsform, welche unter dem Perikles feil geworden, gewinnt eine andere Gestalt; die Liebe zum Vergnügen erstickt die Tapferkeit; die größten Ehrenstellen werden verunehrt; die Anzahl der schlechten Bürger vermehrt sich, weil das Laster ungestraft bleibt; die Kriegsgelder werden zur Erhaltung der Weichlichkeit und des Müßiggangs verwendet: was hat aber diese Verderbnis mit den Wissenschaften gemein?

Herr

Herr Gautier erinnert mich hier blos an den zweeten Theil meiner Abhandlung, wo ich diese Verbindung gezeigt habe. Man muß hier die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er die Wirkung an die Stelle der Ursache sezt, um jeden vernünftigen Menschen zu bewegen, von selbst die ersten Ursachen jener vorgegebenen Ursache zu untersuchen.

Man bemerke ferner, wie sorgfältig er seine Wissenschaft verbirgt an einer Stelle, welche er nothwendigerweise besser wissen muß; daß nemlich, nach dem Zeugnis aller Geschichtschreiber, die Verderbnis der Sitten und der Regierungsform der Athenienser das Werk der Redner sey; dieses thut er vermuthlich blos, um dem Leser Gelegenheit zum Selbstdenken übrig zu lassen. Eine solche Widerlegung kann also blos dazu dienen, mir die Antworten anzuzeigen, welche ich ihr entgegensetzen soll.

Dieses ist jedoch eine bloße Vermuthung, welche ich nicht mit Gewißheit behaupten will. Herr Gautier wird mir vielleicht wenig Dank wissen, daß ich seine Aufrichtigkeit auf Kosten seiner Gelehrsamkeit erhebe; war es ihm aber Ernst bey seiner Widerlegung, so sollte Herr Gautier, als Professor der Geschichte und Mathematik, und

Mit-

Mitglied der Akademie zu Nancy, einiges Mißtrauen in diese Ehrenstellen setzen, die er bekleidet.

Ich werde also Hrn. Gautier nicht antworten; dieses habe ich beschlossen. Ich könnte ihm im Ernst nicht antworten, noch seine Antwort nach der Ordnung widerlegen; Sie sehen selbst, warum ich dieses nicht kann, denn es wäre Undankbarkeit gegen die Ehre, welche mir Hr. Gautier erweißt, wenn ich das ridiculum acri dazu brauchen wollte. Ich befürchte ohnehin, daß er Ursache habe, sich über diesen Brief zu beklagen: wenigstens wußte er wohl, indem er seine Widerlegung schrieb, daß er es mit einem Menschen zu thun hat, welcher die Höflichkeit eben nicht so sehr schäzt, um ihrentwegen seine Meynung zu verbergen.

Uebrigens lasse ich dem Hrn. Gautier völlig Gerechtigkeit wiederfahren. Aus seiner Schrift erhellet, daß er ein Mann von vielem Geist und großen Kenntnissen sey. Andere glauben vielleicht auch viele Philosophie darinn zu finden; ich für mein Theil finde viele Belesenheit darinnen.

Ich habe die Ehre von ganzem Herzen zu seyn rc.

Nach-

Nachschrift.

So eben lese ich die Utrechter Zeitung vom 22. October, und finde darinn eine prächtige Recension von der Schrift des Hrn. Gautier, und dies bestärkt mich vollends in meiner Vermuthung. Ein Verfasser, welcher einiges Zutrauen zu seinem Werke hat, überläßt es andern, es der Welt anzupreisen, und begnügt sich einen guten Auszug davon zu machen. Der Auszug seiner Widerlegung ist so künstlich abgefaßt, daß obgleich nur einige kleine Stellen, welche ich zum Ausfüllen gebraucht habe, darinn angegriffen werden, jedoch keine einzige ist, worüber ein verständiger Leser, mit Hrn. Gautier, einerley Meynung seyn könne.

Es ist nicht wahr, sagt er, daß die Geschichte durch die Laster der Menschen merkwürdiger werde. Ich brauchte hier eben keine Vernunftbeweise anzuführen, und um Hrn. Gautier einigermaßen zu widerlegen, will ich blos Denksprüche hiehersetzen.

Glücklich ist das Volk, dessen König in der Geschichte keinen großen Namen erhält.

 Wel-

Wenn jemals die Menschen tugendhaft werden, so wird ihre Geschichte nicht mehr merkwürdig seyn.

Herr Gautier sagt mit Recht, daß eine Gesellschaft rechtschaffner Männer dennoch nicht ohne Gesetze bestehen könnte; und daraus schließt er nun, daß es nicht wahr sey, daß die Rechtsgelahrheit blos aus der Ungerechtigkeit der Menschen entstanden sey. Wie kann ein so gelehrter Mann die Rechtsgelahrheit mit den Gesetzen vermischen? Ich könnte hier gleichfalls die Vernunftbeweise weglassen, und Hr. Gautier nur einige Beyspiele anführen.

Die Lacädemonier hatten weder Rechtsgelehrte, noch Advokaten; ihre Gesetze waren nicht einmal geschrieben, und dennoch hatten sie Gesetze. Ich überlasse es der Gelehrsamkeit des Hrn. Gautier, zu untersuchen, ob die Gesetze zu Lacädemon besser beobachtet wurden, als in den Ländern, wo es von Rechtsgelehrten wimmelt.

Ich werde mich bey allen Kleinigkeiten, welche Hr. Gautier in der Zeitung anführt, nicht aufhalten; ich endige mit einer einzigen Bemerkung, welche ich Ihrem Urtheil unterwerfe.

Ich will dem Herrn Gautier vollkommen Recht geben, und alle die Stellen meiner Abhandlung, welche er widerlegt, wegstreichen; und meine Beweise werden nichts von ihrer Stärke verlieren.

Man streiche in der Schrift des Hrn. Gautier alle Stellen weg, welche gar nicht zur Sache gehören, und es wird gar nichts übrig bleiben.

Ich bin daher entschlossen, dem Hrn. Gautier gar nicht zu antworten.

Paris, den 1. November 1751.

J. J. Rousseau's
Beantwortung
der
Abhandlung über den Nutzen der Künste und Wissenschaften, von Hrn. Bordes.

Ne, dum tacemus, non verecundiae, sed diffidentiae causa, tacere videamur.

Cyprian. contra Demetr.

Mit dem äußersten Widerwillen muß ich die müssigen Leser noch einmal von meinem Streit unterhalten, ob sie gleich nicht vielen Antheil an der Wahrheit nehmen: allein die Art, wie man sie bestreitet, zwingt mich noch einmal, mich zu ihrem Vertheidiger aufzuwerfen; damit mein Stillschweigen von dem Pöbel nicht für Nachgeben, oder von den Philosophen für Verachtung gehalten werde.

Ich muß mich wiederholen, dies fühle ich, und das Publikum wird es schwerlich verzeihen. Allein

Allein die Weisen werden sagen: dieser Mann bedarf keiner neuen Beweise; und dies zeugt von der Richtigkeit seiner ersten Schlüsse (*). Da diejenigen,

(*) Es giebt gewisse Wahrheiten, welche dem ersten Anschein nach ungereimt scheinen, und bey den mehrsten Menschen immer dafür werden gehalten werden. Man sage einem gemeinen Mann, daß die Sonne in dem Sommer näher bey uns ist, als im Winter, oder daß sie schon untergegangen ist, wenn wir sie auch gleich noch sehen, und er wird darüber lachen. Mir geht es eben so. Die allerseichtesten Köpfe waren gleich bereit, mich zu widerlegen; wahre Philosophen eilen weniger; und wenn ich so glücklich war, einige Proselyten zu machen, so war es gewiß unter den leztern. Ehe ich schrieb, so habe ich meiner Sache lang und tief nachgedacht, und mich bemüht, sie von allen Seiten zu betrachten. Ich zweifle sehr, ob meine Gegner das nemliche sagen können. Wenigstens finde ich in ihren Schriften keine von jenen großen Wahrheiten, welche eben sowohl wegen ihrer Neuheit als wegen ihrer Gewißheit Erstaunen erregen, und welche die Frucht eines reifen Nachdenkens sind. Ich wage es zu behaupten, daß sie mir keinen Einwurf gemacht, den ich nicht vorher gesehn, oder nicht vorher beantwortet habe. Dies ist die Ursache, warum ich genöthigt bin, mich immer zu wiederholen.

nigen, welche mich bestreiten, sich immer von der Sache selbst entfernen, und wesentliche Unterscheidungen, welche ich angebracht habe, verschweigen, so muß ich sie beständig wieder dahin zurückführen. Hier ist also die Reihe von den Sätzen, welche ich behauptet, und die ich so lange behaupten werde, als die Wahrheit mein einziger Führer seyn wird.

Wissenschaft ist das Meisterstück der Vernunft. Der Nachahmungsgeist brachte die Künste hervor, und die Erfahrung hat sie verbessert. Den mechanischen Künsten haben wir viele nützliche Entdekkungen zu danken, welche die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Lebens vermehrt haben. Diese Wahrheiten gebe ich sehr gerne zu. Wir wollen aber diese Kenntnisse in ihrer Verbindung mit den Sitten betrachten (*).

Wenn

(*) Die Kenntnisse machen den Menschen sanft, sagt jener berühmte Philosoph, dessen gründliches und zum Theil erhabenes Werk, blos die Menschenliebe zum Gegenstand hat. In diesen wenigen Worten, hat er, ohne Prahlerey, alles das gesagt, was zum Vortheil der Wissenschaften kann gesagt werden. Wahr ist es, die Wissenschaften machen den Menschen sanft. Allein die Sanftmuth, ob sie gleich die liebenswürdigste aller Tugenden

Wenn höhere Wesen sich mit den Wissenschaften beschäftigten, so würde nichts als Gutes daraus entspringen; eben dieses sage ich auch von jenen großen Männern, welche gleichsam zu Lehrern des Ganzen bestimmt zu seyn scheinen. Der gelehrte und tugendhafte Sokrates war die Zierde der Menschheit: allein die erhabensten Wissenschaften werden durch die Fehler der gemeinen Menschen vergiftet, und gereichen daher den Menschen zum Schaden; der Lasterhafte zieht viel Schädliches

genden ist, ist öfters auch eine Schwäche der Seele. Die Tugend ist nicht allzeit sanft; sie waffnet sich öfters mit Strenge, gegen das Laster, und verabscheut dasselbe heftig.

Der Gerechte kann dem Lasterhaften nicht vergeben. Dies war die Antwort, welche ein Lacädemonischer König denjenigen gab, welche ihm die ausserordentliche Güte seines Kollegen Charillus rühmten. Wie kann er gut seyn, sagte er; wenn er nicht auch zugleich ein Schrecken der Lasterhaften ist? Brutus war nicht sanft: und wer kann ihm die Tugend absprechen? Allein es giebt gewisse kleine und feige Seelen, welche weder Stärke noch Muth besitzen, und die blos aus Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse, sanftmüthig sind. Von dieser Art ist die Sanftmuth, die wir aus den Wissenschafften ziehen.

aus ihnen, und der Gute gewinnt nichts dabey. Hätte Sokrates allein zu Athen die Philosophie gelehrt, so hätte das Blut eines Gerechten nicht gegen das Vaterland der Künste um Rache geschrien (*).

Es ist noch ungewiß, ob es nüzlicher wäre für die Menschen, wenn sie die Wissenschaften trieben, insofern auch das was sie lernen, diesen Namen verdiente; allein es ist Thorheit, zu behaupten, daß philosophische Grillen, und die Irrthümer und Lügen der Philosophen, jemals nüzlich seyn könnten. Werden wir uns immer durch blose Worte verblenden lassen? und werden wir niemals einsehen lernen, daß Studium, Kenntnisse, Wissenschaft und Philosophie eitle Bilder sind, welche der

(*) Sokrates wurde zum Tode verdammt, weil er das nemliche gelehrt hatte, was ich behaupte. In dem Proceß, der gegen ihn geführt wurde, vertheidigte einer die Künstler, der andere die Redner, der dritte die Dichter, und alle unter dem Vorwand, der Sache Gottes. Die Dichter, Künstler, Redner und Schwärmer siegten, und Sokrates wurde zum Tode verdammt. Ich befürchte, daß ich meinem Jahrhundert zu viel Ehre erwiesen, wenn ich behauptete, daß er bey uns keinen Gift getrunken hätte.

der menschliche Stolz erfunden, und die den prächtigen Namen, welche man ihnen beylegt, gar nicht verdienen?

So wie sich der Geschmack an diesen Kleinigkeiten, bey einer Nation ausbreitet, so verliert dieselbe das Gefühl von wahrer Tugend: denn es ist viel leichter sich durch bloses Geschwätze auszuzeichnen, als durch gute Sitten, sobald man blos angenehm und nicht mehr rechtschaffen zu seyn braucht.

Jemehr das Innerliche verdorben ist, desto mehr verbirgt man sich äusserlich (*): und auf diese Art entstund aus den Wissenschaften, nach und nach

(*) Ich sehe niemals eine Komödie des Moliere aufführen, ohne zugleich die Delikatesse der Zuschauer zu bewundern. Ein etwas freyes Wort, ein mehr grober als unflätiger Ausdruck, alles beleidigt ihre zarten Ohren, und ich glaube gewiß, daß die allerverdorbensten, auch die ekelhaftesten sind. Wenn man nun die Sitten zu Moliere's Zeiten mit den unsrigen vergliche, glaubt man wohl, daß wir dabey gewinnen würden? Sobald die Einbildungskraft einmal verdorben ist, so ist ihr alles ein Aergerniß; und sobald man nichts Gutes mehr an sich hat, als das äusserliche, so wendet man alles an, es zu erhalten.

die Höflichkeit. Der Geschmack entspringt aus der nemlichen Quelle. Da der allgemeine Beyfall die höchste Belohnung litterarischer Arbeiten ist, so ist es natürlich, daß man alles anwendet, um zu gefallen; und durch diese Bemühung entsteht endlich der Styl, der Geschmack wird verfeinert, und alles wird geschmackvoller und annehmlicher. Alle diese Sachen können wohl das Gefolge der Tugend ausmachen: aber niemals wird man sagen können, daß sie die Tugend selbst sind; denn nur sehr selten verbindet sie sich mit ihnen. Folgender Unterschied wird immer bleiben, daß nemlich derjenige, welcher sich nüzlich macht, für andre arbeitet; dahingegen derjenige, der sich nur sucht angenehm zu machen, immer für sich allein arbeitet. Der Schmeichler z. B. sparet keine Mühe sich gefällig zu machen, und dennoch stiftet er lauter Böses.

Aus der Eitelkeit und dem Müßiggang, woraus die Wissenschaften entstanden sind, entsteht auch der Luxus. Der Geschmack an Pracht begleitet immer den Geschmack an Wissenschaften, und öfters begleitet auch der Geschmack an Wissenschaften, den Geschmack an Pracht (*): alle diese Sachen trennen

(*) Man hat mir an einer Stelle die Asiatische Pracht entgegen gesezt, und dies aus eben dem Grund, aus dem

nen sich ungerne von einander, weil sie aus gleichen Lastern entsprungen sind.

Wenn die Erfahrung diese Sätze nicht bestätigte, so müßte man die geheimen Ursachen dieses Widerspruchs aufsuchen. Allein der erste dieser Sätze, ist die Frucht eines tiefen Nachdenkens über die Erfahrung: und um sich zu überzeugen, daß diese sie bestätigt; so lese man nur die Geschichte der Welt.

Die ersten Menschen waren sehr unwissend. Wie kann man denn behaupten, daß sie verdorben waren, zu einer Zeit, wo die Quelle der Verderbniß noch nicht geöfnet war?

Mitten durch die Dunkelheit der alten Zeiten, und die bäurischen Sitten der Völker, bemerkt man

dem man mir die Laster anderer Völker entgegen gesetzt hat. Allein zum Unglücke betrügen sich meine Gegner, selbst in den Sachen, welche nichts gegen mich beweisen. Ich weis es wohl, daß die morgenländischen Völker eben so unwissend sind, als wir; dies hindert aber nicht, daß sie nicht eben so eitel wären, und nicht eben soviel Bücher schrieben. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts zählten die Türken, welche die Wissenschaften am wenigsten schätzen, dennoch 580. klaßische Dichter unter sich.

man an verschiedenen von ihnen, sehr hohe Tugenden, besonders aber strenge Sitten, welches ein Zeichen ist von ihrer Reinigkeit, Aufrichtigkeit, Gastfreyheit, Gerechtigkeit, und was am wichtigsten ist, von ihrem Abscheu vor der Ausschweifung (*), als

(*) Ich bin gar nicht willens dem Frauenzimmer zu schmeicheln; und ich will gerne den Namen eines Pedanten von ihnen erhalten, welchen unsre Modephilosophen so sehr fürchten. Ich bin grob, mürrisch, und unhöflich aus Grundsätzen, und ich vertrage keine Gönner; ich will also die Wahrheit frey heraussagen.

Der Mann und die Frau sind geschaffen um sich zu lieben, und zu vereinigen; ausser dieser rechtmäßigen Verbindung, ist jede Liebe eine Quelle der größten Unordnungen in der Gesellschaft und in den Sitten. Es ist wahr, die Frauenzimmer allein, könnten die Rechtschaffenheit und die Ehrbarkeit unter uns wieder einführen, allein sie verlangen diese Macht nicht aus den Händen der Tugend, sondern blos durch ihre eigne Reize zu erhalten; sie thun also lauter Uebels, und so strafen sie sich öfters selbst wegen diesem Vorzug. Man kann es kaum begreifen, wie bey einer so reinen Religion, die Keuschheit eine niedrige Mönchstugend werden konnte, wodurch sich jede Mannsperson und jedes Frauenzimmer lächerlich macht, welche ihr anhängen, unterdessen, daß die Hey-

LB Coburg

als der Mutter aller Laster. Die Tugend ist also mit der Unwissenheit nicht unvereinbar. Sie ist auch

Heyden diese Tugend allgemein verehrten, und sie als ein Zeichen einer grosen Seele ansahen, und an ihren grösten Helden bewunderten. Ich will nur drey anführen, welche gewiß keinem andern weichen, und die ohne Religion, der Welt Beyspiele von Enthaltsamkeit gegeben haben: Cyrus, Alexander, und der junge Scipio. Von allen Kostbarkeiten, welche das Kabinet des Königs enthält, wünschte ich mir blos das silberne Schild, welches leztern von den Spaniern verehrt worden, und auf welchem der Triumph seiner Tugend eingegraben war: auf diese Art überwanden die Römer, die Völker, ebensowohl durch ihre verehrungswürdige Sitten, als durch die Gewalt ihrer Waffen; auf diese Art wurde die Stadt der Falisker erobert, und Pyrrhus als Ueberwinder aus Italien verjagt.

Ich erinnere mir irgendwo eine schöne Antwort des Dichters Dryden an einen jungen Herren, gelesen zu haben, welcher leztere ihm vorwarf, daß in einem seiner Trauerspiele, Cleomenes sich mit einem Frauenzimmer blos unterhielt, anstatt etwas Wichtigers in der Liebe zu wagen. Wenn ich bey einem jungen Frauenzimmer bin, so weis ich die Zeit besser anzuwenden, sagte der junge Lord. Ich glaube es wohl, sagte Dryden, dafür aber sind sie auch kein Held.

auch nicht immer ihre Begleiterinn: denn es giebt verschiedene sehr unwissende nud sehr lasterhafte Völker. Die Unwissenheit verhindert weder das Gute noch das Böse: sie ist blos der natürliche Zustand des Menschen (*).

Von den Wissenschaften kann man dieses nicht sagen. Alle gelehrte Völker waren verdorben, und dies ist schon ein groses Vorurtheil wider sie. Allein, da die Vergleichung zwischen zween Völkern sehr schwer anzustellen ist, da vieles dazu muß genommen werden, und daß sie dennoch auf einer oder der andern Seite immer mangelhaft bleiben; so geht man allemal sicherer, wenn man die Geschichte eines einzigen Volkes untersucht, und den Fortgang der Wissenschaften mit der Veränderung der

(*) Ich kann mich kaum des Lachens enthalten, wenn ich soviele gelehrte Männer, mich mit ihrer Kritik beehren sehe, die mir beständig die Laster der unwissenden Völker entgegen setzen, gerade als wenn dieses die Frage etwas angienge. Weil Wissenschaft nothwendigerweise Laster erzeugt, folgt denn daraus, daß Unwissenheit, Tugend erzeugen müsse? diese Art zu schließen, kann wohl gut seyn, für Redner, oder für die Kinder, durch welche man mich in meinem Land hat widerlegen lassen: allein, Philosophen müssen anders schließen.

der Sitten unter ihnen anmerkt. Das Resultat dieser Untersuchung wird allemal seyn; daß die Zeit der Unwissenheit, auch zugleich die glücklichste und tugendhafteste Zeit jedes Volkes gewesen; und so wie es gelehrt, künstlich und philosophisch geworden ist, es auch seine Sitten und seine Rechtschaffenheit verlohren hat; und in diesem Betracht, ist es zu jenen unwissenden und lasterhaften Nationen heruntergesunken, welche eine Schande der Menschheit sind. Wenn man darauf besteht, einen Unterschied hier zu machen, so kann ich einen angeben, und hier ist er: Alle barbarischen Völker, selbst diejenigen, welche keine Tugend besitzen, verehren doch die Tugend; anstatt daß gelehrte und aufgeklärte Völker, mit ihrem Fortgang in den Wissenschaften es endlich so weit bringen, daß sie die Tugend verachten, und lächerlich machen. Ist eine Nation einmal so weit, so kann man gewiß glauben, daß die Verderbniß ihren höchsten Grad erreicht habe, und daß keine Besserung mehr zu hoffen sey.

Dieses ist die Reihe von Sätzen, welche ich behauptet, und die ich glaube bewiesen zu haben. Ich will nun die Lehre untersuchen, die man mir entgegensezt.

Der

„Der Mensch ist böse von Natur; schon vor „dem Stand der Gesellschaft war er böse; und da „wo das Licht der Wissenschaften sich nicht ausge„breitet, waren die Menschen, blos ihren natür„lichen Trieben überlassen, und gleich den Löwen „und Bären zu einem animalischen Leben einge„schränkt, und blieben also in der Barbarey und „dem Elend.

„In den alten Zeiten war Griechenland das „einzige, welches dachte, und sich durch die Ver„nunft zu allem denjenigen erhob, was ein Volk „auszeichnet und verbessert. Philosophen bildeten „ihre Sitten, und gaben ihnen Gesetze.

„Sparta war zwar, vermöge seiner Gesetze und „aus eigner Wahl unwissend und arm; allein seine „Gesetze waren sehr fehlerhaft, seine Bürger hat„ten einen grosen Hang zur Verderbniß, seine Ehre „war nicht beständig, und es verlohr bald seine „Sitten und seine Gesetze.

„Athen und Rom sunken ebenfalls. Das eine „unterlag der Macedonischen Macht; das andre „fiel unter seiner eignen Last, weil die Gesetze einer „kleinen Stadt nicht hinreichend waren, die Welt „zu regieren. Wenn man manchmal findet, daß

„der

„der Ruhm großer Reiche nicht lange mehr mit den „Wissenschaften bestanden hat, so liegt der Grund „davon darinn: daß ihr Ruhm schon zu seiner „Höhe gestiegen war, als die Wissenschaften an„fiengen, und weil es überhaupt das Loos aller „menschlichen Sachen ist, nicht lange zu dauern. „Wenn man also auch zugiebt, daß die Verschlim„merung der Gesetze und der Sitten, einen Einfluß „auf diese grose Begebenheiten gehabt haben, so „kann man hieraus noch nicht folgern, daß Künste „und Wissenschaften dazu beygetragen haben; und „man kann im Gegentheil das Verhältniß leicht „bemerken, welches sich zwischen dem Fortgang und „dem Fall der Wissenschaften, und dem Glück und „der Erniedrigung der Reiche findet.

„Diese Wahrheit bestätigt sich durch die Erfah„rung der leztern Zeiten, wo man in einer mächti„gen und grosen Monarchie, das Wohl des Staats, „durch Künste und Wissenschaften befördert, und „durch die kriegerische Tapferkeit dessen Ruhm und „Glanz vermehrt gesehen.

„Unsere Sitten sind die bestmöglichsten; ver„schiedene Laster haben bey uns gänzlich aufgehört; „diejenigen, so uns noch anhängen, haben ihren

„Ursprung in der menschlichen Schwachheit, und
„die Wissenschaften haben keinen Antheil daran.

„Auch der Luxus hat keine Gemeinschaft mit
„ihnen; daher denn die Unordnungen, so durch ihn
„entstehen, ihnen keineswegs können zugeschrieben
„werden. Uebrigens ist der Luxus in einem grosen
„Staate nöthig, und bringt mehr gutes als böses
„hervor; er ist dadurch nüzlich, indem er die müs-
„sigen Bürger beschäftigt, und den Armen Unter-
„halt verschaft. Die Höflichkeit könnte man eher
„zu den Tugenden, als zu den Lastern zählen: sie
„verhindert die Menschen, sich so zu zeigen, wie
„sie sind, und diese Vorsicht ist sehr nöthig, um
„uns unter einander vertragen zu können.

„Die Wissenschaften haben selten den Zweck er-
„reicht, welchen sie sich vorgesezt; aber wenigstens
„bestreben sie sich, ihn zu erlangen. In der Kennt-
„niß der Wahrheit kömmt man nur Schrittweise
„weiter, unterdessen legt man doch immer etwas
„von dem Wege zurück. Wenn es endlich wahr
„wäre, daß die Wissenschaften und Künste den
„Muth entkräften, sollten wir das unzählige Gute,
„daß sie uns verschaffen, nicht jener barbarischen
„und rauhen Tugend vorziehen, wofür die Mensch-
„heit zittert?" Ich übergehe die unnüze und präch-

tige

tige Beschreibung dieser Güter: und um allem Gewäsche vorzukommen, so will ich ein Geständniß, ein für allemal hieher setzen; ich erkläre also, daß wenn jemals die Verderbniß der Sitten aufhört, so bin ich bereit, den Nutzen der Wissenschaften einzugestehn. Ich gehe nun weiter.

Ich könnte alles was gesagt worden, ohne viel zu verlieren, als wahr zu geben, indem unter den vielen so zuversichtig behaupteten Sätzen, sehr wenige sind, welche unsere Frage betreffen, und noch wenigere, aus denen man einen gründlichen Schluß gegen meine Meinung ziehen könnte, ja selbst die mehresten würden als neue Beweise für mich dienen, wenn ich sie anders nöthig hätte.

1) Sind die Menschen von Natur böse, so ist es vielleicht möglich, daß die Wissenschaften in ihren Händen etwas Gutes hervorbringen können, allein es ist ganz gewiß, daß sie viel Uebels hervorbringen werden. Wahnsinnigen muß man keine Waffen in die Hände geben.

2) Wenn die Wissenschaften ihren Zweck selten erreichen, so geht allemal mehr Zeit darüber verloren, als gut angewendet wird. Und wenn es auch wahr wäre, daß wir die besten Lehr-Arten besitzen,

 so

so wären unsre mehresten Arbeiten eben so lächerlich, als die Bemühung eines Menschen, welcher nach dem Senkbley, einen Brunnen bis zum Mittelpunkt der Erde graben wollte.

3) Man muß das animalische Leben nicht so fürchterlich abmahlen, und es als den schreklichsten Zustand vorstellen, in welchen wir gerathen könnten; denn es ist allemal besser, wenn man einem Schaaf, als wenn man einem bösen Geiste gleicht.

4) Griechenland erhielt seine Sitten und Gesetze, von Philosophen und Gesetzgebern: Ich gebe es zu. Ich habe aber schon hundertmal gesagt, daß es gut sey, Philosophie zu studieren, nur muß sich der Pöbel nicht damit beschäftigen.

5) Da man sich nicht traut, die Güte der Spartanischen Gesetze zu tadeln, so sagt man, daß sie große Fehler gehabt haben: auf diese Art kehrt man also meinen Vorwurf um, den ich aufgeklärten Völkern gemacht habe, daß sie nemlich verdorben wären, und beschuldigt unwissende Völker, daß sie nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben.

6) Der Fortgang der Wissenschaften, steht mit der Größe des Reichs in Verhältniß. Es mag

seyn

seyn. Ich sehe wohl, man spricht immer von Größe und Reichthum, und ich spreche immer von Sitten und Tugend.

7) Unsere Sitten sind die besten, welche so verdorbene Menschen, wie wir sind, nur haben können. Das kann seyn. Wir haben verschiedene Laster ausgerottet. Ich gebe es zu. Ich beschuldige die Menschen dieses Jahrhunderts nicht aller Laster, sondern blos der Laster feiger Seelen; sie sind blos Verräther und Spizbuben. Was die Laster betrift, welche Muth erfordern, so glaube ich sie dazu untüchtig.

8) Der Luxus ist nöthig, um den Armen Unterhalt zu verschaffen. Allein wenn kein Luxus da wäre, so wären auch keine Arme da (*). Er beschäftigt

(*) Der Luxus ernährt 100 Arme in unsern Städten, und 100000 kommen durch ihn auf dem Lande um; das Geld so dem Reichen und dem Künstler Ueberfluß verschaft, nuzt dem Armen nichts; und lezterer hat keinen Rock, blos weil erstere Tressen auf die ihrigen brauchen. Die Zubereitung der Materien, so zu unsrer Nahrung dienen, sollte uns allein schon gegen den Luxus aufbringen. Es ist ein Glück für meine Gegner, daß die schändliche Weichlichkeit unsrer Sprache, mir verbietet weit-

schäftigt die müssigen Bürger. Und warum giebt es denn müssige Bürger? Solange der Ackerbau geehrt wurde, so gab es weder Elende noch Müssige, und es gab weit weniger Laster.

9) Ich sehe wohl, daß man den Luxus gerne vertheidigte, und ihn auch gerne von den Wissenschaften und Künsten absondern wollte. Weil man es denn haben will, so gebe ich zu, daß der Luxus zu dem Wohl des Staats beytrage, so wie die Stützen ein verfaultes Gebäude unterstützen, welches öfters durch sie desto eher zusammen fällt. Menschen! wollt ihr klug seyn, so verlasset jedes gestüzte Haus!

Dieses kann zum Beweise dienen, wie leicht es mir wäre, die mehresten Sätze meines Gegners, für mich selbst zu gebrauchen; allein aufrichtig zu reden,

weitläufiger von einer Sache zu reden, worüber sie erröthen müßten, sie vertheidigt zu haben. Man muß Saucen in unsern Küchen haben, daher mangelts sovielen Kranken an Fleischbrühe. Man muß gebrannte Wasser auf den Tafeln haben; daher trinkt der Landmann bloßes Wasser. Unsere Perücken müssen gepudert seyn; deswegen hat der Arme kein Brod.

den, ich finde sie nicht gründlich genug, um mich damit zu vertheidigen.

Man sagt, daß die ersten Menschen böse waren; und hieraus schließt man nun, daß der Mensch von Natur böse sey (*).

Dieser Satz ist von großer Wichtigkeit, und es verlohnt sich wohl der Mühe, ihn zu beweisen. Die Geschichte verschiedener Völker, welche man zum Beweis anführt, beweisen vielmehr das Ge-

(*) Diese Anmerkung ist blos für Philosophen, andern rathe ich sie zu überschlagen.

Ist der Mensch von Natur böse, so ist es ganz klar, daß ihn die Wissenschaften nur verschlimmern würden; dieser Satz ist also gleich umgeworfen. Allein man merke wohl, daß, obgleich der Mensch von Natur gut ist, wie ich es glaube, und so glücklich bin es auch zu fühlen, so sind die Wissenschaften ihm dennoch nicht heilsam; denn jede Lage, welche die Völker nöthigt, sich damit zu beschäftigen, zeugt von einer einreissenden Verderbniß, welche alsdenn durch dieselben nur befördert wird. Alsdenn bringt die mangelhafte Verfassung alles Uebel hervor, welches von Natur hätte entstehen können, und schädliche Vorurtheile vertreten die Stelle der schädlichen Neigungen.

gentheil; und es gehört viel dazu, bis man mich dahin bringt, eine Unwahrheit zu glauben. Man sage mir doch, worinn die Laster bestunden, welche man den Menschen so sehr vorwirft, zu einer Zeit, wo die schreklichen Worte des Mein und Dein noch nicht erfunden; wo es noch keine grausame und harte Herren, und keine lügenhafte Schmeichler, die man Sklaven nennt, gab, wo die Menschen noch nicht so abscheulich waren, um Ueberfluß zu besitzen, unterdessen ihre Mitbrüder Hungers starben; ehe noch die Abhängigkeit sie zwang, Verräther, Diebe und Neider zu werden? Man versichert mir, daß man das goldne Zeitalter längst für ein Hirngespinst hält. Warum sezt man nicht noch hinzu, daß man die Tugend auch längst für ein Hirngespinst hält?

Ich habe behauptet, daß die ersten Griechen tugendhaft waren, ehe sie durch die Wissenschaften verdorben wurden; und ich werde dieses nicht wiederrufen, ob man gleich bey genauer Betrachtung, wenig auf die Tugend eines so schwatzhaften Volkes, noch auf das Lob, welches es sich selbst beylegt, und das von niemand bestätigt wird, bauen kann. Was für einen Einwurf kann man mir aber dagegen machen? Vielleicht den, daß die ersten Griechen,

die

die ich so rühme, aufgeklärt und gelehrt seyn mußten, weil sie ihre Sitten und Gesetze von Philosophen erhielten? Aber kann man nach dieser Art zu schliessen, nicht das nemliche von allen Nationen sagen? Hatten die Perser nicht ihre Magier, die Assyrier ihre Chaldäer, die Indianer ihre Gymnosophisten, die Celten ihre Druiden? War Ochus nicht bey den Phöniciern, Atlas bey den Lybiern, Zoroaster bey den Persern, und Zamolxis bey den Thraciern berühmt? Und haben nicht verschiedene behauptet, daß die Philosophie bey den Barbaren entstanden sey? Auf diese Art waren also alle diese Völker gelehrt. **Neben den beeden Helden Miltiades und Themistokles, sagt man, findet man den Aristides und den Sokrates.** Neben ihnen, wenn man will; denn was macht mir das? Unterdessen lebten die Helden Miltiades, Themistokles und Aristides zu einer Zeit, und die Philosophen Sokrates und Plato zu einer andern; sobald man aber anfing, öffentliche Schulen der Philosophie zu errichten, so hatte das ausgeartete Griechenland seine Tugend verlohren, nnd seine Freyheit verkauft.

Das prächtige Asien, mußte einer Handvoll **Menschen** weichen, welches die Philo-

sophie zur Ehre führte. Es ist wahr: die Philosophie des Lebens, führt zur wahren Ehre; allein diese erlernt man nicht aus Büchern. Dies ist die unausbleibliche Würkung der Wissenschaften. Ich bitte den Leser auf diesen Schluß aufmerksam zu seyn. Sitten und Gesetze, sind die einzige Quelle des wahren Heldenthums. Wissenschaften tragen also nichts dazu bey. Mit einem Wort, Griechenland hat alles den Wissenschaften zu danken, und die übrige Welt dankt Griechenland alles. Weder Griechenland noch die Welt haben also den Sitten und Gesetzen etwas zu verdanken. Ich bitte meine Gegner um Verzeihung, allein diesen Trugschluß kann ich ihnen nicht vergeben.

Wir wollen den Vorzug, welchen man den Griechen über alle andere Völker zuschreibt, noch einen Augenblick untersuchen. Ich will die Völker gerne bewundern, welche ihr Leben im Krieg oder auf dem Acker zu bringen, auf der Erde schlafen, und sich von Früchten ernähren. Dieses Bewundern, ist einem Philosophen sehr anständig: nur der dumme Pöbel kann Leute bewundern, die ihr Leben damit zubringen, nicht ihre Freyheit zu vertheidigen, sondern sich wechsels-

weise

weise zu verrathen, und zu bestehlen, um dadurch ihre Weichlichkeit und ihren Ehrgeitz zu unterhalten, und ihren Müssiggang von dem Blut und dem Schweiß einer Million Unglücklicher zu nähren. Aber soll man das Glück bey diesen groben und bäurischen Leuten suchen? Man könnte dieses eher bey ihnen finden, als die Tugend bey den andern. Was für ein Anblick wäre dies, wenn das ganze Menschengeschlecht, blos aus Ackersleuten, Soldaten, Jägern und Schäfern bestünde? Der Anblick würde unendlich viel schöner seyn, als jetzund, da es aus Köchen, Dichtern, Buchdruckern, Goldarbeitern, Mahlern und Musikanten besteht. Blos den Soldaten müßte man bey der erstern Classe wegnehmen. Die Nothwendigkeit erfordert öfters den Krieg, allein man muß deswegen kein Handwerk daraus machen. Jeder Mensch ist Soldat, sobald es die Vertheidigung seiner Freyheit betrift; keiner aber soll es seyn, sobald es darauf ankömmt, den andern ihre Freyheit zu rauben; und die Ehre für das Vaterland zu sterben, ist zu groß, als daß man sie ums Geld gedungenen Miethlingen anvertrauen sollte. Muß man also, um ein würdiger Mensch zu seyn, gleich den Löwen und Bären leben? Wenn ich so glücklich bin, einen einzigen unpartheyischen und

Wahr-

Wahrheitsliebenden Leser zu haben, so ersuche ich ihn, die jetzige Gesellschaft zu beobachten und zu bemerken, welche unter ihnen gleich den Löwen und Bären, den Tygern und Krokodillen leben. Kann man denn die natürlichen Triebe, sich zu nähren, fortzupflanzen und sich zu vertheidigen, zu Tugenden erheben? Es sind Tugenden, das ist gewiß, sobald sie von der Vernunft geleitet, und weislich eingeschränkt werden; und besonders sind es Tugenden, wenn man sie zur Unterstützung unsrer Neben-Menschen anwendet. Ich finde hierinn nichts als thierische Triebe, welche der Würde des Menschen nicht sehr angemessen sind. Der Körper wird geübt, allein die sklavische Seele bleibt in ihrer Dunkelheit und Niedrigkeit. Wenn ich die großen Werke unsrer Akademien nachschlage, so würde ich gern sagen: „Hier finde ich nichts als „erkünstelte Grübeleyen, welche der Würde des „Menschen wenig angemessen sind. Der Geist wird „geübt, allein die sklavische Seele bleibt in ihrer „Dunkelheit und Niedrigkeit." Man nehme der Welt die Künste, sagt man, was wird übrig bleiben? Die Leibesübungen und die Leidenschaften. Man sehe doch, wie man die Tugend und Vernunft so gerne vergißt! durch die Künste

haben

haben wir ein Vergnügen der Seele erhalten, welches allein unsrer würdig ist. Das heißt, man hat an die Stelle des Wohlthuns, welches unsrer weit würdiger ist, ein anderes Vergnügen gesezt. Wenn man alles dieses recht überlegt, so wird man, so wie in allen Schriften meiner Gegner, eine übertriebene Meynung von unsern Verstandeskräften finden, und jene andre Tugend, welche weit höher und weit geschikter ist, unsre Seele zu erheben und zu verderben, wird für nichts gerechnet. Dieses ist allezeit die Würkung der Wissenschaften. Ich bin überzeugt, daß die mehresten Gelehrten die Beredsamkeit des Cicero höher schätzen, als seinen Eifer, und daß sie nicht lieber wünschten, den Catilinarischen Krieg beschrieben zu haben, als ihr Vaterland errettet.

Die Verlegenheit meiner Gegner zeigt sich, so oft die Rede von Sparta ist. Was geben sie nicht darum, daß dieses Sparta nie da gewesen wäre? und diejenigen, welche glauben, daß große Handlungen müßten gerühmt werden, was geben sie nicht dafür, wenn die Spartanischen wären verschwiegen geblieben? Es ist sehr übel, daß mitten in dem berühmten Griechenland, das seine Tugend blos der Philosophie zu danken hatte, der Staat,

wo die Tugend am lautersten war, und am längsten sich erhalten, just keine Philosophen nicht hatte. Die Spartanischen Sitten dienten ganz Griechenland zum Muster; Griechenland war verdorben, nur zu Sparta wohnte noch die Tugend; Griechenland war ganz sklavisch, und Sparta erhielt noch seine Freyheit: dieses ist betrübt. Allein das stolze Sparta verlohr seine Sitten und seine Freyheit, so wie sie das gelehrte Athen schon verlohren hatte; Sparta fiel. Was kann ich hierauf antworten?

Noch zwey Bemerkungen über Sparta, und ich gehe weiter. Hier ist die erste. Nachdem Athen schon oft überwunden hatte, so wurde es endlich selbst überwunden, es ist wahr; und man muß sich verwundern, daß dieses nicht eher geschehen ist, indem Attica ein ofnes Land war, welches sich blos durch seine eignen Kräfte vertheidigen mußte. Athen konnte in allem Betracht überwinden. Es war größer und Volkreicher, als Lacädemon; es war reich, und hatte viele Völkerschaften, welche ihnen Tribut zahlten; von allem diesen hatte Sparta nichts. Athen hatte vermöge seiner Lage einen Vortheil, welcher Sparta mangelte, und vermöge dessen sie öfters den Peloponnes verwüsteten, und der

ihnen

ihnen allein die Herrschaft über Griechenland versicherte. Das war der große und bequeme Hafen; die fürchterliche Seemacht, welche sie jenem ungesitteten Themistokles zu danken hatten, der nicht einmal auf der Flöte spielen konnte. Man kann sich also würklich verwundern, wie Athen bey so großen Vortheilen, doch endlich überwunden wurde. Allein, obgleich der Peloponnesische Krieg, welcher ganz Griechenland verwüstete, keiner von beyden Republiken zur Ehre gereichte, und es besonders von Seiten der Lacädemonier, ein Einbruch in die Gesetze ihres weisen Gesetzgebers war, so darf man sich dennoch nicht verwundern, wenn der wahre Muth endlich die Vortheile besiegt, und vielleicht erhielten die Lacädemonier, von dem Ruf, worinn sie standen, einige Vortheile, welche ihnen den Sieg erleichterten. Ich schäme mich würklich, daß ich alles dieses weiß, und daß ich mich gezwungen sehe, es zu sagen.

Die zweyte Bemerkung ist nicht weniger wichtig. Ich will dem Leser den ganzen Text hieher setzen.

Wenn auch alle Staaten von Griechenland, die Spartanischen Gesetze befolgt hätten, was bliebe uns von dieser berühmten Gegend übrig? Kaum hätten wir den Namen

men davon erfahren. Man würde es für unnöthig gehalten haben, Geschichte zu schreiben, um die Nachwelt von ihrem Ruf zu unterrichten; das Gemählde ihrer rohen Tugenden, wäre für uns verlohren gewesen; und uns wäre es also gleichgültig gewesen, ob sie jemals da gewesen, oder nicht. Die unzählichen philosophischen Lehrgebäude, worinn alle mögliche Gänge unsrer Ideen aufgedekt liegen, und die, wenn sie auch die Gränzen unsers Verstandes nicht erweitert haben, uns wenigstens das Ziel davon entdeckt; diese Meisterstücke von Beredsamkeit und Dichtkunst, welche uns alle Wege zum Herzen gebahnt haben; die nüzlichen und angenehmen Künste, welche das Leben erhalten und verschönern; endlich die unschätzbare Ueberlieferung der Thaten und Gedanken großer Männer, die das Glück ihres Zeitalters waren: alle diese kostbaren Reichthümer wären für uns verlohren gewesen. Jahrhunderte wären verflossen, die Generationen hätten sich erneuert, so wie bey den Thieren, und dieses alles ohne Nutzen für die Nachkommen, und man hätte von ihnen blos eine dunkle Erinnerung übrig behalten; die Welt

wäre

wäre älter geworden, und die Menschen in einer ewigen Kindheit geblieben.

Wir wollen uns einen Augenblick vorstellen, als ob ein Lacedämonier, von der Stärke dieser Gründe durchdrungen, sie seinen Landesleuten vorstellen wollte, und daher die Rede erfinden, welche er auf dem öffentlichen Platz zu Sparta hätte halten können.

„O ihr Mitbürger, öfnet endlich eure Augen! „Mit Verdruß sehe ich, daß ihr blos trachtet tugendhaft zu werden, euren Muth zu üben, und „eure Freyheit zu erhalten; und unterdessen vergesset ihr das Wichtigste, nemlich die künftigen „müßigen Nachkommen zu unterhalten. Sagt mir „doch, wozu nuzt einem die Tugend, wenn man „sie vor der Welt nicht zeigt? Was hilft euch eure „Rechtschaffenheit, wenn niemand mehr von euch „spricht? Was fragen die Nachkommen darnach, „daß ihr bey Thermopylä für die Athenienser muthig in den Tod gienget, wenn ihr gleich ihnen „nicht philosophische Lehrgebäude, Comedien, Verse „und Bildsäulen (*) hinterläßt? Verlasset also „Gesetze,

(*) Perikles besaß viele Fähigkeiten, war sehr beredt, prächtig, und hatte Geschmack: er verschönerte Athen

„Gesetze, die euch blos glücklich machen, und suchet „euer Andenken zu verewigen; und vergeßt die Lehre „nicht, daß, wenn große Leute nicht berühmt wür„den, so verlohnte es sich nicht der Mühe groß zu „werden.„

Dieses

Athen mit den prächtigsten Bildsäulen, kostbaren Gebäuden und den Meisterstücken aller Künste. Er ist aber auch von den Skribenten bis zum Himmel erhoben worden! Es kömmt jedoch darauf an, ob er auch ein guter Regent war: Dann es kömmt nicht darauf an, schöne Bildsäulen zu errichten, sondern die Menschen gut zu regieren. Ich will mich nicht dabey aufhalten, die geheimen Bewegungsgründe des Peloponesischen Kriegs zu untersuchen, welcher die Republik umstürzte; ich will nicht untersuchen, ob der Rath des Alcibiades gut oder schlecht war; ob Perikles mit Recht oder mit Unrecht der Verrätherey beschuldigt worden; ich frage blos, ob die Athenienser unter seiner Regierung besser oder schlimmer wurden? man nenne mir nur einen Bürger, einen Sklaven, ja selbst eines von seinen eignen Kindern, aus dem er einen rechtschafnen Mann gebildet hätte. Und dies, dünkt mich, ist doch die erste Pflicht eines Regenten. Dann das sicherste Mittel, die Menschen glücklich zu machen, besteht nicht in der Auszierung ihrer Stärke, oder in dem Reichthum, sondern darinn, daß man sucht sie zu rechtschaffnen Leuten zu bilden.

Dieses hätte ohngefähr ein Mensch sagen können, wenn ihn die Ephoren nicht daran verhindert hätten.

Dieses ist nicht die einzige Stelle, wo man behauptet, daß die Tugend blos dazu da sey, um sich einen Namen zu machen. Man rühmt noch an einer andern Stelle die Gedanken eines Philosophen, weil sie unvergeßlich und zur Bewundrung aller Jahrhunderte geschrieben sind; unterdessen, daß andre ihre Gedanken mit dem Tag, der Zeit, und den Umständen wieder vergessen: so verschlingt bey den mehresten Nationen ein Tag den andern, ohne daß noch die geringste Spur übrig bleibt. Ach! in dem Zeugniß eines guten Gewissens, in der Vorstellung des Unglücklichen, welchen man geholfen, in der Erinnerung guter Handlungen, und in der Anbetung des allgütigen Schöpfers liegt Stoff genug zur Rückerinnerung. Tod oder lebendig, sagt Sokrates, ist der rechtschaffne Mann von den Göttern niemals vergessen. Man wird mir zwar antworten, daß solche Art Gedanken nicht darunter verstanden gewesen, und ich werde erwiedern, daß alle andre Gedanken nicht verdienen, daß man von ihnen spricht.

Es ist leicht zu erachten, daß, da man Sparta so wenig schäzt, daß man die ersten Römer eben so wenig achtet. Man giebt zu, daß es große Leute waren, ob sie gleich nur kleine Thaten verrichtet haben. Nach dieser Art gestehe ich es gerne, daß man schon seit langer Zeit nichts als große Thaten thut. Man erklärt ihre Mäßigkeit und ihren Muth nicht für Tugenden, sondern für erzwungene Eigenschaften (*). Allein in den folgenden

(*) Ich sehe wohl, daß die mehresten witzigen Köpfe eine Ehre darinn suchen, die Größe der Thaten der Alten herunter zu setzen, indem sie ihnen eine schlechte Auslegung geben, und alles der Gelegenheit und andern Sachen zuschreiben. Eine bewundrungswürdige Feinheit! Man gebe mir die größte und schönste Handlung, und ich will wahrscheinlicher Weise funfzig schlechte Absichten dazu finden. Gott weiß! wenn man sich weitere Mühe gäbe, wie vielerley Seiten wir noch daran finden. Die Verläumdung dieser Witzlinge entsteht nicht sowol aus Bosheit, als aus dummer Grobheit. Die nemliche Mühe, welche man anwendet, um diese großen Namen zu schänden, wünschte ich mir öfters, um ihnen einen Stoß zu geben, und sie noch mehr zu erhöhen. Ich würde nicht müde werden, diese seltnen Beyspiele der Welt, welche den Beyfall der Philosophen haben, so viel in meinen

genden Seiten gestehet man zwar, daß Fabricius allen Reichthum des Pyrrhus verachtete, und man weiß, daß die Römische Geschichte voll ist von jenen berühmten Kriegern, denen es so leicht gewesen wäre sich zu bereichern, und welche ihre Armuth so sehr schätzten (*). Was den Muth betrifft, so weiß man wohl, daß die Feigheit keine Vernunft annimmt, und daß ein Feiger dennoch flieht, wenn

meinen Kräften steht, durch günstige Auslegungen zu verehren, und man muß glauben, daß ihr Verdienst weit über alles Lob ist, so wir ihnen beylegen können. Rechtschaffnen Leuten kommt es zu, die Tugend so schön als möglich zu mahlen. Und es würde uns nicht übel kleiden, wenn wir bey Erblickung dieser Heiligen öfters ausser uns geriethen. Dies sagt nicht Rousseau, sondern Montagne.

(*) Curius schlug die Geschenke der Samniter aus indem er sagte, er wolle lieber Leute regieren, die Geld hätten, als selbst welches besitzen. Curius hatte Recht. Die, so Reichthümer besitzen, sind zum Dienst, und die, so sie verachten, zum Herrschen bestimmt. Nicht das Geld unterwirft den Armen dem Reichen, sondern erstere streben selbst nach Reichthum, und ohne dieses wären sie gewiß die Herren.

er auch gewiß ist, daß er auf der Flucht getödtet wird. Wenn man große Staaten zu den Tugenden kleiner Republiken gewöhnen wollte, so wäre es eben so viel, als wenn man einen starken und großen Mann wieder in seine Wiege zwingen wollte. Diese Redensart ist vermuthlich an Höfen sehr gewöhnlich. Denn Tiberius und Catharina von Medicis hätte sie geziert, und ich zweifle nicht, daß beyde ähnliche Sätze angewandt haben.

Es ist sehr schwer zu glauben, daß die Moral nach dem Maaßstab eines Tischlers abzumessen sey. Jedoch kann man nicht sagen, daß die Größe eines Reichs keinen Einfluß auf die Sitten habe. Es giebt gewiß einiges Verhältniß, und ich weiß nicht, ob dies Verhältniß nicht umgekehrt sey. Dies ist eine sehr wichtige Frage, und mich dünkt, man kann sie noch als unentschieden betrachten, ohnerachtet des mehr verachtungsvollen als philosophischen Tons, mit welchem sie hier kurz angeführt ist.

Dies war, sagt man, die Schwachheit des Kato. Mit Vorurtheilen und übler Laune behaftet, welche in seiner Familie erblich zu seyn schienen, schrie er so lang er lebte, stritt und starb endlich, ohne etwas für das Vaterland

terland gethan zu haben. Ich weiß nicht, ob er nicht etwas für sein Vaterland gethan hat; allein ich weiß, daß er viel für die Menschen gethan hat, indem er ihnen das Beyspiel der reinsten Tugend hinterließ: diejenigen, so die wahre Ehre liebten, lernten durch ihn, den Lastern ihrer Zeitgenossen zu widerstehn, und jenen abscheulichen Satz der Weltleute zu verachten, daß man thun müsse, was die andern thun; mit diesem Grundsatz würden sie es weit bringen, wenn sie unglücklicher Weise zur Bande des Cartouche gehörten. Unsere Nachkommen werden es einst erfahren, daß man in den Zeiten der Weisheit und der Philosophie den Tugendhaftesten unter den Menschen lächerlich gemacht, und ihn als einen Narren vorgestellt, weil er seine große Seele nicht mit den Lastern seiner Zeitgenossen beflecken, und weil er kein Spiesgeselle Cäsars und andrer Räuber werden wollte.

Man sieht wie unsere Philosophen von Kato sprechen. Wir wollen nun sehen, wie die alten Philosophen von ihm sprachen: *Ecce spectaculum dignum ad quod respiciet, intentus operi suo, Deus. Ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus. Non video, inquam, quid habeat in Terris Iupiter pulchrius, si conuertere animum*

 velit,

velit, quam vt spectet Catonem, iam partibus non semel fractis, nihilominus inter ruinas publicas erectum.

Man sehe ferner, wie man anderwärts von den ersten Römern spricht. Ich bewundere den Brutus, den Decius, die Lucretia, den Virginius und den Scävola. In der Zeit, wo wir leben, ist dieses etwas: Allein ich bewundre einen mächtigen und wohlregierten Staat noch weit mehr. Einen mächtigen und wohlregierten Staat den bewundre ich gewiß auch, wo die Bürger nicht zu solchen grausamen Tugenden verbunden sind. Ich verstehe, man lebt viel bequemer in einem Zusammenlauf von Umständen, wo man der Mühe, tugendhaft zu seyn, überhoben ist. Allein wenn die Bürger dieses Staats durch Unglück gezwungen wären, der Tugend zu entsagen, oder diese grausamen Tugenden auszuüben; und sie daher Muth genug hätten, ihre Pflicht zu thun, würde man sie deswegen minder schätzen?

Wir wollen das unserm Zeitalter so schreckliche Beyspiel nehmen, und das Betragen des Consul Brutus untersuchen, der seine Söhne umbringen ließ, die sich zu einer Zeit wider den Staat verschworen

schworen hatten, wo eine Kleinigkeit ihn ganz umstürzen konnte. Es ist gewiß, daß sein Kollege alle ihre Mitschuldigen verschonet hätte, sobald er ihnen vergab, allein die Republik war verlohren. Was schadet das, wird man mir sagen? Weil man also dieses für so gleichgültig hält, so wollen wir setzen, die Republik hätte fortgedauert, und Brutus hätte einen Uebelthäter zum Tode verdammt, so konnte dieser ihm also antworten: „Consul, warum ver„dammst du mich? ich habe blos mein Vaterland „verrathen, und bin ich nicht auch dein Kind?„ Ich wünschte, daß man mir sagte, was Brutus hierauf hätte antworten können.

Brutus, wird man sagen, sollte lieber das Consulat niederlegen, als seine Kinder selbst verdammen. Ich antworte hierauf, daß jede Magistratsperson, welche bey so gefährlichen Umständen die Sache des Vaterlands verläßt, und ihre Dienste niederlegt, ein Verräther sey, welcher zehnfach den Tod verdient.

Es war hier keine Mittelstraße zu wählen; entweder war Brutus ein Verräther, oder die Köpfe des Titus und des Tiberiums mußten auf seinem Befehl unter dem Beil der Liktoren fallen. Ich

gebe es jedoch zu, daß sehr wenige ein gleiches würden gethan haben.

Ob man gleich die lezten Zeiten Roms den erstern nicht öffentlich vorzieht, so giebt man es dennoch genug zu verstehen, und man scheint eben so viele Mühe zu haben, unter jener Einfalt große Männer zu finden, als ich anwenden muß, unter der Pracht der leztern einen ehrlichen Mann zu finden. Dem Fabricius sezt man den Titus entgegen; allein man vergißt, den Unterschied zu machen, daß zur Zeit des Pyrrhus jeder Römer ein Fabricius, und daß Titus zu seiner Zeit der einzige rechtschaffene Mann gewesen (*). Ich will die Heldenthaten der ersten Römer und die Laster der leztern gerne vergessen: allein dies kann ich nicht vergessen, daß erstere die Tugend verehrt, und leztere

(*) Wäre Titus nicht Kayser geworden, so hätten wir niemals etwas von ihm gehört, denn er hätte so gelebt wie die andern; er fieng erst an rechtschaffen zu werden, als er aufhörte sich nach andern zu richten, und die Macht bekam, andern ein besseres Beyspiel zu hinterlassen. *Priuatus atque etiam sub Principe, ne odio quidem, nedum vituperatione publica caruit. At illi ea fama pro bona cessit, conuersaque est in maximas Laudes.*

leztere sie verachtet haben, und daß, sobald man anfieng, den Ueberwinder bey den öffentlichen Spielen mit einer Krone zu belohnen, so gab es keine mehr für denjenigen, welcher seinem Nächsten das Leben gerettet. Man glaube aber nicht, daß dieses blos auf Rom anzuwenden wäre. Es gab eine Zeit, wo die Athenienſische Republik reich genug war, um unermeßliche Summen an Schauspiele zu verwenden, und ihre Schriftsteller, Comödianten, ja selbst die Zuschauer, reichlich zu belohnen: Allein zu eben der Zeit fehlte es an Geld, um den Staat gegen die Unternehmungen des Königs Philipps zu beschützen.

Man kömmt endlich zu den neuern Völkern; ich werde mich aber sehr hüten, dasjenige fortzusezen, was man hierüber zu sagen für gut befunden. Ich will blos anmerken, daß sehr wenig Ehre dabey ist, wenn man seinen Gegner nicht widerlegt, sondern ihn blos verhindert, seine Meynung zu sagen.

Ich werde mich auch bey den Gedanken nicht aufhalten, welche man über den Luxus, die Höflichkeit, die bewundrungswürdige Erziehung unsrer Kinder (*), über die beste Art, unsre Kenntnisse zu erwei-

(*) Väter und Lehrer werden ganz gewiß mit vieler Sorgfalt darauf sehen, damit meine schädlichen Schrif-

erweitern, über den Nutzen der Wissenschaften, und über viele andre Sachen hingesezt hat, wovon viele mich gar nichts angehen, einige sich selbst widerlegen, und noch andere schon widerlegt sind. Ich will mich begnügen, noch einige abgerissene Stücke durchzugehn, welche einige Erklärung erfordern. Ich muß mich damit begnügen, denn ich finde es unmöglich, eine Widerlegung zu verfolgen, welche ohne die geringste Ordnung abgefaßt, und blos aus unzusammenhängenden Gedanken besteht.

Man

Schriften nicht in die Hände ihrer Kinder und Zöglinge fallen können. Und was würde das für eine Unordnung hervorbringen, und wie unschicklich wäre es nicht, wenn diese wohlerzogenen Kinder anfiengen, alle die schönen Sachen zu verachten, und die Tugend den Wissenschaften vorzögen? Hiebey erinnere ich mich an die Antwort eines Lacädemonischen Lehrers, welchen man satyrischer Weise fragte, was er seinem Untergebenen lehren wollte? Ich werde ihm lehren rechtschaffen zu seyn, sagte er. Wenn ich einen solchen Mann unter uns anträfe, so würde ich ihm heimlich sagen: Hütet euch ja, so zu sprechen, ihr werdet wenig Schüler bekommen, sagt lieber, daß ihr ihm lehren wollt, sich artig zu betragen und schön zu schwatzen, und euer Glück ist gemacht.

Man behauptet, daß die unwissenden Nationen, welche Begriffe von Ehre und Tugend hatten, eine sonderbare Ausnahme machen, aus welcher man nichts gegen die Wissenschaften schließen kann. Sehr wohl; allein, alle gelehrte Nationen haben bey ihren schönen Begriffen von Tugend und Ehre, immer die Liebe zu deren Ausübung verlohren. Dieses ist ohne Ausnahme. Wir wollen nun den Beweis hören: Um sich davon zu überzeugen, so werfe man die Augen auf die unermeßliche Gegend Afrika's, wo noch kein Sterblicher sich gewagt hat, einzudringen, oder glücklich genug war, es ungestraft zu thun. Weil man also in die Mitte Afrika's noch nicht eingedrungen, weil man nicht weiß, was darinnen vorgeht; so muß man glauben, daß die Einwohner lasterhaft sind: erst alsdenn, wenn wir ihnen unsre Sitten mitgetheilt haben, kann man dieses mit Recht folgern. Wäre ich Herr einer Völkerschaft in Nigritien, so erkläre ich öffentlich, daß ich auf den Grenzen meines Gebiets Galgen bauen ließ, woran ich jeden Europäer, der in das Land käme, und jeden Einwohner, der aus dem Lande wollte, ohne Gnade aufhängen ließ (*).

(*) Man wird vielleicht sagen, daß ein Bürger, welcher

Amerika liefert uns häufige Beyspiele, welche der Menschheit nicht zur Ehre gereichen. Ja, besonders seit die Europäer hingekommen sind. Unter hundert rohen und unwissenden Völkern findet man ein tugendhaftes. Es sey, wenigstens findet man eines: aber von gelehrten und zugleich tugendhaften Völkern findet man gar keines. Die Erde bleibt auch selbst, wenn sie nicht angebaut wird, doch nicht müßig, sie bringt Gifte und Ungeheuer hervor. Dies thut sie seit einiger Zeit in den Ländern, wo der Geschmack an nichtswürdigen Kleinigkeiten, den Geschmack am Ackerbau vertrieben hat.

Unsere Seele, kann man auch sagen, ist nicht müßig, wenn sie die Tugend verläßt. Sie bringt Romanen, Satyren, Verse hervor, und erzeugt das Laster.

Die

welcher aus dem Lande zieht, und nicht wieder hinein kömmt, dem Staate keinen Schaden zufügen kann. Ja er schadet durch das böse Exempel, so er giebt; er schadet sich selbst, weil er denen Lastern entgegen geht. Auf alle Fälle muß man zuvorkommen; und es ist besser für ihn, daß er gehangen, als daß er ein schlechter Mensch wird.

Die Eroberungen der Barbaren waren sehr ungerecht. Ich bitte, man sage mir doch, was wir waren, als wir die große Eroberung von Amerika machten? Aber freylich, wie können Leute, die Kanonen, Seecharten und Kompässe haben, ungerecht handeln! Will man ohngefähr sagen, daß die Zeit den Muth jener Eroberer bestätigte? Nein, sie bestätigte blos ihre List und ihre Geschicklichkeit, sie bestätigte den Satz, daß ein verschlagener Mensch mit List alles dasjenige ausrichten kann, was der Tapfre bloß von seinem Muth erwartet. Wir wollen aufrichtig seyn. Wen halten wir für tapfrer, den verhaßten Cortez, welcher Mexico mit Pulver, Verrätherey und Meineid eroberte; oder den unglücklichen Guatimozin, der, als ihn christliche Europäer auf glühende Kohlen legten, um seine Schätze zu haben, einen von seinen Officieren, der ein gleiches Schicksal hatte, und der vor Schmerz schrie, mit stolzen Worten verwies, und sagte: Lieg ich denn auf Rosen?

Wenn man behauptet, daß die Wissenschaften aus dem Müßiggang entstanden sind, so ist es ein bloßes Wortspiel; sie sind aus Muse entstanden, und bewahren uns vor dem Müßiggang. Ich verstehe nicht, wie

man

man Muse und Müßiggang von einander unterscheiden kann. So viel aber ist gewiß, daß kein rechtschaffener Mann Muse hat, so lange er noch Gutes thun kann, so lange er noch ein Vaterland hat, und so lange es noch Unglückliche auf der Welt giebt; und ich fodre jeden auf nach diesen Sätzen, mir einen guten Begriff von dem Wort Muse zu geben. Der Landmann, welcher hinter dem Pflug hergeht, arbeitet darum nicht mehr, als der Meßkünstler und der Anatomiker. Nicht mehr als die Kinder, wenn sie Kartenhäuser bauen, allein seine Arbeit ist nützlicher. Deswegen, weil wir Brod brauchen, soll also jedermann die Erde bauen? Warum nicht? Man gehe sogar auf die Weide, wenn es nöthig ist. Ich will die Menschen lieber auf dem Felde Gras fressen sehen, als daß sie sich in Städten einander aufreiben. Es ist wahr, nach meinem Sinn würden die Menschen den Thieren ziemlich ähnlich seyn, so wie sie aber jetzund sind, gleichen sie den Menschen mehr.

Der Stand der Unwissenheit ist der Stand der Furcht und der Bedürfnisse. Alles erschreckt uns alsdann. Der Tod schwebt über unserm Haupte, er liegt in dem Grase versteckt,

steckt, worauf wir treten: wenn man also alles fürchtet, und alles nöthig hat, so ist es sehr vernünftig, wenn man alles will kennen lernen. Man darf nur die Unruhe der Aerzte und der Zergliederer ansehen, die sie wegen ihrer eignen Gesundheit empfinden, um sich zu überzeugen, daß die Kenntniß der Gefahr uns gar nicht beruhigt. Da wir durch die Kenntnisse immer mehr erfahren, als wir vorbeugen können: so darf man sich eben nicht wundern, wenn wir furchtsam und kleinmüthig dadurch werden. Die Thiere wissen von allem diesem nichts, und leben sehr ruhig. Die Kuh braucht nicht die Botanik zu studiren, um ihr Futter zu finden, und der Wolf verzehrt seine Beute, ohne an die Unverdaulichkeit zu denken. Sollte man hier wohl die natürlichen Triebe gegen die Vernunft vertheidigen wollen? Dies ist eben was ich wünsche.

Es scheint, sagt man, als wenn man zuviel Ackersleute hätte, und man befürchtete, daß es zu wenig Philosophen gäbe. Ich frage aber, ob man nicht befürchtet, daß man zu wenig Hände zu den Professionen habe? Dieß hieße, die Habsucht sehr schlecht kennen. Von Kindheit an werden wir zu

nützlichen Sachen angeführt. Und welche Vorurtheile muß man nicht überwinden, welche Standhaftigkeit muß man nicht haben, um nur ein Kartesius, Newton oder Locke zu werden?

Leibnitz und Newton sind sehr reich gestorben, und sie verdienten noch reicher zu seyn. Wollte man behaupten, daß sie nur aus Bescheidenheit sich dem Pflug entzogen haben? Ich kenne die Gewalt der Habsucht zu gut, um zu wissen, daß uns alles zu geldeinbringenden Profeßionen hinreißt: daher behaupte ich eben, daß uns alles von den nützlichen Profeßionen abzieht. Ein Hebert, ein Lafrenaye, ein Dulac, ein Martin, verdienen in einem Tage mehr Geld, als alle Bauern einer Provinz in einem ganzen Monath. Ich könnte wegen obiger Stelle einen sonderbaren Vorschlag thun. Man nehme die beeden ersten Zeilen weg, und lese das übrige besonders, und rathe alsdenn, ob es aus meinen Schriften, oder aus den Schriften meiner Gegner gezogen ist.

Gute Bücher sind die einzigen Verwahrungsmittel für schwache Köpfe, d. h. für drey Theile des Menschengeschlechts, gegen

das

das böse Beyspiel. Erstlich werden die Gelehrten niemals so viel gute Bücher schreiben, als sie schlechte Beyspiele geben. Zweytens giebt es immer mehr schlechte als gute Bücher. Drittens ist die Vernunft und das Gewissen der beste Führer eines rechtschaffnen Mannes. Paucis est opus litteris ad mentem bonam. Diejenigen aber, welche ein verdorbenes Herz und verstocktes Gewissen haben, werden durch das Lesen niemals gebessert werden. Endlich braucht jeder Mensch keine andere Bücher, als die von der Religion handeln, die einzigen, welche ich verehre.

Man will gerne haben, daß wir die Erziehung der Perser wieder zurückwünschen möchten. Man merkte wohl, daß Plato dieses haben will. Ich glaubte mich durch diesen Philosophen zu schützen: ich sehe aber wohl, daß nichts mich gegen meine Gegner beschützen kann; Tros Rutulusve fuat; sie durchbohren sich lieber selbst, ehe sie mir etwas zugeben, und thun sich selbst viel mehr Uebels, als mir (*). Diese Erziehung

 ruhte

(*) Es fällt mir eben eine sehr sonderbare Art ein, die ich vielleicht noch einmal anwenden werde, um mich zu vertheidigen. Diese Vertheidigung wird blos darinn

ruhte auf falschen Grundsätzen, sagt man, weil man über jede Tugend einen Lehrer setzte, da doch die Tugend untheilbar ist; weil man sie einprägen und nicht blos lehren soll, und endlich, weil man sie soll ausüben lernen, und nicht blos die Theorie davon wissen. Was könnte ich nicht alles hierauf antworten? Aber Nein, ich will den Leser nicht beschimpfen, dadurch, daß ich ihm alles sage. Ich will nur zwey Sachen anmerken. Erstlich, nur derjenige, welcher ein Kind erzieht, nicht von Ausübung der Tugend sprechen, denn sonst würde es ihn nicht verstehn: sondern er muß ihn lernen aufrichtig, mäßig, herzhaft u. s. w. zu seyn, und nachher muß er ihm sagen, daß diese Sachen zusammengenommen, Tugend genannt werden; zweytens bemerke ich, daß wir blos die Theorie davon lehren: allein die Perser lehrten die Ausübung. Man sehe meine Abhandlung.

Alle

darinn bestehen, daß ich lauter Gründe aus den alten Philosophen hersetze: daraus wird nun folgen, daß wenn man ihre Gründe seicht findet, so waren sie blose Schwätzer, wie ich es haben will: findet man sie aber gut, so habe ich meine Sache gewonnen.

Alle Vorwürfe, die man der Philosophie macht, betreffen den menschlichen Geist. Ich gebe dies zu. Oder vielmehr den Urheber der Natur, der uns so geschaffen hat, wie wir sind. Wenn er uns denn zu Philosophen geschaffen hat, warum geben wir uns so viele Mühe, um es zu werden? Die Philosophen waren Menschen, sie konnten also irren, darf man sich hierüber verwundern? Man würde sich mehr verwundern, wenn sie nicht mehr irrten. Laßt uns sie bedauren, laßt uns an ihnen spiegeln, und uns bessern! Ja, laßt uns bessern, und nicht mehr philosophiren . . . . . . Tausend Wege führen zu dem Irrthum, nur einer zu der Wahrheit? Das ist eben das, was ich gesagt habe. Darf man sich denn wundern, daß man sie so oft verfehlt, und daß sie erst so spät entdeckt worden? Ah! wir haben sie also endlich entdeckt!

Man setzt uns ein Urtheil des Sokrates entgegen, welches nicht gegen die Gelehrten, sondern gegen die Sophisten; nicht gegen die Wissenschaft, sondern gegen deren Misbrauch geht. Was kann derjenige wohl anders meynen, welcher behauptet, daß alle unsre Wissenschaft bloser

Misbrauch, und alle Gelehrten Sophisten sind? Sokrates war das Haupt einer Sekte, welche an allem zu zweifeln lehrte. Ich würde den Sokrates sehr wenig schätzen, wenn ich glaubte, daß er so eitel war, das Haupt einer Sekte zu werden. Und er eiferte mit Recht gegen diejenigen, so alles zu wissen vorgeben. Das heißt, er eiferte wider alle Gelehrte. Wahre Wissenschaft ist weit entfernt von dieser Eitelkeit. Es ist wahr; allein hier ist die Rede von unsrer Wissenschaft. Sokrates zeugt hier gegen sich selbst. Dies scheint mir schwer zu verstehen. Der Gelehrteste unter allen Griechen schämte sich seiner Unwissenheit nicht. Der Gelehrteste unter allen Griechen bekannte selbst seine Unwissenheit; man mache also die Anwendung hievon auf die übrigen. Die Wissenschaften entspringen also nicht aus den Lastern. Die Wissenschaften entspringen also aus unsern Lastern. Sie entstehen also nicht alle aus dem menschlichen Stolz. Hierüber habe ich mich schon erklärt. Es ist eine übertriebene Deklamation, wodurch nur schwache Köpfe sich können verblenden lassen. Hierauf kann ich nicht antworten.

Indem man von der Einschränkung des Luxus spricht, so behauptet man, daß in dieser Sache nicht von dem vergangenen auf das zukünftige kann geschlossen werden. Als die Menschen noch nackend giengen, so wurde derjenige, welcher zuerst Holzschuhe trug, für einen Wollüstling gehalten; von Jahrhundert zu Jahrhundert hat man fortgefahren, gegen die Verderbniß zu eifern, ohne zu wissen was man sagte.

Es ist wahr, bis dahin wurde der Luxus, ob er gleich schon sehr eingerissen war, doch für die Quelle unendlicher Uebel gehalten. Es war dem Herrn Melon vorbehalten, diese vergiftete Lehre auszubreiten, deren Neuheit ihm mehr Anhänger verschaft, als die Gründlichkeit seiner Schlüsse. Ich glaube übrigens nicht der einzige meiner Zeit zu seyn, welcher gegen diese schädlichen Sätze eifert, die die Tugend schänden, und welche nichts als Reiche und Elende, das heißt, allzeit schlechte Menschen hervorbringen.

Man glaubt mich in Verlegenheit zu setzen, indem man mich fragt, wie weit man den Luxus einschränken müsse? Meine Meinung ist, man schaffe ihn ganz ab. Alles was über die physischen Bedürfnisse geht, ist eine Quelle des Uebels. Die Natur

hat uns so Bedürfnisse genug gegeben, und es ist die größte Unbesonnenheit, wenn man sie vermehrt, und dadurch seine Seele in noch größere Sklaverey stürzt. Sokrates wünschte sich nicht ohne Ursache Glück, als er einen Kramladen sah, daß er gar nichts von allem bedürfe. - Es ist hundert gegen eines zu wetten, daß der erste, der Holzschuhe trug, ein strafbarer Mensch war, in so fern er keine bösen Füße hatte. Wir aber sind ihm vielen Dank schuldig, daß er uns Schuhe verschaft, und uns der Pflicht tugendhaft zu seyn, überhoben hat.

Ich habe anderswo schon gesagt, daß ich nicht verlange, daß die Gesellschaft zerstört werde, daß man die Bibliotheken und alle Bücher verbrennen, die Akademien und Schulen einziehen müsse: und ich setze hier noch zu, daß ich nicht verlange, daß der Mensch sich blos mit dem Nothdürftigen begnüge. Ich sehe wohl, das man das chimärische Vorhaben, sie zu rechtschaffnen Leuten umzubilden, aufgeben muß; allein, ich glaubte mich verpflichtet, die Wahrheit ohne Scheu herauszusagen, die man nur verlangt. Ich sah das Uebel, und bemühte mich den Grund davon zu finden; andere die vielleicht beherzter oder unbesonnener sind als ich, mögen Mittel dagegen vorschreiben.

Ich bin müde und lege die Feder nieder, welche ich in diesen langen Streit nie wieder ergreifen werde. Ich höre, daß sich eine Menge Schriftsteller an mich gewagt haben. (*) Ich bedaure sehr, daß ich nicht allen antworten kann; allein ich glaube, durch die Wahl derjenigen, welchen ich geantwortet, hinlänglich gezeigt zu haben, daß mich keine Furcht vor den übrigen zurückhält (**).

(*) In den kleinsten periodischen Schriften, welche blos zur Unterhaltung unsrer Jugend geschrieben werden, hat man mich angegriffen. Ich habe keines davon gelesen, und werde ganz gewiß keines von allen lesen; dies hindert aber nicht, daß ich sie gehörig zu schätzen weis, und ich glaube daß sie alle sehr artig geschrieben sind.

(**) Man versichert mich, daß Herr Gautier mir wieder geantwortet habe, ob ich ihm gleich nicht geantwortet, und auch die Ursache angegeben, warum ich es nicht that. Vermuthlich findet Herr Gautier meine Gründe nicht überzeugend genug, weil er sich die Mühe giebt, sie noch einmal zu widerlegen. Ich sehe wohl, ich muß dem Hrn. Gautier weichen; und ich gestehe gerne, daß ich ihm hätte antworten sollen; so sind wir also einig. Ich bedaure nur, daß ich meinen Fehler nicht wieder gut machen kann: aber es ist jetzt zu spät, und niemand würde mehr wissen, wovon ich rede.

Ich habe mich bemühet, ein Denkmal zu errichten, zu dessen Festigkeit die Kunst nichts beygetragen hat. Die Wahrheit allein, der es geheiligt ist, soll es unterstützen. Und wenn ich noch einmal die Streiche abwende, die gegen mich geführt werden, so geschiehet dieses mehr um eine Ehre darinn zu suchen, indem ich die Wahrheit vertheidige, als ihr eine Hülfe zu leisten, deren sie ganz entbehren kann.

Schlüßlig erlaube man mir zu erklären, daß blos Menschenliebe und Liebe zur Tugend mich bewogen haben, nicht länger zu schweigen, und daß der Kummer und der Abscheu, den ich gegen die Laster empfinde, wovon ich Zeuge bin, aus Mitleid gegen die Menschen, und dem eifrigsten Verlangen, sie glücklicher zu sehn, und besonders auch würdiger glücklich zu werden, entstanden ist.

J. J.

J. J. Rousseaus Schreiben

wegen
der neuen Widerlegung seiner Abhandlung, von einem Mitgliede der Akademie zu Dijon. (*)

Mein Herr!

So eben erhalte ich eine Schrift, welche den Titel führt: Abhandlung, welche den Preis der Akademie zu Dijon im Jahr 1750 u. s. w. davon getragen, nebst einer Widerlegung dieser Abhandlung, von einem Mitglied der Akademie zu Dijon, welcher ihm seine Stimme

(*) Das Werk, welches Rousseau hier beantwortet, ist in 8vo. im Jahr 1751 und auf zwey Reihen gedruckt und 132 Seiten stark. Auf der einen Reihe steht die gekrönte Abhandlung des Herrn Rousseau. Auf der andern Reihe steht eine Widerlegung dieser Abhandlung. Man hat noch kritische Anmerkungen und eine Antwort des Herrn Gautier auf das Schreiben des Hrn. Rousseau an Hrn. Grimm beygefügt.

me versagt hatte; indem ich diese Schrift durchblätterte, so dachte ich, daß anstatt sich soweit herunter zulassen, und der Herausgeber meiner Abhandlung zu werden, so hätte derjenige, der mir seine Stimme versagt, weit besser gethan, wann er das Werk, welchem er seine Stimme gegeben, herausgegeben hätte: dies wäre die beste Art gewesen, meine Abhandlung zu widerlegen.

Hier ist also einer von meinen Richtern, welcher mich nicht zu gering schäzt, um mein Gegner zu werden, und der es seinen Kollegen sehr verdenkt, daß sie mir den Preis zuerkannt haben. Ich gestehe gerne, daß ich mich selbst sehr darüber wunderte; ich bemühte mich ihn zu verdienen, ich habe aber keinen Schritt gethan, um ihn zu erhalten. Uebrigens, ob ich gleich wußte, daß die Akademien die Meinung derer, die sie krönen, niemals annehmen, und daß der Preis nicht demjenigen zuerkannt wird, welcher die beste Sache vertheidigt, sondern dem, der am schönsten gesprochen hat; so war ich, wenn ich mich auch im leztern Falle denke, doch weit entfernt, von einer Akademie diese Unpartheylichkeit zu erwarten, welche so wenig Gelehrte besitzen, sobald ihr Vortheil es erfordert.

Ich

Ich war über die Billigkeit meiner Richter sehr erstaunt, allein ich gestehe, daß ich mich noch weit mehr über die Unvorsichtigkeit meiner Gegner verwunderte; wie können sie sich unterfangen, ihren Neid, wegen der Ehre so mir wiederfahren, so öffentlich zu bezeugen? sehen sie nicht ein, wie sehr sie sich selbst und ihrer Sache dadurch schaden? Sie schmeicheln sich vergebens, daß man die wahre Ursache ihres Neides nicht errathen würde: sie sind nicht darüber aufgebracht, daß meine Abhandlung, obgleich schlecht geschrieben, dennoch den Preis erhalten; man krönet täglich noch weit schlechtere, und sie schweigen dazu; allein sie haben einen andern Grund, welcher ihnen näher am Herzen liegt, und den man sehr leicht errathen kann. Ich wußte wohl, daß die Wissenschaften die Sitten verderben, daß sie die Menschen ungerecht und neidisch machten, und sie dahin bringen, ihren Eigennutz und ihrer Eitelkeit alles mögliche aufzuopfern; allein ich glaubte, daß alles dieses mit mehrerer Bescheidenheit und List geschähe; ich hörte die Gelehrten beständig von Billigkeit, Mäßigkeit und Tugend sprechen, und wußte wohl, daß sie sich unter dem Schutz dieser heiligen Namen ungestraft allen Lastern überliessen; allein ich glaubte nicht, daß sie frech genug wären, die Unpartheylichkeit ihrer Mitbrüder öffentlich zu tadeln.

tadeln. An allen übrigen Orten machen sich die Richter eine Ehre daraus, nach der Billigkeit und ohne Rücksicht auf ihren Eigennutz zu urtheilen; nur die Wissenschaften allein verbieten denjenigen, so sich mit ihnen beschäftigen, aufrichtig zu seyn: Wahrlich, dies ist ein schönes Privilegium!

Ich wage es zu sagen, die Akademie zu Dijon hat, indem sie mich so sehr beehrte, zugleich auch vieles zu ihrer eignen Ehre gethan; meine Gegner werden künftig hieraus den Schluß ziehen, daß Wissenschaft, Billigkeit und Uneigennutz zusammen bestehen können. Alsdenn werden die Vertheidiger der Wahrheit ihnen antworten: dies ist ein sonderbares Beyspiel gegen uns; allein man erinnere sich der Aergerniß, welche dieses Urtheil unter allen Gelehrten erregte, und der Art, womit sie sich darüber beschwerten, und schliesse alsdenn auf ihre Grundsätze. ——

Es ist auch ferner keine geringe Unbesonnenheit, sich darüber zu beklagen, daß die Akademie diese Sache als eine Streitfrage aufgeworfen hat; denn, so wenig wahrscheinlich es auch war, daß bey dem jetzigen allgemeinen Bestreben, einer freywillig auf den Preis verzicht thun würde, um sich für das Gegentheil

gentheil zu erklären; so kann ich nicht begreifen, daß Philosophen darüber aufgebracht werden, weil man ihnen Fragen zu entscheiden vorlegt; fürwahr eine feine Liebe zur Wahrheit, welche fürchtet dasjenige was für und wider eine Sache kann gesagt werden, zu hören!

Das beste Mittel bey philosophischen Untersuchungen, eine Meinung verdächtig zu machen, ist, wenn man die Gegensätze untersagt: jeder der so handelt, erklärt sich selbst für einen unredlichen Menschen, welcher seiner Sache nichts zutraut. Ganz Frankreich erwartet begierig die Schrift, welche künftiges Jahr den Preis der französischen Akademie erhalten wird; sie wird nicht allein meine Abhandlung ganz verdunkeln, welches auch sehr leicht ist, sondern man kann vermuthen, daß sie ein Meisterstück seyn wird. Was wird aber dieses zur Auflösung der Frage beytragen? Gar nichts, denn jeder wird, nachdem er sie gelesen, sagen: Diese Abhandlung ist sehr schön; allein wenn der Verfasser das Gegentheil behaupten dürfte, so würde sie noch schöner geworden seyn.

Ich habe die neue Widerlegung gelesen; dann das ist sie; und ich weis nicht, warum ich in den

Schrif-

Schriften meiner Gegner, welche diesen Titel führen, immer am schlechtesten widerlegt bin. Ich habe also diese Widerlegung gelesen, ohne meinen Entschluß, nicht wieder zu antworten, im geringsten zu bereuen; ich will mich begnügen, eine einzige Stelle anzuführen, und der Leser mag urtheilen, ob ich Recht oder Unrecht habe. Hier ist sie. Ich gebe es zu, daß man ohne Wissenschaft ein ehrlicher Mann seyn kann; aber ist es genug, in der Gesellschaft blos ehrlich zu seyn? Und was nüzt ein unwissender Mensch? er ist eine überflüßige und unnütze Last der Erde u. s. w. Einem Schriftsteller, der fähig ist, so zu schreiben, werde ich gewiß nicht antworten, und mich dünkt, er sollte mir dafür danken.

Man müßte auch eben so weitschweifig und unzusammenhängend schreiben, um die große Menge lateinischer Stellen, Verse aus dem Lafontaine, Boileau, Moliere, Voiture, Regnard, Gresset, die Geschichte von Nimrod, und der Picardischen Bauern, zu beantworten; denn was kann man einen Philosophen antworten, welcher uns versichert, daß er die Unwissenden hasse, blos weil sein Pachter in Picardie, der zwar kein Doktor ist, und der ihn zwar richtig bezahlt, ihm aber doch nicht genug

Ein-

Einkünfte von seinem Guthe verschaft? Der Verfasser ist von seinen Güthern so eingenommen, daß er sogar von den meinigen spricht. Ich ein Guth besitzen? das Guth des J. J. Rousseau! wirklich, ich rathe ihm mich auf eine feinere Art zu verläumden (*).

Wenn ich eine Stelle dieser Widerlegung beantworten sollte, so wäre es diejenige, welche voller Persönlichkeiten gegen mich ist; da dies aber nicht hiehör gehört, so werde ich mich auch hierinn nicht von meinem festen Grundsatz entfernen, und mich blos auf die Sache selbst einschränken, ohne Persönlichkeiten darein zu mischen; die Achtung gegen das Publikum erfordert, daß man es nicht mit unangenehmen und nützlichen Wahrheiten, wohl aber mit Autorszänkereyen verschont (**), wovon jetzund alle Streit-

(*) Wenn der Verfasser diesen Brief auch widerlegt, so ist nicht zu zweifeln, daß er auf eine sehr schöne und gelehrte Art und durch bündige Schlüsse beweisen wird, daß es gar kein Laster sey, ein Guth zu besitzen, und wirklich kann es für andere kein Laster seyn, aber für mich wäre es eines.

(**) Man kann an der Abhandlung des Hrn. Bordes ein schönes Beyspiel finden, auf welche Art es

Streitschriften voll sind, und wodurch man blos seiner Rache genug zu thun sucht. Man behauptet, daß ich bey dem Clenard (*) ein Wort des Cicero ent-

Philosophen geziemt, einander ohne Bitterkeit und Persönlichkeiten zu bestreiten. Ich schmeichle mir, daß man auch an meiner Antwort ein Muster finden werde, auf welche Art man dasjenige vertheidigen kann, was man für wahr hält, ohne gegen diejenigen aufgebracht zu werden, welche es bestreiten.

(*) Wenn ich sagte, daß derjenige, welcher mir diesen Einwurf macht, gewiß die griechische Grammatik des Clenard besser kennt, als die Officia Ciceronis, und sich daher für einen Vertheidiger des guten Geschmacks ausgiebt, wenn ich ferner sagte, daß es Profeßionen giebt, als z. B. die Chirurgie, wo man sich so vieler griechischen Namen bedient, daß diejenigen, welche sie treiben, sich nothwendigerweise einige Kenntnisse dieser Sprache erwerben müssen, so verfiel ich in den Ton meines Gegners, und antwortete wie er vielleicht an meiner Stelle würde gethan haben. Ich gestehe es, daß, da ich das Wort *investigatio* brauchte, so wollte ich unsrer Sprache einen Dienst leisten, dadurch daß ich ein sanftes, harmonisches Wort hineinbrachte, dessen Bedeutung man zwar kennt, aber in unsrer Sprache doch kein Wort dafür hat. Unter diesen Bedingungen kann man diese Freyheit wohl entschuldigen:

Ego

entlehnt habe, es sey: Ich hätte Sprachfehler gemacht, immerhin: ich liebte die schönen Wissenschaften und die Musik: ich gebe es auch zu, ohngeachtet des Uebels, das ich von beeden denke; ich muß in reifern Jahren die Schuld meiner Jugend-Thorheiten tragen; allein was hilft das alles, was geht das das Publikum an, und was trägt es zu dem Streit über die Wissenschaften bey? Rousseau mag schlecht französisch sprechen, und die Grammatik wird dennoch nichts zur Tugend beytragen. Er kann schlechte Sitten haben, diejenigen aber unserer

Ego cur acquirere pauca
Si possum, invideor; cum lingua Catonis et Enni
Sermonem Patrium ditaverit?

Besonders suchte ich mich richtig auszudrücken; ich weis zwar wohl, daß die erste Regel unsrer Schriftsteller darinn besteht, richtig, oder so wie sie es nennen, gut französisch zu schreiben. Da ich mich aber nicht darum bekümmere, was man von mir sagt, so ist meine erste Regel, mich deutlich auszudrücken; und sobald ich finde, daß ich mich stärker oder deutlicher durch Solöcismen ausdrucken kann, so wähle ich niemals. So bald mich nur die Philosophen recht verstehen, so mögen die Juristen immer über Worte grübeln.

Gelehrten sind darum nicht besser, dies ist alles was ich hierauf antworten kann, und auch alles, was ich auf diese neue Widerlegung antworten werde.

Ich endige diesen Brief und zugleich allen Streit über diese abgedroschene Materie mit einem guten Rath an alle meine Gegner, sie werden ihn zwar ganz gewiß verachten, doch hätte er der Sache, welche sie vertheidigen wollen, sehr nützlich seyn können; er lautet: man lasse sich niemals von dem Eifer so weit hinreissen, daß man darüber vergesse erst seine Kräfte zu prüfen, et quid valeant humeri. Sie werden mir zwar sagen, ich sollte diesen Rath für mich behalten, und dies mag wahr seyn; aber wenigstens bleibt der Unterschied zwischen uns, daß ich auf meiner Seite ganz allein war, ihrer aber war ein ganzer Haufen, die lezten mußten also etwas besseres vorbringen als die ersten, oder lieber schweigen.

Damit man diesen Rath nicht für stolz oder verwegen halte; so setze ich noch ein Muster von der Art zu schliessen, meiner Gegner her, wovon man auf die Richtigkeit und Gründlichkeit ihrer Kritik schliessen kann. Ich habe gesagt: Die Völker Europens lebten vor einigen Jahrhunderten in

einem Zustand, der schädlicher war, als die Unwissenheit selbst; ich weis nicht, welcher unverständliche Wortkram, welche noch verächtlicher als sie war, an die Stelle der Wissenschaften kam, und ihrem Wiederaufkommen unübersteigliche Hindernisse entgegensezte: es mußte eine gänzliche Revolution erfolgen, um die Menschen zur Vernunft zurück zu führen. Die Menschen hatten die Vernunft verlohren, nicht weil sie unwissend waren, sondern weil sie so dumm waren zu glauben, daß sie etwas wüßten, indem sie die unverständlichen Worte des Aristoteles und die abgeschmackte Lehre des Räymundus Lullius nachplauderten: es mußte eine Revolution erfolgen, um sie zu überzeugen, daß sie nichts wüßten, und unter uns wäre sie gleichfalls nöthig, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen. Hier ist nun der Gegensatz meiner Gegner: Diese Revolution ist den Wissenschaften zuzuschreiben, sie haben nach dem Geständniß des Verfassers die Vernunft wieder eingeführt; allein nach seiner Meinung haben sie die Sitten verdorben: ein Volk muß also der Vernunft entsagen, um gute Sitten zu haben. Drey Verfasser nach einander haben diesen schönen Satz wiederholt: ich frage sie nun, wen ich ankla-

gen soll, entweder ihren Verstand, weil er den Sinn dieser so deutlichen Stelle nicht durchdringen konnte, oder ihre Falschheit, daß sie thaten, als wenn sie mich nicht verstünden? Ihre Wahl wird bald getroffen seyn, denn es sind Gelehrte. Allein, was soll man von der schönen Auslegung meines Titelkupfers denken, welche dieser leztere Gegner macht? Ich glaubte meine Leser zu beleidigen, und sie als Kinder anzusehen, wenn ich ihnen dieses deutliche Sinnbild noch erklärt hätte; und ihnen gesagt, daß die Fackel des Prometheus die Fackel der Wissenschaften ist, wodurch große Geister erleuchtet werden; daß der Satyr, der, als er das Feuer zum erstenmal sieht, hinläuft und es umarmen will, gemeine Menschen vorstellt, welche von den Wissenschaften verblendet, sich ohne Unterschied dem Studio widmen; und daß endlich Prometheus, welcher ihm zuruft, und ihn vor der Gefahr warnt, der Bürger von Genf ist. Dieses Sinnbild, ist richtig, schön und ich glaube erhaben. Was soll man nun von einem Schriftsteller denken, welcher es betrachtet, und doch nicht verstanden hat? Man kann leicht denken, daß er unter seinen Freunden, den Egyptiern, eben kein Doktor geworden wäre.

Ich bin so frey, meinen Gegnern, und besonders meinem leztern, diese weise Lehre eines Philosophen zu geben: Wisset, daß keine Einwürfe eurer Sache soviel schaden können, als schlechte Vertheidigungen; wisset, daß, wenn ihr seichte Sachen vorbringt, so wird eure Sache verliehren, und man wird euch die Ehre erweisen zu glauben, daß sie nicht besser vertheidigt werden konnte.

Ich bin ꝛc.

Wiederruf
der Akademie zu Dijon,

wegen der Widerlegung, welche fälschlich einem ihrer Mitglieder zugeschrieben worden. Auszug aus dem Mercure de France, August 1752.

Die Akademie zu Dijon hat mit Erstaunen aus einem gedruckten Brief des Herrn Rousseau ersehen, daß ein Werk unter dem Titel: Abhandlung, welche den Preis der Akademie zu Dijon im Jahr 1750 erhalten, mit einer Widerlegung dieser Abhandlung begleitet, von einem Mitglied dieser Akademie, welcher ihm seine Stimme versagt hat, herausgekommen.

Die Akademie weis sehr wohl, daß ihre Urtheile, so wie die Urtheile der übrigen Akademien des Königreichs, dem Publiko vor Augen gelegt werden. Sie hätte auch dieser neuen Widerlegung, welche sie hier widerruft, nicht erwähnt, wenn der Verfasser derselben, welcher mehr Vergnügen empfindet, zu kritisiren, als eine wahre gute Kritik zu liefern, nicht geglaubt hätte, unter einem verdeckten

deckten Namen, welcher ihm nicht zukömmt, das Publikum in einen Streit hereinzuziehen, welcher schon zu lange gedauert hat. Vielleicht war auch seine Absicht, einige Spuren von Uneinigkeit unter dieser Gesellschaft zu zeigen, da doch die Mitglieder derselben sich blos mit der Untersuchung des Wahren beschäfftigen, dasselbe ohne Bitterkeit auseinandersetzen, und überhaupt von keiner Partheylichkeit eingenommen sind, welche bey litterarischen Streitigkeiten so gemein sind.

Sie weis, welche Achtung den beurtheilten Schriften gebührt, und in welchem Ansehen sie bey ihr stehen; sie weis aber auch, wie ungeziemend es ist, daß bey einer Versammlung von Gelehrten ein einzelnes Mitglied, ein von ihr abgefaßtes Urtheil, welches ohne seinen Willen gekrönt worden, schriftlich widerlegt. Aus dem Schreiben des Hrn. Rousseau erhellet, daß dieser Verfasser nicht die geringste Lokalkenntniß einer Akademie besitze, von der er ein Mitglied zu seyn vorgiebt. Er spricht z. B. von seinen Güthern und Pachtern in Pikardie, unterdessen daß kein einziges von unsern Mitgliedern nur einen Schuh breit Land in dieser Provinz besitzt.

Die Akademie sagt sich also öffentlich von diesem versteckten Verfasser los, und verwirft die Widerlegung, welche er einem ihrer Mitglieder zugeschrieben hat, als eine niederträchtige Betrügerey, welche eines Menschen unwürdig ist, der Wissenschafften treibt, und den nichts zwang, sich zu verkappen.

Allein von welcher Hand auch dieses Werk komme, und was auch das Vorhaben des Verfassers dabey war, so wird es dem Herrn Rousseau immer zur Ehre gereichen, daß er bey einer Streitfrage Muth genug hatte, die Sache der Wahrheit zu vertheidigen, und der Akademie, weil sie aufrichtig genug war, ihm den Preis zuzuerkennen.

Dijon, den 22. Junii 1752.

Petit, Sekretär der Akademie der Wissenschaften zu Dijon.

J. J. Rousseau,

Bürger zu Genf,

an

Christoph von Beaumont,

Erzbischof zu Paris, Herzog von St. Cloud, Pair von Frankreich, Commandeur des Ordens vom heiligen Geist, Vorsteher der Sorbonne ꝛc.

Da veniam si quid liberius dixi, non ad contumeliam tuam, sed ad defensionem meam. Praesumti enim de gravitate et prudentia tua, quia potes considerare quantam mihi respondendi necessitatem imposueris.

Aug. Epist. 238. *ad Pascent.*

J. J. Rousseau,
Bürger zu Genf,
an
Christoph von Beaumont,
Erzbischof zu Paris.

Warum, mein Herr, muß ich Ihnen etwas zu sagen haben? Was für eine Sprache können wir zusammen sprechen, wie können wir uns verstehen, und was für ein Verhältniß ist zwischen Ihnen und mir?

Unterdessen muß ich Ihnen antworten, Sie selbst zwingen mich dazu. Hätten Sie blos mein Buch angegriffen, so hätte ich geschwiegen: allein, Sie greifen auch meine Person an, und je mehr Ansehen Sie unter den Menschen besitzen, je weniger darf ich schweigen, sobald Sie mich entehren wollen.

Bey dem Anfang dieses Briefs kann ich nicht umhin, einige Betrachtungen über die Sonderbarkeiten meines Schicksals einfließen zu lassen. Es sind einige darunter, welche gewiß mich ganz allein betroffen haben.

Ich

Ich wurde mit einiger Fähigkeit geboren; das Publikum versicherte mir dieses. Meine Jugend brachte ich in einer glücklichen Dunkelheit, aus der ich nie mich herauswagen wollte, zu. Wenn ich letzteres gesucht hätte, so wäre selbst dieses eine Sonderbarkeit gewesen, daß ich während dem ersten Jugendfeuer es nicht dahin bringen konnte, da es mir hernach zu einer Zeit, wo dieses Feuer verlöscht, nur zu sehr glückte. Ich war beynahe vierzig Jahr alt, und ich besaß statt Geld, welches ich immer verachtete, und einem Namen, der mir nachher so theuer zu stehen kam, die zween einzigen Güther, wornach mein Herz strebte; nemlich Freunde, und Ruhe. Eine verwünschte akademische Preisfrage fing an mich unruhig zu machen, und brachte mich zu einer Beschäftigung, für die ich nicht gebohren war; ein unerwarteter Beyfall reizte mich noch mehr dazu. Eine ganze Menge von Gegnern widerlegten mich, ohne mich zu verstehn, mit einer Unbesonnenheit, welche mich aufbrachte, und mit einem Stolz, wovon ich vielleicht selbst nicht frey blieb. Ich vertheidigte mich, und von Wort zu Wort fand ich mich endlich, ohne daran zu denken, auf dieser Laufbahn. Ich war Autor geworden, in einem Alter, wo man beynahe aufhört es zu seyn, und Gelehrter, selbst durch die Verachtung, welche

ich

ich gegen diesen Stand hegte. Alsdenn fieng ich an, in dem Publiko bekannt zu werden: allein die Ruhe und die Freunde verschwunden. Was hab ich nicht ausgestanden, ehe ich wieder einige Ruhe genoß und glücklichere Verbindungen traf! Ich mußte meinen Schmerz verbeißen; und ein bisgen Ruhm mußte mir alles ersetzen. Wenn dieses eine Entschädigung für diejenigen ist, welche immer außer sich selbst sind, so war es doch niemals eine für mich.

Wenn ich auch einen Augenblick auf dieses wichtige Guth gezählt hätte, wie schnell würde ich zu mir selbst zurückgekommen seyn! Mit welcher Unbeständigkeit beurtheilte mich das Publikum! Ich war zu weit von ihm entfernt; es beurtheilte mich also nach dem Willen oder dem Vortheil dererjenigen, welche es leiten, und kaum wurde ich zween Tage nacheinander gleich beurtheilt. Bald war ich ein tückischer schwarzer Mensch, bald wieder ein Engel des Lichts. In dem nemlichen Jahr sahe ich mich geehrt, man suchte mich sogar bey Hofe, man rühmte mich; nachher wurde ich beschimpft, bedroht, verabscheut und verflucht; des Abends paßte man mir in den Straßen auf, um mich zu ermorden, und des Morgens kündigte man mir einen

Ver-

Verweisungsbefehl an (*). Das Gute und das Böse entsprung aus einer Quelle; und alles dieses, wegen Nichts.

Ich habe über verschiedene Materien geschrieben, aber immer nach einerley Grundsätzen: immer dieselbe Moral, denselben Glauben, dieselben Sätze, und auch dieselben Meynungen. Man hat jedoch meine Schriften sehr verschieden beurtheilt, oder vielmehr den Verfasser meiner Schriften; denn man beurtheilte mich mehr nach den Materien, die ich abhandelte, als nach meinen Gesinnungen. Nach meiner ersten Abhandlung war ich ein Sonderling, welcher sich ein Vergnügen daraus macht, dasjenige zu beweisen, was er selbst nicht glaubt. Nach meinem Brief über die französische Musik war ich ein offenbarer Feind der Nation; es fehlte wenig, daß man mich nicht für einen Verräther hielt; und man hätte glauben sollen, daß das Schicksal des Königreichs von der Ehre der Pariser Oper abhienge: nach meiner Abhandlung über die Ungleichheit war ich ein Atheist und ein Menschenfeind: nach meinem Brief an Hrn. d'Alembert war ich ein Vertheidiger der christlichen Moral: nach der Heloise war ich

(*) Lettre de Cachet.

ich zärtlich und sanft; jetzund bin ich ein Gottloser, und vielleicht werde ich bald ein Heiliger seyn.

Auf diese Art beurtheilte mich das dumme Publikum, und man weis jetzo eben so wenig, warum man mich haßt, als warum man mich vormals liebte. Ich aber blieb immer derselbe: mehr eifrig als gelehrt bey meinen Untersuchungen, in allem aufrichtig, auch selbst wider mich; einfältig und gut, aber empfindsam und schwach; ich thue oft das Böse, und liebe beständig das Gute; die Freundschaft allein kann mich fesseln, nicht Umstände, und hierinne folge ich mehr meinem Herzen, als meinen Vortheil; von den Menschen verlange ich nichts, und will auch nicht von ihnen abhangen; ihren Vorurtheilen gebe ich eben so wenig nach, als ihren Willen, und behalte den meinigen eben so frey, wie meine Vernunft: ich fürchte Gott, ohne vor der Hölle zu zittern, und spreche mit Ehrfurcht von der Religion; weder Schwärmerey noch Gottlosigkeit gefällt mir, die Intoleranz aber hasse ich noch mehr, wie die Freygeisterey; meine Denkungsart verberge ich vor niemand, und bin weder voll Verstellung, noch voll List; meinen Freunden bekenne ich meine Fehler, meine Meynungen bekenne ich jedermann, dem Publiko

sage ich die Wahrheit, ohne Schmeicheley und ohne Bitterkeit, und bekümmre mich eben so wenig darum, ihm zu gefallen, als ihm zu misfallen. Dies sind meine Laster und meine Tugenden.

Endlich war ich dieser Betäubung überdrüßig, und ermüdet, von der überflüßigen Zeit der Müßigen, und verschwenderisch mit der meinigen, seufzte ich nach der Ruhe, welche nach so vielen Leiden mir nöthig war, und legte mit Freuden die Feder nieder. Zufrieden, daß ich sie nur zum Besten meiner Mitbrüder ergriffen hatte, verlangte ich von ihnen keine weitere Belohnung, als mich in meiner Einsamkeit in Ruhe sterben zu lassen, und mir kein Leid zuzufügen. Ich betrog mich sehr; die Gerichtsdiener kamen, und belehrten mich eines andern, und eben zu der Zeit, wo ich dachte, daß sich all mein Leiden endigen würde, fiengen die größten Trübsale meines Lebens an. Hierinn liegen schon ganz eigne Schicksale, allein, dies ist noch nichts; verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Ihre Geduld misbrauche: allein ehe ich mich noch gegen Ihnen erkläre, muß ich vorher von meiner jetzigen Lage, und von deren Ursachen reden.

Ein Genfer, läßt ein Buch in Holland drucken, und das Parlament zu Paris, verdammt dieses

Buch zum Feuer, ohne auf das Privilegium des Fürsten zu achten, mit dem es versehen ist. Ein Protestant, bringt in protestantischen Lande einige Einwürfe gegen die Römische Kirche vor, und das Pariser Parlament läßt ihn citiren. Ein Republikaner, verwirft in einer Republik die monarchische Regierung, und das Pariser Parlament citirt ihn wieder. Gewiß, das Parlament zu Paris, muß eine große Meynung von seiner Gewalt haben, und sich für den rechtmäßigen Richter des menschlichen Geschlechts ansehen.

Dieses nemliche Parlament, welches sonst in Rücksicht eines Franzosen, alle Regeln des Rechts so genau beobachtet, versäumt sie alle, sobald es einen armen Fremden betrift. Ohne zu untersuchen, ob dieser Fremde auch der Verfasser des Buchs ist, welches seinen Namen führt, ob er es für das seinige erkennt, ob er es hat drucken lassen; ohne Mitleid mit seinem traurigen Zustand, und ohne Rücksicht auf die Uebel, mit welchen er schon beladen ist, droht man ihn gefänglich einzuziehen; ja man hätte ihn aus dem Bette gerissen, um ihn mit den schlechtesten Missethätern in ein Gefängniß zu werfen; man hätte ihn vielleicht, ohne ihn anzuhören, verbrannt; dann wer weis, ob man das Recht

besser mit ihm beobachtet hätte, da die ganze Sache so grausam angefangen war, daß man beynahe in den Ländern der Inquisition, kein ähnliches Beyspiel findet? Also blos gegen mir, legt ein so weiser Richter alle seine Weisheit ab; gegen mich allein, wafnet sich dieses sanfte Volk, von welchem ich glaubte geliebt zu seyn, mit der äußersten Wuth; dies ist also die Erkenntlichkeit dafür, daß ich dieses Land allen andern vorzog, um darinn zu wohnen! Ich weis nicht, wie sich dieses alles mit dem Völker-Recht vereinigen läßt, aber soviel weis ich, daß bey einer solchen Procedur die Freyheit, und sogar das Leben eines Bürgers in der Hand jedes Buchdruckers steht.

Der Bürger von Genf, ist ungerechten Richtern nichts schuldig, welche auf eine verläumderische Schrift ihn nicht erst vorladen, sondern sogleich verurtheilen. Da er nicht vorgeladen worden, so ist er auch nicht verbunden, sich zu stellen. Man braucht Gewalt gegen ihn, und er entzieht sich derselben. Er schüttelt den Staub von seinen Schuhen, und verläßt dieses gastfreye Land, wo man sich bemüht, den Schwächern zu unterdrücken, wo man den Fremden in Ketten legt, ohne ihn vorher zu hören, ohne zu wissen, ob die Sache

diese Strafe verdienet, ohne zu untersuchen, ob er etwas begangen.

Seufzend verläßt er seine stille Einsamkeit. Nur ein einziges, aber kostbares Guth besitzt er, seine Freunde, und auch diese muß er verlassen. Bey seiner Schwachheit, muß er die Beschwerlichkeiten einer langen Reise ertragen; er kommt endlich an, und glaubt in Freyheit zu seyn; er nähert sich seinem Vaterland, diesem so berühmten Vaterland, welches er verehrt und liebt: Die Hoffnung einer guten Aufnahme tröstet ihn, über alle seine Leiden . . . . . O was bin ich im Begriff zu sagen? Mein Herz bebt, meine Hand zittert, und die Feder entfällt mir; ich muß schweigen, um nicht in das Laster Chams zu verfallen. O warum kann ich meinen tödlichsten Schmerz nicht in der Stille ertragen! Und warum alles dieses? Ich meine nicht, aus welchem Grund, sondern unter welchem Vorwand? Man klagt mich der Gotteslästerung an, ohne zu bedenken, daß das Buch, welches sie enthalten soll, in den Händen der Welt ist. Was gäbe man nicht darum, um es zu unterdrücken, und hernach alles sagen zu können, was man gerne darinn finden möchte! Allein, es wird bleiben, man mag thun was man will; und die

Nachwelt wird anstatt des Lasters, dessen man den Verfasser beschuldigt, nichts als das Unrecht darinn finden, welches man einen Liebhaber der Wahrheit angethan hat.

Ich will von keinem meiner Zeitgenossen reden; denn ich will niemand schaden. Allein, der Gotteslåugner, Spinoza, lehrte seine Såtze öffentlich und sehr ruhig; er lies seine Bücher ohne Schwierigkeit drucken, und man verkaufte sie öffentlich; er kam nach Frankreich, und wurde daselbst sehr wohl aufgenommen; alle Staaten waren ihm offen, aller Orten fand er Schutz, oder wenigstens Sicherheit; Fürsten erwiesen ihm Ehre, und boten ihm Bedienungen an, er lebte, und starb ruhig, ja sogar geachtet. Allein heut zu Tage, in dem Jahrhundert der Philosophie, der Vernunft und der Menschlichkeit, verfolgt man den Vertheidiger der Sache Gottes, blos deswegen, weil er mit Behutsamkeit, und zum Besten des menschlichen Geschlechts, einige Zweifel vorgebracht hat, wodurch die Ehre des Schöpfers noch erhöhet wird, von Land zu Land, von Ort zu Ort, ohne Rücksicht auf seine Krankheit und seine Armuth, mit einer Wuth, wie man noch keinen Uebelthåter verfolgt hat, und welche auch gegen einen gesunden

Men-

Menschen, könnte barbarisch genannt werden. Er sieht sich beynah in ganz Europa verfolgt und verlassen; man verjagt ihn sogar aus den Wäldern; und die ganze Standhaftigkeit eines großmüthigen Beschützers, und die Gnade eiues großen Fürsten, ist nöthig, um ihn nicht noch in den Gebürgen zu beunruhigen. Er hätte den Rest seines Lebens in Ketten zugebracht, er wäre vielleicht auf der Folter gestorben, wenn er in der ersten Hitze, in die Hände seiner Verfolger gefallen wäre.

Aus den Händen des Scharfrichters entkommen, fällt er in die Hände der Priester, dieses ist zwar so wunderbar nicht: allein ein tugendhafter Mann, dessen Seele eben so erhaben ist, als seine Geburt, ein vornehmer Erzbischoff, welcher ihre Niederträchtigkeit verabscheuen sollte, unterstützt sie; er schämt sich nicht, er, der die Stütze der Unterdrückten seyn sollte, einen Unglücklichen noch selbst zu unterdrücken; er, als ein katolischer Prälat, giebt einen Befehl, gegen einen protestantischen Schriftsteller; er steigt auf seinen Richterstuhl, um die besondern Meynungen eines Ketzers zu richten, und ob er gleich jeden, der nicht zu seiner Kirche gehört, verdammt, so erlaubt er dennoch den Angeklagten nicht, nach seiner Art zu irren,

 sondern

sondern schreibt ihm selbst den Weg vor, auf dem er zur Hölle gehen soll. Die ganze Geistlichkeit wird alsobald rege, jeder steht auf, und rüstet sich gegen einen Feind, den sie glauben vertilgt zu haben. Alles nimmt Theil daran; der Küster selbst, will dem Angeklagten noch eines versetzen, und es ist nicht ein Narr im kurzen Kragen, nicht ein Beichtkind, welches nicht demjenigen, welchen ihr Bischoff verfolgt, gerne den letzten Stoß versetzen möchte.

Dies, mein Herr, ist ein Zusammenlauf von Umständen, wovon ich vielleicht das einzige Beyspiel bin, und es ist noch nicht alles . . . . . . Dies ist vielleicht eines der schwersten Augenblicke meines Lebens; wo Eigenliebe und Rache sich Genugthuung verschaffen können, und daher der Mensch sich am wenigsten mäßigen kann. Es kostet mich zehn Zeilen, und meine Verfolger sind auf immer, das Gespötte des ganzen Landes. Warum kann doch das Publikum zwey Anekdoten nicht erfahren, ohne daß ich es ihm sage! Warum kennt es diejenigen nicht, die mich gestürzt haben, und alle Kunstgriffe, welche sie deswegen angewendet! durch welche verächtliche Insekten, durch welche finstre Griffe, würde es die Mächte beunruhigt sehen!

sehen! Welchen Sauerteig würde es aufwärmen sehen, und durch seine Fäulniß das Parlament in Gährung bringen! Durch welche Kleinigkeit, würde es die Mächte von Europa, gegen den Sohn eines Uhrmachers verbunden sehen! Wie wollte ich mich über sein Erstaunen freuen, wenn ich nicht Schuld daran seyn dürfte!

Bisher war meine Feder dreist, in Behauptung der Wahrheit, allein frey von aller Satyre, hat sie niemanden verletzt, und die Ehre andrer immer geschont, auch da, wo ich die meinige vertheidigte. Sollte ich, indem ich sie niederlegte, sie mit Verläumdung beflecken, und sie in die Schande meiner Feinde eintauchen? Nein, mögen sie immer ihre Streiche im Finstern führen. Ich will mich nicht anders als öffentlich vertheidigen, und will mich auch blos vertheidigen. — Dazu gehört nichts, als was das Publikum schon weis, oder was es wissen kann, ohne daß jemand darunter beleidigt wird.

Eine besondere Sache, und die ich auch sagen kann, ist diese, daß der wackre Christoph von Beaumont, welcher nie nachgegeben, noch mit den Jansenisten Friede gemacht, auf einmal

ein Spiesgeselle von ihnen wird, und sich zum Deckmantel ihrer Bosheit brauchen läßt. Ihr ärgster Feind verfolgt mich, weil ich ihre Parthie nicht ergreifen, und gegen die Jesuiten schreiben wollte, welche ich nie geliebt, die mir aber kein Leid zugefügt, und jetzund unterdrückt sind. Schlagen Sie mein Herr, den 6ten Band der neuen Heloise, erste Ausgabe nach; und sie werden in der Note zu der 138 Seite, die wahre Quelle meines Unglücks finden. Ich habe in dieser Note vorhergesagt, (denn ich wahrsage auch zu weilen,) daß, sobald die Jansenisten die Oberhand erhalten werden, so würden sie noch viel unduldsamer seyn, als ihre Feinde; damals dachte ich nicht, daß meine eigne Geschichte diese Prophezeyung erfüllen würde. Der Faden dieser Geschichte, ist eben so verborgen nicht, für denjenigen, welcher weis, auf welche Art mein Buch verurtheilt wurde. Ich kann nichts davon sagen, ohne zuviel zu sagen, aber wenigstens wollte ich Ihnen zeigen, durch welche Leute Sie bisher, ohne es zu argwohnen, sind geführt worden.

Glaubt man etwa, daß, wenn das Parlament mein Buch nicht verurtheilt hätte, daß Sie es dennoch angegriffen hätten? Andre mögen es glauben und

und sagen: Sie aber, dessen Gewissen keine Lüge ertragen kann, werden es gewiß nicht sagen. Meine Abhandlung über die Ungleichheit, war in Ihrem Kirchspiel bekannt, und Sie haben sie nicht verboten. Mein Brief an Hrn. d'Alembert, war Ihnen ebenfalls bekannt, und Sie haben ihn nicht verboten. Meine Heloise war Ihnen auch bekannt, und Sie haben sie nicht verboten. Unterdessen herrschen in allen diesen Schriften, welche Sie vermuthlich gelesen haben, denn Sie beurtheilen sie, die nemlichen Grundsätze; die nemliche Denkungsart, ist dort nicht versteckter als hier; wenn es die Gelegenheit nicht erlaubte, sie weiter auszuführen, so gewinnen sie an Stärke, das was sie an Weitläuftigkeit verlieren, und man liest darinn, das Glaubensbekenntniß des Verfassers mit weniger Zurückhaltung, als dasjenige, des Vikars von Savoyen. Warum sagten Sie damals nichts, mein Herr? Waren Ihnen Ihre Beichtkinder damals weniger lieb? Las man mich weniger? Fand man weniger Geschmack an meinen Büchern? Waren sie weniger dem Irrthum unterworfen? Nein, aber damals wollte man die Jesuiten noch nicht verjagen; die Verräther hatten mir noch keine Falle gelegt; die unglückliche Anmerkung war noch nicht bekannt, oder wenn sie auch bekannt war, so war es zu spät,

das

das Publikum gab dem Buch seinen Beyfall. Man verschob es also, man erwartete die Gelegenheit, man spürte sie aus und ergriff sie, man bediente sich derselben, mit der Wuth aller Scheinheiligen; man sprach blos von Ketten und Scheiterhaufen; mein Buch war die Sturmglocke der Anarchie, und die Posaune des Atheismus; den Verfasser sollte man ersticken, und man wunderte sich, daß man ihn so lange leben ließ. In dieser allgemeinen Raserey schämten Sie sich, allein stille zu sitzen; Sie wollten lieber eine Graumsamkeit begehen, als eines Mangels an Eifer beschuldigt werden, und Ihren Feinden eher beystehen, als Ihre Vorwürfe anhören. Dies mein Herr, gestehen Sie es, ist der wahre Bewegungsgrund Ihres Befehls; und der Zusammenlauf sovieler Umstände ist wunderbar genug, um mein Schicksal sonderbar zu nennen.

Man hat schon lange angefangen, eine gewisse Staatspolitik an die Stelle der Gerechtigkeit zu setzen. Ich weis auch sehr wohl, daß es Fälle giebt, wo ein Mann in öffentlichen Amte, gegen einen guten Bürger wider seinen Willen eifern muß. Wer unter Rasenden sich noch mäßigen will, setzt sich selbst ihrer Raserey aus, und ich weiß wohl, daß man bey einer solchen Wuth, wie die-

jenige,

jenige, wovon ich jetzt das Schlachtopfer bin, man mit den Wölfen heulen muß, oder befürchten selbst von ihnen zerrissen zu werden. Ich beklage mich also nicht, daß Sie einen Befehl gegen mein Buch ergehen lassen, aber ich beklage mich darüber, daß Sie zugleich einen Befehl, mit so weniger Redlichkeit als Wahrheit gegen meine Person haben ergehen lassen; ich beklage mich darüber, daß Sie den nemlichen Ton annehmen, welchen Sie mir vorwerfen, daß ich ihn in den Mund der Inspirirten gelegt hätte; daß Sie mich mit Schimpfreden beladen, welche ohne meiner Sache zu schaden, meine Ehre, oder vielmehr die Ihrige angreiffen; ich beklage mich darüber, daß Sie mit frölichem Herzen ohne Ursache, ohne Noth und ohne Achtung, wenigstens gegen mein Unglück, mich in einem Ton entehren, der Ihrer so unwürdig ist. Und, was habe ich Ihnen denn gethan, ich, der ich von Ihnen immer mit so vieler Achtung sprach; der ich Ihre unerschütterliche Standhaftigkeit so sehr bewunderte, aber freylich auch bedauerte, daß Ihre Vorurtheile Sie hinderten, einen rechten Gebrauch davon zu machen; ich, der ich Ihre Sitten verehrte, Ihre Tugenden achtete, und sie jetzt noch schätze, da Sie mich entehrt haben?

So

So fängt man es an, wenn man zanken will, und doch Unrecht hat. Da Sie meine Einwürfe nicht widerlegen konnten, so haben Sie mir ein Verbrechen daraus gemacht; Sie glaubten mich zu erniedrigen, indem Sie mir schlecht begegneten, und Sie haben sich geirrt; ohne meine Sätze umzustoßen, haben Sie grosmüthige Personen auf mich aufmerksam gemacht, und vernünftige Leute haben Sie auf die Gedanken gebracht, daß man von einem Buch nicht gut urtheilen könne, wenn man den Verfasser so schlecht beurtheilt.

Mein Herr, Sie waren gegen mich weder großmüthig noch menschenfreundlich; und beedes konnten Sie seyn, ohne etwas von dem, was Sie gegen mein Werk sagen, wegzulassen, man hätte es vielleicht nur noch eher geglaubt. Ich gestehe es zwar, daß ich diese Tugenden weder bey Ihnen noch bey sonst einem Geistlichen hätte suchen sollen. Wir wollen nun sehn, ob Sie wenigstens billig und gerecht waren; denn dies sind die ersten Pflichten jedes Menschen, und selbst die Heiligen beobachten dieselben.

In Ihrem Befehl, haben Sie sich zweyerley vorgesetzt; erstlich, mein Buch zu beurtheilen; und

zwey=

zweytens meine Person zu entehren. Ich werde glauben, Ihnen gehörig geantwortet zu haben, wenn ich beweise, daß da, wo Sie mich widerlegen, Sie unrecht geurtheilt; und da, wo Sie mich beschimpfen, Sie mich verläumdet haben. Allein, wenn man immer Beweise führen muß, und durch die Wichtigkeit der Sache sowohl, als durch das Ansehen des Gegners gezwungen wird, langsam, und Schritt vor Schritt seine Einwürfe zu beantworten, so erfordert jedes Wort eine Seite; und anstatt daß eine kurze Satyre unterhält, so macht eine lange Vertheidigung gähnen. Ich muß mich jedoch verantworten, oder alle Ihre falschen Beschuldigungen auf mich nehmen. Ich werde mich also vertheidigen, aber ich werde mehr meine Ehre als mein Buch vertheidigen. Nicht das Glaubensbekenntniß des Vikars von Savoyen, werde ich untersuchen, sondern den Befehl des Erzbischoffs zu Paris, und blos das Böse, welches er von dem Herausgeber sagt, wird mich bewegen, von dem Buch selbst zu reden. Ich werde mir das zusprechen, was mir zukommt, weil es mir zukommt; allein ich werde immer bedenken, daß es eine traurige Lage ist, wenn man sich gegen einen Mächtigern beklagen muß, und daß die Rechtfertigung eines Unschuldigen, eben nicht die unterhaltendste Lektüre ist.

Der

Der Hauptgrundsatz aller Moral, den ich in meinen Schriften befolgt, und besonders in dem letztern Werke ganz auseinandergesetzt habe, lautet: daß der Mensch von Natur gut, gerecht und aufrichtig sey, daß das menschliche Herz von Natur nicht verdorben sey, und daß die ersten Regungen der Natur immer gut sind. Ich habe gezeigt, daß die erste Leidenschaft des Menschen, nemlich die Selbstliebe an sich selbst, in Rücksicht des Guten und des Bösen, gleichgültig sey; daß sie blos durch Zufälle und Umstände gut oder böse wird. Ich habe gezeigt, daß alle Laster, welche man dem menschlichen Herzen schuld giebt, ihm nicht natürlich sind; ich habe ihre Entstehungsart gezeigt, und so zu sagen ihre Genealogie beschrieben; endlich habe ich gezeigt, wie durch die allmählige Verschlimmerung dieses ersten guten Zustandes, der Mensch dasjenige geworden ist, was er jetzt ist.

Ich habe auch noch gezeigt, was ich unter diesem ersten guten Zustand verstehe, welcher sich von der natürlichen Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse, nicht in Selbstliebe verwandeln läßt. Der Mensch ist kein einfaches Wesen; er besteht aus zwey Substanzen. Wenn auch nicht jedes diesen Satz zugiebt, so geben Sie ihn doch zu, und

ich

ich auch, den andern habe ich mich bemüht zu beweisen. Dieses zugegeben, so bleibt die Selbstliebe, keine einfache Leidenschaft; sie hat zween Gründe, das Verständige, und das empfindsame Wesen, deren Wohlseyn sehr verschieden ist. Der sinnliche Trieb gehört zu den Wohlseyn des Körpers, und die Liebe zur Ordnung zum Wohl der Seele. Letzterer Trieb, wenn er thätig und entwickelt wird, erhält den Namen Gewissen; allein das Gewissen entwickelt sich, und wird nicht eher thätig, als mit der Aufklärung des Menschen. So wie der Mensch aufgeklärt wird, so lernt er, was Ordnung ist, und sobald er dieses weiß, so bewegt ihn das Gewissen sie zu lieben. Der Mensch, der noch keine Vergleichung angestellt hat, und keine Verhältnisse kennt, hat also noch kein Gewissen. In diesem Zustand kennt der Mensch niemand als sich selbst; er weiß nicht, ob sein Wohlseyn andern nützt oder schadet; er haßt, und liebt nichts; zu den blosen physischen Trieb eingeschränkt, ist er nichts, er ist ein Thier; dieses habe ich in meiner Abhandlung über die Ungleichheit bewiesen.

Sobald, vermöge einer Entwickelung, deren Fortschreitung ich gezeigt habe, der Mensch anfängt, seine Augen auf seines gleichen zu werfen,

so fängt er an, Verhältnisse zwischen sich und andern Dingen zu bemerken, er erhält Begriffe von Anständigkeit, Ordnung und Gerechtigkeit; er fängt an, das moralische Gute zu empfinden, und alsdenn würkt das Gewissen. Alsdenn fängt er an, Tugend zu haben, und wenn er dann auch Laster hat, so kommt es daher, weil sein Vortheil mit dem Vortheil der andern streitet, und weil sein Ergeitz aufwacht, je nachdem er sich aufklärt. So lange aber blos Eigennutz und nicht Mehrheit der Kenntnisse gegen einander streitet, so ist der Mensch natürlich gut. Dies ist der zweyte Zustand.

Wenn endlich alle Vortheile einander im Wege stehen, wenn die Selbstliebe in Eigenliebe ausartet, wenn die allgemeine Meynung die Welt jedem nöthig macht, und jeder ein Feind des andern wird, und seinen Nutzen, nur mit dem Schaden des andern befördern kann; alsdenn wird das Gewissen von den aufgespannten Leidenschaften erstickt, und bleibt noch ein bloses Wort, wodurch sie sich gegegenseitig hintergehen. Jeder stellt sich alsdenn, als ob er sein Bestes dem allgemeinen aufopfern wollte, und alle lügen. Keiner befördert das allgemeine Beste, als wenn es mit dem seinigen übereinstimmt; diese Uebereinstimmung ist der wahre Gegenstand

des

des Staatsmannes, welcher das Volk sucht gut und glücklich zu machen. Allein, ich fange hier an, eine Sprache zu reden, welche weder Sie, noch die Leser verstehen.

Dieses, mein Herr, ist der dritte und letzte Zustand, ausser dem weiter nichts zu finden ist, und auf diese Art gehet der Mensch vom Guten zum Bösen über. Mein Buch hatte ich bestimmt zu untersuchen, wie man es anfangen müsse, um dieses zu verhindern. Ich habe nicht behauptet, daß dieses in dem jetzigen Zustand der Gesellschaft möglich ist; ich habe aber behauptet, und ich behaupte es noch, daß, um es zu bewerkstelligen, keine andere Mittel als die, welche ich vorgeschlagen, dazu tüchtig sind.

Hierauf sagen Sie nun, daß mein Erziehungsplan, weit entfernt mit dem Christenthum übereinzustimmen man dadurch nicht einmal gute Menschen oder Bürger bilden könnte (*), und ihr einziger Beweis ist, daß Sie mir die Erbsünde einwerfen. Mein Herr, es giebt kein anderes Mittel, uns von der Erbsünde und ihren Wür-

(*) Befehl in 4. p. 5. in 12. p. 10.

kungen zu befreyen, als die Taufe. Nach Ihnen also, hätte es nie keine Menschen und keine guten Bürger gegeben, als unter den Christen. Entweder müssen Sie diese Folge leugnen, oder mir zugeben, daß Sie zuviel bewiesen haben.

Sie nehmen Ihre Beweise so weit her, daß Sie mich zwingen, meine Antworten eben so weit her zusuchen. Erstlich glaube ich nicht, daß diese Lehre von der Erbsünde, die so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, in der heil. Schrift so ausdrücklich und so deutlich enthalten sey, wie es dem heil. Augustin und unsern übrigen Theologen gefällt, sie darinn zu finden; und wie kann man sich vorstellen, daß Gott so viele reine und unschuldige Seelen erschuf, blos um sie hernach mit sträflichen Körpern zu vereinigen, wodurch sie verdorben, und nachher zur Hölle verdammt werden, und dieses blos wegen dieser Vereinigung, welche sein Werk ist? Ich will nicht sagen, daß Sie durch dieses Lehrsystem (so wie Sie sich rühmen) das Geheimniß unsers Herzens aufklären; allein ich sehe, daß Sie die Güte und Gerechtigkeit Gottes sehr vermischen. Sie heben einen Einwurf, und setzen hundert wieder an dessen Stelle.

Allein

Allein was schadet diese Lehre dem Verfasser des Emil? Obgleich sein Buch der Menschheit überhaupt nutzen kann, so hat er es doch hauptsächlich für Christen bestimmt, welche durch das Sakrament frey geworden sind, von der Erbsünde und ihren Würkungen. Nach eben dieser Lehre, erhalten wir in der Kindheit unsre erste Unschuld wieder; und wir gehen aus der Taufe eben so rein am Herzen heraus, als Adam aus der Hand des Schöpfers kam. Wir haben, sagen Sie, uns wieder verunreinigt; allein, da wir eben davon befreyt worden, wie konnten wir uns wieder verunreinigen? Ist denn das Blut unsers Erlösers nicht mächtig genug, um diese Sünde ganz wegzutilgen, oder ist sie eine Folge der natürlichen Verderbniß unsers Fleisches; gerade, als wenn Gott auch ausser der Erbsünde uns mit Willen verdorben schuf, um nachher das Vergnügen zu haben, uns dafür zu bestrafen? Sie schreiben der Erbsünde die Laster derjenigen Völker zu, welche Sie selbst von der Erbsünde frey gesprochen haben; und werfen mir hernach vor, daß ich diesen Lastern einen andern Ursprung gegeben habe. Ist es denn billig, mir daraus ein Verbrechen zu machen, daß ich nicht eben so falsch geurtheilt habe wie Sie?

Man könnte mir zwar einwerfen, daß diese Würkung, welche ich der Taufe (*) zuschreibe, äusserlich nicht sichtbar wird, und daß die Christen nicht weniger zum Bösen geneigt sind, als die Ungläubigen; da doch nach meinem Satz, das Böse der Erbsünde sich bey letztern merklicher zeigen müßte. Ausser der Taufe könnte man sagen, habt ihr so viele Mittel in der evangelischen Moral, daß alle Christen beynah Engel seyn müßten; und die Ungläubigen müßten ausser der Erbsünde, wegen ihren Götzendienst alle Teufel seyn. Ich sehe wohl, daß diese Schwierigkeit einen verlegen machen könnte;

(*) Wenn man mit D. Thomas Burnet annimmt, daß die Verderbniß und die Sterblichkeit des Menschengeschlechts, von dem Fall Adams herrühre, und eine Folge der verbotenen Frucht wäre; daß diese Frucht Gift enthalten, welcher die ganze animalische Oekonomie zerrüttete, die Leidenschaften erhöhte, den Verstand schwächte, und in alle Theile des Lebens Tod und Verderben brachte; so müßte man auch annehmen, daß das Mittel mit dem Uebel in Verhältniß stehen müßte, die Taufe müßte also auch physisch auf den Körper würken, ihm diejenige Beschaffenheit wiedergeben, welche er in dem Stand seiner Unschuld hatte, und wo nicht gar die Unsterblichkeit, doch alle moralischen Folgen eines wieder erneuerten Lebens.

te; denn was sollte man demjenigen antworten, welcher bewies, daß die große Würkung der Erlösung, in Rücksicht des Menschengeschlechts beynahe gar nichts ist?

Allein, mein Herr, ich weis wohl, daß ein guter Theologe diese Schwierigkeit wohl wird zu heben wissen; wenn ich aber auch zugebe, daß die Taufe nicht alle Uebel der Verderbniß unserer Natur wegnimmt, so haben Sie nichts desto weniger falsch geurtheilt. Wir sind, sagen Sie, Sünder, weil unsre ersten Eltern gesündigt haben; aber warum sündigten denn unsre ersten Eltern? Warum kann der nemliche Grund, aus welchem sie ihre Sünde bewiesen, nicht auch auf ihre Nachkommen angewendet werden, ohne daß man die Erbsünde dazu braucht? Und warum wollen wir Gott einer Ungerechtigkeit beschuldigen, indem er uns durch unsre Geburt sündlich und strafbar macht, während daß unsre ersten Eltern sündigten, und gleich uns bestraft wurden? Die Erbsünde erklärt alles, nur nicht ihren Grund, und diesen Grund muß man untersuchen.

Sie sagen, daß man durch meinen Grundsatz (*) das Licht verliert, welches uns das Geheimniß

(*) Befehl in 4. p. 5. in 12. p. 11.

niß unsers Herzens aufdeckt; und Sie bemerken nicht, daß aus diesem Grundsatz, selbst der Fall des ersten Menschen kann erklärt werden, welchen Sie mit dem Ihrigen nicht erklären können (*). Sie sehen blos den Menschen in den Händen des Teufels, und ich sehe, wie er hineingera-

(*) Es ist sehr natürlich, daß man sich einem unnützen und willkührlichen Verbot widersetzt, und diese Neigung ist nicht allein, nicht lasterhaft, sondern der Ordnung der Dinge und der Beschaffenheit des Menschen angemessen; weil er sich sonst nicht erhalten könnte, wenn er nicht ein Verlangen nach Ordnung empfände, welches darauf abzielt, alle seine Rechte zu behaupten, welche er von Natur besitzt. Derjenige so alles kann, wird nichts verlangen, als was ihm nützlich ist; allein ein schwaches Wesen, welches durch das Gesetz noch mehr eingeschränkt wird, verliert einen Theil von sich selbst; und verlangt in seinem Herzen immer dasjenige wieder, was man ihm genommen. Wollte man ihm ein Verbrechen daraus machen, so verlangte man, daß es ein anderes Wesen seyn sollte, als es wirklich ist; das wäre soviel, als daß es seyn und auch nicht seyn sollte. Auch scheint mir das Verbot gegen Adam, mehr eine väterliche Warnung, als ein Verbot; es war blos eine Warnung vor einer schädlichen Frucht, welche Tod in sich hält. Dieser Begriff ist der Güte Got-

gerathen ist; die verdorbene Natur ist, nach Ihnen die Ursache des Uebels, und diese Verderbniß selbst,

Gottes, und selbst dem Texte Mosis weit gemäser, als derjenige, welchen man uns vorschreibt: denn was die Bedrohung mit einem doppelten Tod betrifft, so ist bewiesen, daß das Wort morte morieris, den Begriff nicht in sich hält, welchen sie ihm zuschreiben, es ist ein Hebraismus, welcher an andern Stellen auch vorkömmt, wo diese Bedeutung gar nicht statt findet.

Uebrigens, liegen in der List des Verführers, und in der Verführung des Weibes, so viele Bewegungsgründe zur Nachsicht und Barmherzigkeit, daß, wenn man alle Umstände des Fall Adams zusammen nimmt, so findet man das Vergehen sehr gering. Allein, welche schreckliche Strafe folgte darauf nach ihrer Meynung? Es ist beynah unmöglich, eine schrecklichere zu erdenken; denn welche Strafe konnte Adam wohl für das schrecklichste Verbrechen erdulden, als daß er und seine Nachkommen hier in dieser Welt zum Tode und in der Ewigkeit zu den schrecklichsten Höllenstrafen verdammt wurde? Ist dieses die Strafe, welche ein barmherziger Gott, einem schwachen Geschöpf auflegt, weil es geirrt hat? O wie sehr hasse ich die niederschlagende Lehre unsrer harten Theologen! wenn ich sie einen Augenblick annähme, so glaubte ich eine Gotteslästerung zu begehen.

ist ein Uebel, dessen Grund man aufsuchen muß. Wir geben, denke ich, alle beyde zu, daß der Mensch gut erschaffen worden ist: Sie sagen aber er sey böse, weil er böse ist; und ich zeige wie er böse geworden ist. Welcher von uns beyden erforscht den Grund am besten?

Nichts destoweniger triumphiren Sie, als wenn Sie mich zum Stillschweigen gebracht hätten. Sie geben mir diese wunderbare Mischung von Größe und Niedrigkeit, Liebe zur Wahrheit, und Neigung zum Irrthum, Liebe zur Tugend und Hang zum Laster, welche sich in uns offenbart, als einen nicht zu widerlegenden Einwurf an (*). Wunderbarer Widerspruch, setzen Sie hinzu, wodurch die heydnische Philosophie vernichtet, und auf eitle Spekulationen geführt wird.

Das Studium des Menschen, ist keine eitle Spekulation, sobald man sich von der Natur leiten läßt, und an der Hand der Erfahrung fortgeht, die Quelle der Leidenschaften entdeckt, und ihrer Heftigkeit zu widerstehen lernt. Wenn Sie das Glau-

(*) Befehl in 4. p. 6. in 12. p. 11.

Glaubensbekenntniß des Vikars von Savoyen heydnische Philosophie nennen, so ist dieses eine Beschuldigung, welche ich nicht beantworten kann, weil ich sie nicht verstehe (*); allein sonderbar ist es doch, daß Sie beynah seine eigne Worte brauchen (**), um zu beweisen, daß er dasjenige nicht erklärt, was er erklärt hat.

Erlauben Sie mein Herr, daß ich Ihnen die Schlußfolge vorlege, welche Sie aus einem so schönen Einwurf ziehen, nebst allem dem, was sich darauf bezieht.

(***) Der Mensch wird von einem schädlichen Hang hingerissen, und wie würde er ihm widerstehen, wenn seine Jugend nicht von tugendhaften, weisen und wachsamen Männern geleitet würde, und wenn er selbst, während seinem ganzen Leben, mit Beyhülfe und durch die Gnade Gottes nicht beständig dagegen stritt?

Das

(*) Insofern es nicht auf die Beschuldigung zielt, welche mir Herr von Beaumont macht, daß ich mehrere Götter annehme.

(**) Emil, Theil 3. p. 68 und 69. erste Auflage.

(***) Befehl in 4. p. 6. in 12. p. 11.

Das heißt: Wir sehen, daß der Mensch immer böse ist, ob man ihn gleich beständig, und von Kindheit an, tyrannisirt; wenn man ihn also nicht von Jugend auf tyrannisirte, wie könnte man ihn gut machen; da man es, ohngeachtet aller Tyranney, beynahe gar nicht dahin bringt?

Unsere Gedanken über die Erziehung werden deutlicher, wenn man sie einem andern in den Mund legt. Wir wollen also annehmen, daß jemand an die Menschen folgende Rede hielt:

„Vergebens bemühet ihr euch, um eine gute „Regierung und Gesetze zu erlangen. Ich will „euch erst beweisen, daß eure Regierungen selbst „dasjenige Uebel hervorbringen, welches ihr durch „sie heben wollt; ich will euch ferner beweisen, daß „ihr niemals weder gute Regierungen noch gute „Gesetze erhalten werdet, und endlich will ich euch „lehren, wie ihr alle diesen Uebel, ohne Regierung „und ohne Gesetze vorbeugen könnt."

Wir wollen annehmen, daß er sich erklärte, und seine vorgegebenen Mittel offenbarte. Ich will nicht untersuchen, ob sein Lehrgebäude gründlich,

lich, und seine Mittel anwendbar sind. Wären sie es nicht, so würde man sich begnügen, ihn ins Tollhaus zu andern Narren zu sperren, und man würde hierinn Recht thun: wären sie es aber unglücklicherweise, so wäre es desto schlimmer, und Sie begreifen leicht, mein Herr, oder andre werden es für Sie begreifen, daß man nicht Scheiterhaufen und Räder genug bauen könnte, um den Unglücklichen dafür zu strafen, daß er Recht hatte. Aber hievon ist die Rede nicht.

Was auch dieser Mann für ein Schicksal haben würde, so ist es gewiß, daß man seine Schrift, durch eine ungeheure Menge anderer Schriften, widerlegen würde. Es wäre nicht ein Schurke, welcher, um sich bey den Mächten angenehm zu machen und stolz darauf unter königlichem Privilegio zu drucken, nicht eine Schrift gegen ihn aufsetzte, und sich hernach berühmte, daß er denjenigen zum Stillschweigen gebracht hätte, welcher ihn keiner Antwort würdigte, oder welchen man verhindert hätte zu reden. Allein hiervon ist die Rede auch nicht.

Wir wollen endlich annehmen, daß ein ernsthafter Mann, welchen die Sache angeht, es den andern nachthun wollte, und unter vielen Schimpfreden

reden ihn also anredete: Wie, du Unglücklicher, du willst die Regierung und Gesetze abschaffen? Unterdessen daß Gesetze und Regierungen die einzigen Zügel für das Laster sind, und man es hiermit doch selten zurückhalten kann. Was wäre es, o großer Gott, wenn wir diese nicht mehr hätten? Ihr nehmt uns Galgen und Rad; ihr wollt eine allgemeine Räuberey stiften. Ihr seyd ein abscheulicher Mensch.

Wenn dieser arme Mensch reden dürfte, so würde er vermuthlich also antworten. „Hochgebohrner Herr, Ihro Herrlichkeit machen einen „falschen Schluß. Ich sage nicht, daß man das „Laster ausrotten muß, sondern man muß seine Entstehung verhindern. Ich will den mangelhaften „Gesetzen zu Hülfe kommen, und Sie setzen mir „die Mängel der Gesetze entgegen. Sie beschuldigen mich, daß ich Misbräuche einführe, weil anstatt sie zu unterdrucken, ich ihnen lieber zuvorkommen will. Muß man denn, wenn es ein Mittel gäbe, beständig gesund zu bleiben, dieses Mittel verbieten, unter dem Vorwand, daß die Aerzte „würden müßig seyn? Ihro Herrlichkeit wollen „nur Galgen und Rad sehen, und ich will keine

„Uebel-

„Uebelthäter mehr sehen; und ohngeachtet aller der „Achtung, die ich Ihnen schuldig bin: so glaube „ich doch nicht, daß ich ein abscheulicher Mensch „bin."

Ach, meine g. B. ohnerachtet der vernünftigsten und tugendhaftesten Erziehung; ohnerachtet der herrlichsten Versprechungen der Religion und ihren schrecklichsten Drohungen, so ist die Ausschweifung unsrer Jugend doch noch zu groß und zu vielfältig. Ich habe bewiesen, daß die Erziehung, welche Sie die vernünftigste nennen, die allerunvernünftigste ist, und daß die Erziehung, welche Sie die tugendhafteste nennen, den Kindern alle Laster einprägt; ich habe bewiesen, daß ein Stück Zuckerbrod sie mehr reizt, als die Freuden des Paradieses, und daß Sie weit mehr die Langeweile in der Vesper empfinden, als sie die Höllenstrafen fürchten; ich habe endlich bewiesen, daß diese Mittel, womit man den Lastern vorbeugen will, dieselben ernähren. Welchen Verirrungen, welchen Ausschweifungen ist sie nicht unterworfen, wenn sie sich selbst überlassen ist? Die Jugend schweift nie von selbst aus; alle Irrthümer kommen daher, weil man sie schlecht anführte; die Cameraden und Maitressen

vollen-

vollenden, das, was die Priester und Lehrer angefangen haben. Es ist ein reissender Strom, welcher durchbricht, ohnerachtet der Dämme, welche man ihm entgegensetzt: wie wäre es also, wenn man ihm gar keine Hinderniß entgegensetzte und seine Gewalt nicht aufhielt? Ich könnte sagen: Es ist ein Strom, welcher eure schwachen Dämme durchbricht, und alles zerreißt. Erweitert sein Bett, und lasset ihm freyen Lauf, und er wird kein Unheil mehr anrichten. Allein ich schäme mich, daß ich bey einer so ernsthaften Sache Schulfiguren anbringe, welche jeder nach Gefallen auslegen kann, und welche auf keiner Seite etwas beweisen.

Obgleich übrigens die Ausschweifungen der Jugend nur zu häufig sind, wegen dem Hang des Menschen zum Bösen: so scheint es doch, als wenn Sie nicht ganz unzufrieden damit wären, daß Ihnen die jetzige vernünftige und tugendhafte Erziehung, welche sie von wachsamen und tugendhaften Lehrern erhalten, ziemlich gefällt, und daß die Jugend bey einer andern Erziehungsart viel verlieren würde; und endlich, daß sie von dem Jahrhundert, dem Auswurf aller Jahrhunderte, nicht alles das Ueble denken, was Sie davon sagen.

Ich gebe zu, daß es überflüßig ist, neue Erziehungsplane zu suchen, wenn man mit den angenommenen zufrieden ist: allein gestehen Sie es nur, mein Herr, hierinn sind Sie nicht streng. Wenn Sie in Ihrer Lehre so biegsam wären, so wäre ihr Kirchspiel nicht so oft beunruhigt worden; und das Wetter, welches Sie erregten, wäre nicht über den Jesuiten ausgebrochen; ich selbst wäre zur Gesellschaft nicht mit gefallen; Sie wären ruhiger geblieben, und ich auch.

Sie geben zu, daß wenn man die Welt, soviel es ihre Schwachheit, und nach Ihnen, die Verderbniß unsrer Natur es zuläßt, umändern wollte, so müßte man, unter der Leitung der Gnade, die ersten Strahlen der menschlichen Vernunft beobachten, sie sorgfältig sammlen, und sie auf den Weg zur Wahrheit leiten. Dadurch (*), fahren Sie fort, würden diese von Vorurtheilen noch freye Geister, auf immer, gegen den Irrthum verwahrt werden; und diese von heftigen Leidenschaften freye Herzen, würden dem Eindrücken der Tugend nachgeben. Hierinn sind wir also einig, denn ich habe das nemliche gesagt.

(*) Befehl p. 5. in 4. und p. 10. in 12.

gesagt. Ich habe zwar nicht gesagt, daß man die Kinder durch Priester auferziehen sollte; ich glaube auch nicht einmal, daß dieses nöthig ist, um Menschen und gute Bürger aus ihnen zu machen; und dieser Irrthum, welcher für einem Katholicken unverzeihlich ist, ist bey einem Protestanten nicht so auffallend. Ich will auch nicht untersuchen, ob bey Ihnen die Priester so gute Bürger sind; da aber die Erziehung unsrer heutigen Jugend, ihr Werk ist, so muß man zwischen Ihnen und Ihren alten Befehlen urtheilen, ob diese geistliche Milch so gut angeschlagen, und ob viele Heilige (*) dadurch entstanden sind, welche wahre Verehrer Gottes, und so viele große Leute, welche das Heil und die Zierde ihres Vaterlands sind. Ich kann hier eine Anmerkung hersetzen, worüber sich jeder wahre Franzose, und also auch Sie, verwundern werden; nemlich, daß der einzige und beste König, welcher Ihre Nation gehabt hat, nicht von Priestern auferzogen worden.

Allein was hilft das, da ich Sie nicht ausgeschlossen habe; so mögen Sie die Jugend erziehen, wenn Sie fähig dazu sind, ich widersetze mich nicht;

(*) Befehl in 4. p. 5. in 12. p. 10.

nicht; und das, was Sie darüber sagen, greift mein Buch nicht an (*). Wollten Sie behaupten, daß mein Plan nicht gut wäre, blos deswegen weil auch andre, als Geistliche, tüchtig dazu sind?

Ist der Mensch gut von Natur, so wie ich es bewiesen habe, so folgt daraus, daß er so lange gut bleibt, als ihn etwas fremdes nicht verändert; sind die Menschen böse, so wie man sich bemüht hat, mir es zu beweisen, so folgt daraus, daß ihre Bosheit einen andern Ursprung habe; man versperre also dem Laster den Zugang, und der Mensch wird immer gut bleiben. Auf diesen Grundsatz baue ich die negative Erziehung, als die beste, oder diejenige, die immer gut seyn wird; ich zeige, daß bey einer positiven Erziehung, man immer einen ganz andern Zweck erreicht, als man sich vorgesetzt hat; und ich zeige noch, wie man auf dem Weg, den ich vorgeschrieben habe, zu diesem Zweck gelangt.

Positive Erziehung, nenne ich diejenige, wo man den Geist vor der Zeit aufklärt, und dem Kind, die Kenntnisse eines Mannes einprägt. Ne-

(*) Befehl in 4. p. 5. in 12. p. 10.

gative Erziehung, nenne ich diejenige, wo man erst die Organen, als die Mittel unsrer Kenntnisse verfeinert, ehe man ihnen Kenntnisse beybringt, und wo man die Vernunft durch die Sinne erst zubereitet. Die negative Erziehung, ist bey weitem nicht müßig. Sie giebt keine Tugenden, sie kommt aber dem Laster zuvor; sie zeigt die Wahrheit nicht, sie verhütet aber den Irrthum. Sie bereitet das Kind zu, damit es das Wahre erkennen könne, sobald es fähig ist, dasselbe zu verstehen, und das Gute, sobald es dasselbe lieben kann.

Diese Art misfällt Ihnen, und man kann leicht erachten warum. Sie fangen an, die Gesinnungen desjenigen, der sie vorträgt, zu verläumden. Nach Ihrer Meynung, war dieser Müßiggang der Seele nöthig, damit ich ihr meine Irrthümer desto leichter beybringen könnte. Man weis zwar nicht, welche Irrthümer, derjenige seinen Schüler beybringen kann, welcher ihm mit der größten Sorgfalt nichts anders lernt, als seine Unwissenheit einsehen, und zu erkennen, daß man nichts weis. Sie geben zu, daß das Urtheil wächst, und nur nach und nach reift. Aber folgt daraus, sagen Sie, daß ein Kind von zehn Jahren das Gute und Böse nicht unterscheiden könne,

daß

daß es Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster, Güte und Härte, mit einander vermenge? Alles dieses folgt freylich daraus, sobald das Urtheil noch nicht reif ist, Wie, fahren Sie fort, es wird nicht wissen, daß seinem Vater gehorchen, etwas Gutes, und seinem Vater nicht gehorchen, etwas Böses sey? Weit entfernt, ich behaupte das Gegentheil, daß er, indem er von dem Spiele geht, um seine Lektion zu lernen, fühlen wird, daß der Gehorsam gegen den Vater, ein Uebel sey, und daß der Ungehorsam etwas Gutes sey, indem er eine verbotene Frucht stiehlt. Ich gebe auch zu, daß er fühlen wird, daß es gut sey, belohnt zu werden, und böse hingegen, wenn man bestraft wird; und nach diesem Verhältniß dieses Uebel und dieses Guten, wird sich seine kindische Klugheit bilden. Ich glaube dieses in meinen zween ersten Bänden, oft genug bewiesen zu haben, besonders in dem Gespräch, zwischen dem Lehrer und dem Kind, über das Böse (*). Sie aber, mein Herr, widerlegen meine zween Bände, in zween Zeilen, hier sind sie (**). Dieses behaupten, m. g. B., hieße die mensch-

(*) Emil, 1ster Theil, p. 121.

(**) Befehl in 4. p. 7. in 12. p. 14.

menschliche Natur verläumden, und ihr eine Dummheit andichten, die sie nicht hat. Man kann wirklich eine Widerlegung nicht kürzer abfassen. Allein, diese Unwissenheit, welche Sie Dummheit nennen, findet sich bey jedem Geist, welcher mit unvollkommenen Organen umgeben ist, oder welcher nicht aufgeklärt worden; dieses ist eine sehr leichte und auffallende Bemerkung. Wenn man diese Unwissenheit der Natur zuschreibt, so verläumdet man sie nicht, sondern Sie verläumden sie, indem Sie ihr eine Bosheit beylegen, welche sie noch nicht hat.

Sie sagen ferner (*): Wenn man dem Menschen die Weisheit erst alsdenn lehren will, wenn er schon von heftigem Leidenschaften beherrscht wird, muß man nicht befürchten, daß er sie alsdenn verwirft. Dies ist wieder eine Meynung, welche Sie mir gerne aufbürden wollen, und welche nur Sie allein in meinem Buch finden können. Ich habe erstlich gezeigt, daß derjenige, welcher nach meiner Art auferzogen wird, zu der Zeit, wovon Sie sprechen, nicht von den Leidenschaften wird beherrscht werden. Ich habe ferner

(*) Befehl in 4. p. 9. in 12. p. 17.

ferner gezeigt, auf welche Art weise Lehren, die Entwicklung dieser Leidenschaften verhindern können. Die schlechten Folgen von Ihrer Erziehung geben Sie mir schuld, und werfen mir Fehler vor, welche ich zu verhüten lerne. Bis zu den Jünglingsjahren, habe ich das Herz meines Schülers, vor den Leidenschaften verwahrt, und wenn sie endlich hervorkommen, so halte ich sie durch gewisse Mittel noch zurück. Vorher, helfen alle Weisheits Regeln dem Kinde nichts; nachher richten sie in einem Herzen nichts aus, welches schon die Leidenschaften beherrschen. In dem einzigen Augenblick, den ich gewählt habe, nutzen sie: ihn entweder dagegen zu stärken, oder ihn zu zerstreuen, denn es kömmt vieles darauf an, daß man den jungen Menschen alsdenn beschäftigt.

Sie sagen (*): Um die Jugend begieriger auf seine Lehre zu machen, will der Verfasser alle Grundsätze der Religion von ihnen nehmen. Die Ursache ist ganz klar; ich will nemlich haben, daß er eine Religion annehmen soll, und ich will ihm nichts lernen, was er noch nicht begreifen kann. Aber ich m. H. wenn ich sagte. Um die

(*) Befehl in 4. p. 7. in 12. p. 13.

die Jugend begieriger auf die Lehren zu machen, welche man ihr einprägen will, so sorgt man dafür, daß es geschieht; ehe sie noch Vernunft besitzen. Würde ich unrichtiger urtheilen, als Sie, und wäre dieses ein gutes Vorurtheil, für dasjenige, was Sie den Kindern lernen lassen? Nach ihrer Meynung, wähle ich das Alte der Vernunft, um Irrlehren einzuprägen, und Sie kommen diesem Alter zuvor, und lehren ihnen die Wahrheit. Sie eilen das Kind zu unterrichten, ehe es noch das Böse vom Guten unterscheiden kann, und ich erwarte, um es zu hintergehen, das Alter, wo es beedes schon unterscheiden kann.

Ist dieses Urtheil natürlich, und welcher scheint verführen zu wollen, derjenige, welcher blos mit Menschen sprechen will, oder derjenige, welcher nur mit Kindern sprechen will?

Sie beschuldigen mich, daß ich gesagt habe, jedes Kind, welches an Gott glaubt, wäre abgöttisch, und stellte sich Gott unter dem Bild eines Menschen vor, und Sie bestreiten dieses (*), und sagen,

(*) Befehl in 4. p. 7. in 12. p. 14.

sagen, daß keines von beeden, bey einem Kinde, statt finden könne, welches eine christliche Erziehung erhalten. Dies ist eben die Frage; wir wollen nun den Beweis sehen. Der meinige ist, daß keine christliche Religion, einem Kind den Verstand geben könne, welchen es noch nicht hat, oder seine Begriffe von materiellen Dingen anwenden, über welche nur wenig Menschen sich erheben können. Ich berufe mich übrigens auf die Erfahrung; und ermahne jeden meiner Leser, sich zu erinnern, ob er als Kind, sich nicht jedesmal Gott unter einem Bilde vorgestellt hat. Wenn man ihm sagt, daß die Gottheit nicht in die Sinnen fällt; so versteht sein dunkler Verstand entweder gar nichts, oder er versteht, daß sie nichts sey. Wenn man ihm von unendlicher Weisheit spricht, so weis er weder was Weisheit noch was unendlich ist. Allein, er wird die Worte nachsprechen, die man ihm vorsagt, er wird sogar, wenn es seyn muß, hinzusetzen, daß er sie versteht, denn das kostet ihn nicht viel, und er wird lieber sagen, er verstehe es, als das er gestraft wird. Alle Alten, selbst die Juden nicht ausgenommen, haben sich Gott körperlich vorgestellt; und wie viele Christen, besonders Katholicken, sind noch heut zu Tag in diesem Falle? Wenn die Kinder wie Männer sprechen, so

 sind

sind die Männer noch Kinder. Daher finden die Geheimnisse jetzo so wenig Schwierigkeit; die Worte sind eben so leicht auszusprechen, als andre. Eine große Bequemlichkeit, des heutigen Christenthums ist, daß man sich gewisse Wörter, ohne Sinn angewöhnt, und mit diesen thut man allem genug, nur nicht der Vernunft.

Bey der Untersuchung der Weisheit, welche zur Erkenntniß Gottes führt; finde ich, daß es nicht vernünftig ist zu glauben, daß diese Kenntniß zur Seligkeit, allezeit unumgänglich nöthig sey (*). Ich führe die Kinder und die Narren zum Beyspiel an, und setze diejenigen, in die nemliche Klasse, deren Geist noch nicht aufgeklärt genug ist, um das Daseyn Gottes zu erkennen. Hierauf sagen Sie (**): man darf sich nicht wundern, daß der Verfasser des Emils, die Zeit zu der Erkenntniß Gottes, so weit zurücksetzt, er hält sie zur Seligkeit nicht nothwendig. Sie fangen an, meinen Satz etwas auffallender zu machen, und unterdrücken liebreicherweise, das Wort allezeit, welches ihn nicht allein mehr

(*) Emil, 2ter Theil, p. 514. und folg.

(**) Befehl in 4. p. 9. in 12. p. 18.

mehr bestimmt, sondern ihn auch eine andre Wendung giebt, weil nach meinem Satz, die Kenntniß Gottes gemeiniglich nöthig ist zur Seligkeit; und nach der Art, wie Sie ihn umdrehen, sie niemals nöthig wäre. Nach dieser kleinen Verfälschung, fahren Sie also fort.

„Es ist offenbar, sagt er, durch den Mund „einer erdichteten Person, es ist offenbar, daß „ein Mensch, welcher ein hohes Alter erreicht, ohne „an Gott zu glauben, deswegen von seinem Anschauen, in jener, nicht wird ausgeschlossen seyn, „(hier haben Sie das Wort Welt weggelassen, „wenn anders seine Verblendung nicht vorsätzlich „war, und ich sage, sie ist es nicht immer.")

Ehe ich Ihre Bemerkung hierher setze, so erlauben Sie, daß ich die meinige hervorbringe. Diese erdichtete Person bin ich selbst, nicht der Vikar; und die Stelle, welche in dem Glaubensbekenntniß stehen soll, steht mitten in dem Buch. Mein Herr, Sie lesen sehr obenhin, und citiren sehr nachläßig die Schriften, welche Sie verwerfen, mich dünkt, daß ein Mann von Stande, welcher ein Buch beurtheilt, richtiger urtheilen sollte. Ich komme nun zu Ihrem Texte zurück.

Bedenkt es wohl, m. g. B., daß hier nicht von einem Menschen die Rede ist, welcher seiner Vernunft beraubt ist, sondern blos von einem, dessen Vernunft noch nicht aufgeklärt ist. Sie behaupten hernach (*); daß eine solche Zumuthung höchst ungereimt ist. St. Paulus versichert uns, daß verschiedene von den heydnischen Philosophen, durch die Kräfte ihrer Vernunft, zur Kenntniß des wahren Gottes gelangt sind; und dann setzen Sie diese Stelle hin.

Mein Herr, es ist oft ein kleiner Fehler, einen Autor, den man liest, nicht zu verstehen, aber ein großer Fehler ist es, wenn man ihn widerlegt, und ein noch größerer, wenn man ihn beschimpft. Sie haben die Stelle meines Buchs, welche Sie widerlegen, so wie viele andere nicht verstanden. Der Leser mag urtheilen, ob es meine oder Ihre Schuld ist, wenn ich die ganze Stelle, ihm hier vor Augen legen muß.

„Wir glauben, (die Reformirten,) daß kein „Kind, welches vor dem Alter der Vernunft stirbt, „der

(*) Befehl in 4. p. 10. in 12. p. 18.

„der Seligkeit verlustig wird. Die Katholicken „glauben das nemliche, von allen Kindern, welche „die Taufe erhalten haben, ob sie gleich niemals „etwas von Gott gehört haben. Es giebt also „Fälle, wo man selig werden kann, ohne an Gott „zu glauben, und diese Fälle finden sich, bey Kin„dern und Verrückten, wenn der menschliche Geist „unfähig ist, die Gottheit zu erkennen. Der ganze „Unterschied, zwischen ihnen und mir, ist, daß „Sie behaupten, daß die Kinder, diese Fähigkeit „im siebenten Jahr schon erhalten, und ich sie „ihnen, erst im funfzehnten zugestehe. Ich mag „nun Recht oder Unrecht haben, so ist dieses kein „Glaubens-Artickel, sondern eine Bemerkung aus „der Naturhistorie..

„Aus dem nemlichen Grundsatz erhellet, daß „ein Mensch, welcher ein hohes Alter erreicht, ohne „an Gott zu glauben, deswegen von seinem An„schauen, in jener Welt, nicht wird ausgeschlossen „seyn, wenn anders, seine Verblendung nicht vor„sätzlich war, und ich glaube, sie ist es nicht im„mer. Sie geben dieses zu, in Rücksicht der Ver„rückten, welche durch eine Krankheit, ihrer Gei„steskräfte beraubt werden, denn sie bleiben Men„schen, und haben also auch immer noch Anspruch

„auf

„auf die Wohlthaten des Schöpfers. Warum ge„ben Sie es nicht auch für die zu, welche von „Kindheit an, von aller Gesellschaft ausgeschlossen, „ein wildes, und von allen Erleuchtungen der Ge„sellschaft, leeres Leben führen? Denn es ist ganz „unmöglich, daß ein solcher Wilder, seinen Geist, „bis zur Erkenntniß Gottes erheben könnte. Die „Vernunft sagt, daß ein Mensch blos wegen „den Willensfehlern strafbar ist, und daß eine un„überwindliche Unwissenheit, ihm nicht kann zur „Last gelegt werden. Hieraus folgt, daß ein Mensch, „welcher erleuchtet ist, und glaubt, ein Glaubiger „genannt wird, und also blos diejenigen, als Un„glaubige gestraft werden, deren Herz sich der „Wahrheit verschließt." (Emil, 2ter Theil, p. 515. und folg.)

Hier ist meine ganze Stelle, und ihr Irrthum ist offenbar. Er besteht darinn, daß Sie glauben, oder glauben machen wollen, daß nach meiner Meynung, man von dem Daseyn Gottes überzeugt seyn müsse, um an ihn zu glauben. Ich denke aber sehr verschieden. Ich sage, man müsse den Verstand aufgeklärt, und den Geist bis zu einem gewissen Grad erleuchtet haben, um die Beweise für das Daseyn Gottes zu begreifen, und besonders, sie von selb-

sten,

sten, und ohne Unterricht zu finden. Ich rede von rohen und wilden Völkern; und Sie setzen mir Philosophen entgegen: ich sage, man müsse einige philosophische Kenntniß besitzen, um sich zu der Kenntniß des wahren Gottes zu erheben; Sie führen den St. Paulus an, welcher berichtet, daß einige Philosophen unter den Heyden, zur Kenntniß des wahren Gottes gelangt sind; ich sagte, daß ein roher Mensch, sich nicht immer von selbst, Begriffe von der Gottheit machen könne; Sie sagen, daß erleuchtete Menschen, sich einen Begriff von Gott machen können; und nach diesem Beweis, scheint Ihnen meine Meynung höchst ungereimt. Wie! deswegen weil ein Doktor der Rechte, die Gesetze seines Landes wissen muß, ist es albern zu behaupten, daß ein Kind, welches nicht lesen kann, sie nicht weis?

Wenn ein Schriftsteller, sich nicht immer wiederholen soll, und einmal seine Meynung über eine Sache deutlich erklärt hat, so kann man nicht verlangen, daß er immer die nemlichen Beweise wiederholen soll, so oft er von einer Meynung spricht. Seine Schriften erklären einander selbst, und die leztern, wenn er anders methodisch ist, müssen sich immer auf die ersten beziehen. Ich habe mich be-

ständig

ständig bemüht, dieses zu thun, und habe es besonders bey der Gelegenheit gethan, wovon hier die Rede ist.

Sie nehmen mit vielen andern, welche diese Sache abgehandelt, an, daß der Mensch seine völlige Vernunft mit bringe, und daß sie blos darf geübt werden. Dieses ist falsch; denn eine der Eigenschaften, welche der Mensch sich am langsamsten erwirbt, ist die Vernunft. Der Mensch, lernt mit den Augen seines Geistes, eben so wie mit den Augen seines Leibes sehen; allein das erste ist weit schwerer, als das letztere, weil die Verhältnisse der Gegenstände des Verstandes, sich nicht wie der Raum ausmessen lassen, sondern blos geschätzt werden, und weil unsre ersten physischen Bedürfnisse, die Untersuchung dieser Gegenstände, uns nicht so nothwendig machen. Man muß lernen, zweyerley Gegenstände, auf einmal zu sehen; man muß lernen, sie unter einander zu vergleichen, man muß eine Menge von Gegenständen vergleichen können, nach und nach zu den Ursachen hinaufsteigen, sie in ihren Wirkungen verfolgen, man muß unendliche Verhältnisse zusammen vergleichen, ehe man Begriffe von Anständigkeit, Ebenmaas, Harmonie und Ordnung erhält. Der Mensch,

welcher

welcher von aller Hülfe seiner Mitgeschöpfe entblößt ist, und beständig beschäftiget ist, seine Bedürfnisse zu befriedigen, und in allen Sachen auf seine eignen Begriffe eingeschränkt ist, thut sehr wenig Schritte, in dieser Kenntniß; er wird alt, und stirbt, ohne aus der Kindheit der Vernunft herausgegangen zu seyn. Können Sie im Ernst glauben, daß unter einer Million Menschen, welche auf solche Art erzogen worden, nur ein einziger an Gott denkt?

Die Ordnung und Schönheit der Welt, rührt nicht jeden gleich stark. Der Pöbel achtet wenig darauf, weil er die gehörigen Kenntnisse nicht hat, welche diese Ordnung fühlbar machen, und weil er nicht gewohnt ist, über das, was er sieht, nachzudenken. Es ist weder Verfolgung noch böser Wille, es ist Unwissenheit und Kleinheit des Geistes. Das geringste Nachdenken ermüdet diese Leute, so wie die geringste Handarbeit, einen Gelehrten ermüdet. Sie haben von den Werken und den Wundern Gottes gehört, und Sie wiederholen diese Worte, ohne die nemlichen Begriffe damit zu verbinden; von allen dem, wodurch ein Weiser sich zu seinem Schöpfer erhebt, werden sie wenig gerührt. Da nun der Pöbel bey uns noch so dumm ist, da er

doch Gelegenheit genug hat, sich aufzuklären; was soll denn aus jenen armen Leuten werden, welche von Jugend auf sich selbst überlassen, und niemals etwas von andern gelernt haben? Glaubt man, daß ein Caffer oder Lappländer, viel über den Bau der Welt, und die Erzeugung aller Dinge nachdenkt? Und diese beeden Völker, leben doch noch in Gesellschaft, und haben sich daher eine Menge Begriffe mitgetheilt, durch welche sie, einige grobe Begriffe von der Gottheit erlangen können: sie haben eine Art von Catechismus: allein der wilde Mensch, welcher verlassen, und allein, in den Wäldern herumirrt, hat gar nichts. Solche Menschen giebt es nicht, sagen Sie, es sey: allein man kann annehmen, als wenn sie da wären. Es giebt gewiß noch Menschen, welche sich niemals in ihrem Leben, philosophisch unterhalten haben, und welche ihre Zeit, blos dazu anwenden, ihre Nahrung zu suchen, sie zu verschlingen und zu schlafen. Was können wir mit diesen Menschen anfangen, z. B. mit den Eskimaux? Wollen wir Theologen aus ihnen machen?

Meine Meynung ist also, daß der Geist des Menschen, wenn er noch unaufgeklärt, und ohne Unterricht ist, und so, wie er aus den Händen der

Natur

Natur kommt, durch sich selbst, sich nicht zu der erhabenen Kenntniß des Schöpfers erheben kann; allein, diese Kenntnisse entstehen in uns, je nachdem sich der Geist aufklärt; und demjenigen, welcher nachdenkt und beobachtet, offenbart sich Gott in allen seinen Werken; er zeigt sich dem Naturkenner in der Schöpfung; und man muß die Augen vorsetzlich zudrücken, um ihn nicht zu sehen; jeder Atheist, schließt daher falsch, oder sein Stolz verblendet ihn; allein ein roher und dummer Mensch, obgleich redlich und einfältig, kann aus einer unwillkührlichen Unwissenheit sich nicht zu Gott erheben, und sein Daseyn nicht begreifen; er ist aber auch, wegen dieser Unwissenheit, nicht strafbar, denn es ist ein Fehler, woran das Herz keinen Theil hat. Dieser ist nicht aufgeklärt, und der andre will es nicht seyn; dies scheint mir sehr verschieden.

Vergleichen Sie nun diese Meynung, mit der Stelle des Paulus, und Sie werden finden, daß letztere sie nicht nur nicht bestreitet, sondern sie sogar bekräftigt; Sie werden sehen, daß diese Stelle blos auf jene Afterweisen geht; welche alles was Gott thut, geoffenbart ist, und welche aus der Betrachtung aller erschaffenen Werke,

das, was in Gott unsichtbar war, sichtbar geworden ist, die ihn aber nicht dafür geehrt, noch gedankt, und sich also in ihr eigenes Nachdenken verloren haben, und also ohne Entschuldigung sind, das sie sich Weise nennen, denn sie sind Narren.

Da die Ursache, warum der Apostel Paulus den Philosophen vorwirft, daß sie Gott nicht verehren, bey meinem Satz ganz wegfällt, so ist diese Stelle für mich, und bekräftigt meine Meynung, daß (*) jeder Philosoph, der nicht glaubt, Unrecht thut, weil er seine Vernunft schlecht anwendet, und weil er im Stande ist, die Wahrheiten, die er verwirft, einzusehen; es erhellt endlich aus der Stelle selbst, daß Sie mich nicht verstanden haben, und daß Sie das größte Unrecht haben, wenn Sie mir etwas Schuld geben, daß ich weder gesagt, noch gedacht habe, daß man nemlich nur auf den Rath andrer an Gott glaube (**); denn eigentlich habe ich nur die Fälle unterschieden, wo man durch sich selbst Gott erken-

(*) Emil, 2ter Theil, p. 514.

(**) Hr. von Beaumont, sagt zwar dieses nicht mit ausdrücklichen Worten; aber dies ist die einzige Art,

erkennen, und wo man dieses nur mit Beyhülfe andrer erlernen kann.

Wenn Sie auch übrigens hierinn Recht hätten; wenn Sie meine Meynung gründlich widerlegt hätten, so folgt daraus noch nicht, daß sie ganz ungereimt sey, wie Sie sie zu nennen belieben: man kann irren ohne auszuschweifen, und nicht jeder Irrthum ist eine Ungereimtheit. Meine Achtung gegen Sie, erlaubt mir keine Spöttereyen, und wenn der Leser dazu Gelegenheit findet, so ist es nicht meine Schuld.

Mit dem Vorsatz, mich zu widerlegen, ohne mich zu verstehen, gehen Sie von einer falschen Beschuldigungen, immer zu einer noch falschern über, und nachdem Sie mich ungerechterweise beschuldigt haben, daß ich die Gottheit leugne, so beschuldigen Sie mich ferner, daß ich an seiner Einigkeit zweifle. Sie thun noch mehr; Sie geben sich, wider ihre Gewohnheit, die Mühe, sich hier-

Art, wie man seinen Text auslegen kann, welchen er mit dem Zeugniß Pauli unterstützt, und ich kann auf nichts antworten, als was ich verstehe. Befehl in 4. p. 10. in 12. p. 18.

über weitläufig einzulassen, und die einzige wahre Stelle Ihres Befehls, ist diejenige, wo Sie eine Ausschweifung widerlegen, die ich nicht gesagt habe.

Hier ist die Stelle, welche Sie bestreiten, oder vielmehr Ihre Stelle, worinn Sie die meinige anführen; denn der Leser soll mich unter Ihren Händen sehen.

„Ich weis (*), läßt er die erdichtete Person sagen, in deren Namen er spricht; ich „weis, daß die Welt von einem allmächtigen und „weisen Wesen regiert wird; ich sehe es, oder viel„mehr, ich fühle es, und dies muß ich wissen; „allein ist diese Welt ewig, oder ist sie erschaffen? „Giebt es nur ein einziges Principium aller Dinge? „Giebt es zwey oder mehrere? Dies weis ich nicht, „und es kömmt auch nicht darauf an (**)..... „ich verwerfe alle überflüßigen Fragen, welche mich „beunruhigen können, die auf mein Leben keinen „Ein-

(*) Befehl in 4. p. 10. in 12. p. 19.

(**) Diese Punkte bedeuten eine Lücke von zwey Zeilen, wodurch die Stelle gemäßigt wird, und welche Hr. von Beaumont, nicht mit eingerückt hat. Emil 3ter Theil, p. 38.

„Einfluß haben, und die meiner Vernunft zu hoch „sind."

Im Vorbeygehen bemerke ich, daß Sie hier zum zweytenmal den Vikar von Savoyen, für eine erdichtete Person halten. Ich bitte Sie, mir zu sagen, woher Sie dieses wissen? Ich habe gesagt, was ich wußte; Sie leugnen das, was Sie nicht wissen; welcher von uns beyden ist der Verwegene? Man weis wohl, und ich gebe es zu, daß es viele Priester giebt, welche nicht an Gott glauben; es ist aber daher keine Folge, daß es gar keine giebt. Ich komme wieder zu Ihrem Text.

(*) Was will also dieser verwegene Schriftsteller sagen? . . . . Die Einigkeit Gottes, scheint ihm eine überflüßige, und der Vernunft zu hohe Frage, gerade als wenn die Mehrheit der Götter, nicht die größte Ungereimtheit wäre. Die Mehrheit der Götter, sagt Tertullian ausdrücklich, ist ein Nichtseyn der Götter, einen Gott annehmen, heißt ein höchstes unabhängiges Wesen erkennen, welchem alle andere Wesen untergeordnet sind.

(*) Befehl in 4. p. 11. in 12. p. 20.

Er behauptet also, daß es mehrere Götter giebt (*).

Allein, wer sagt denn, daß es mehrere Götter giebt? Ah! mein Herr, Sie wünschen vielleicht, daß ich diese Thorheit begangen hätte; so hätten Sie vielleicht nicht die Mühe genommen, einen Befehl gegen mich auszugeben.

Ich weis nicht warum, und wie dasjenige ist, was ist, und ich glaube, daß viele andre, welche vorgeben es zu wissen, es eben so wenig wissen. Allein ich sehe, daß es nur eine bewegende Kraft giebt, weil alles zu einem Zweck hinausläuft. Ich erkenne also einen einzigen und höchsten Willen, welcher alles regiert, und eine einzige und höchste Macht, welche alles ausrichtet. Diese Macht, und

(*) Tertullian, macht hier einen Trugschluß, welcher den Kirchenvätern sehr gemein ist. Er nimmt das Wort Gott in christlichem Verstand, und beschuldigt hernach die Heyden, daß sie gegen seine Lehre, mehrere Götter annehmen. Es verlohnte sich nicht der Mühe, mich eines Fehlers zu beschuldigen, welchen ich nicht begangen habe, blos allein, um unnöthigerweise, einen Trugschluß Tertullians anzuführen.

und diesen Willen, schreibe ich einen Wesen zu, wegen dem vollkommenen Einverständniß, welches sich bey einem besser als bey zweyen denken läßt, und weil man ohne Noth, die Wesen nicht vervielfältigen muß; denn das Uebel selbst, ist dem Guten nicht gerade zuwider, sondern es vereinigt sich mit ihm, um zu der Ordnung des Ganzen beyzutragen.

Dasjenige aber, wodurch die Dinge sind, läßt sich sehr gut in zwey Begriffe theilen; nemlich die Sache welche schaft, und die welche geschaffen ist; und diese zwey Begriffe, lassen sich nicht ohne Anstrengung des Geistes, in einem Wesen vereinigen, und man begreift nicht leicht eine Sache die würkt, ohne zugleich eine andere, auf welche sie würkt zu denken; übrigens ist es ganz gewiß, daß wir zweyerley Substanzen haben, den Geist, und die Materie; das was denkt, und das was ausgedehnt ist; und diese beeden Begriffe, lassen sich sehr wohl von einander trennen.

Es giebt also zweyerley Arten, den Ursprung der Dinge zu erkennen; nemlich in zwey Ursachen, wovon die eine lebendig, die andre tod, die eine bewegend, die andre bewogen, die eine würkend,

die andere leidend ist; oder in einer einzigen Ursache, welche aus sich selbst alles schaft, was ist und würkt, diese beeden Meynungen, welche von den Metaphysikern, seit so vielen Jahrhunderten abgehandelt worden, ist deswegen der menschlichen Vernunft nicht begreiflicher geworden: und wenn das Daseyn der Materie von Ewigkeit her, uns Schwierigkeiten verursacht, so hat ihre Erschaffung nicht weniger, weil so vielen Menschen und Philosophen, welche seit langer Zeit, über diesen Gegenstand nachgedacht haben, alle einstimmig, die Schöpfung der Welt verworfen haben, ausgenommen die kleine Anzahl derjenigen, welche ihre Vernunft aufrichtig dem Ansehen unterworfen haben; die Bewegungsgründe ihres Nutzens, ihrer Ruhe, ihrer Sicherheit, machen aber diese Aufrichtigkeit sehr verdächtig, und sie wird so lange verdächtig bleiben, als man bey Bekennung der Wahrheit, etwas wird zu befürchten haben.

Wir wollen annehmen, daß eine einzige und ewige Ursache aller Dinge gäbe, so ist diese Ursache einzig in ihrem Wesen, nicht von Materie und Geist zusammengesetzt, sondern entweder blos Geist, oder blos Materie. Nach der Meynung des Vikars, kann man nicht begreifen, daß diese Ursache

Materie

Materie sey, und ist es Geist, so kann man nicht begreifen, wie es der Materie das Daseyn geben konnte: denn man müßte alsdenn den Begriff von Schöpfung annehmen; nun ist aber der Begriff von Schöpfung, worunter man versteht, daß durch bloses Wollen aus Nichts Etwas wird, unter allen Begriffen, welche nicht offenbar widersprechend sind, derjenige, welchen der menschliche Geist am wenigsten fassen kann.

Von beyden Seiten aufgehalten, bleibt der gute Vikar unentschlüßig, und quält sich nicht länger mit einem überflüßigen Zweifel, welcher gar keinen Einfluß hat, auf die Pflichten der Menschen in dieser Welt; denn was nutzt es mir denn, wenn ich auch den Ursprung der Wesen erklären kann, wenn ich nur weis, wie sie erhalten werden, welche Stelle ich unter ihnen bekleiden soll, und warum mir diese Pflicht aufgelegt ist.

Wenn man aber aus zwey Ursachen der Dinge (*) annimmt, welches jedoch der Vikar nicht thut,

(*) Derjenige, welcher nur zwey Substanzen annimmt, kann auch nur zwey Ursachen annehmen, und das Wort oder mehrere, welches in obiger Stelle

thut, so folgt daraus noch nicht, daß man zwey Götter annehmen müsse; oder man müßte diesen beeden Ursachen, so wie die Manichäer, wirkend vorstellen; diese letztere Lehre ist aber nach der Meynung des Vikars ganz zuwider, welcher nur ein erstes Wesen, eine einzige handelnde Ursache und also nur einen Gott annimmt.

Ich gebe es zu, daß da die Schöpfung der Welt, ausdrücklich in den Uebersetzungen der Bücher Mosis enthalten ist, so würde man, sobald man sie verwirft, der Glaubwürdigkeit, der heil. Schrift, oder der Uebersetzungen davon zu nahe treten; und dieses eben macht den Vikar zweifelhaft, in einer Sache, wo er sonst nicht gezweifelt hätte: denn durch das Annehmen zweyer Ursachen (*), läßt sich

Stelle dabey steht, ist blos zur Ausfüllung, welches höchstens dazu dienen kann, zu verstehen zu geben, daß eben so wenig darauf ankommt, die Zahl dieser Ursachen, als ihre Natur zu erkennen.

(*) Man kann hier anmerken, daß die Frage von der Ewigkeit der Materie, welche unsre Theologen so sehr verwirrt, die Kirchenväter, welche mit der Platonischen Lehre besser bekannt waren, gar nicht in Verlegenheit setzte. Ohne von Gustinus Martyr, Origenes und andern zu reden, so bejahet Clemens

sich die Schöpfung der Welt eher erklären, und viele Hindernisse sich heben, wie z. B. der Ursprung des Uebels. Uebrigens müßte man vollkommen Hebräisch verstehen, und zugleich ein Zeitgenosse Mosis gewesen seyn, um zu wissen, welchen Sinn er mit dem Wort verband, welches man uns durch schuf übersetzt. Dieser Ausdruck ist zu sehr philosophisch, als daß er im Anfang die gemeine Bedeutung gehabt hätte, die wir ihm jetzund auf das Anrathen unsrer Theologen beylegen. Diese angenommene Bedeutung konnte selbst die Siebzig verführen, welche so ganz von der griechischen Philosophie eingenommen waren; nichts ist gemeiner, als daß der Sinn gewisser Worte, von Zeit zu Zeit verändert wird, und dadurch den alten Schriftstellern Meynungen angedichtet wird, welche sie nicht gehabt haben. Es ist sehr zweifelhaft, ob das griechische

Clemens von Alexandrien diese Frage so sehr (in Hipolypos) das Photius der Meynung ist, als wenn dieses Buch untergeschoben wäre. Allein die nemliche Meynung kömmt (in Stromat) wieder vor, wo Clemens die Gedanken des Heraklit anführt, ohne sie zu verwerfen. Dieser Kirchenvater bemühet sich nur eine Ursache anzunehmen, allein er rechnet die Materie nicht mit, deren Ewigkeit er annimmt.

chische Wort die Bedeutung hatte, welche wir ihm jetzo beylegen; und es ist ganz gewiß, daß das lateinische Wort dieselbe nicht hatte, weil Lucrez, welcher die Schöpfung der Welt gänzlich läugnet, dennoch das nemliche Wort öfters braucht, um die Entstehung der Welt und ihrer Theile zu beschreiben. Endlich hat Herr von Beausobre bewiesen, daß die Lehre von der Schöpfung nicht in der alten jüdischen Theologie enthalten sey (*); und Sie sind zu gelehrt, mein Herr, als daß Sie nicht wissen sollten, daß viele Leute, welche der heil. Schrift alle Achtung bezeugen, dennoch in der Erzählung Mosis keine förmliche Schöpfung der Welt gefunden haben. Der Vikar, welcher die Macht der Theologen nicht fürchtet, kann also immer sehr orthodox bleiben, und dennoch zweifeln, ob es eine oder zwey erste Ursachen giebt. Dieses ist blos eine grammatikalische oder philosophische Streitigkeit, welche die Offenbarung gar nicht betrift.

Dem sey wie ihm wolle, so ist hievon nicht die Rede zwischen uns, und ich habe hier weiter nichts zu thun, als Sie von Ihrem Unrecht zu überführen, ohne die Lehre des Vikars zu vertheidigen.

Sie

(*) Histoire du Manichéisme. T. II.

Sie haben also Unrecht, wenn Sie behaupten, daß ich die Einigkeit Gottes, für eine überflüßige, und der Vernunft zu hohe Frage halte; denn in der Schrift, welches Sie widerlegen, ist diese Einigkeit behauptet, und durch Vernunftgründe bewiesen; Sie haben ferner Unrecht, eine Stelle des Tertullians anzuführen, woraus erhellet, daß ich mehrere Götter annehme: denn ohne den Tertullian nöthig zu haben, so schließe ich ebenfalls, daß er mehrere Götter annimmt.

Sie haben Unrecht, mich deswegen einen verwegenen Schriftsteller zu nennen, denn da wo keine zuverläßige Versicherung vorhergeht, kann keine Verwegenheit statt finden. Man kann nicht leicht einsehen, daß ein Schriftsteller verwegen sey, blos deswegen, weil er nicht so dreist ist wie Sie. Endlich haben Sie Unrecht, wenn Sie glauben, daß Sie die Sätze, wodurch man Gott menschliche Leidenschaften zuschreibt, und welche, weit entfernt, uns dieses große Wesen näher kennen zu lernen, es vielmehr erniedrigen und entehren, gut bewiesen haben; und mich daher fälschlich beschuldigen, daß ich diese Kenntnisse erniedrige und verringere, das göttliche Wesen offenbar bestreite, welches ich doch nie bestritten habe, daß ich ferner seine Einigkeit

in Zweifel ziehe, woran ich nie gezweifelt habe. Wenn ich dieses auch gethan hätte, was folgt daraus? Wieder beschuldigen, heißt sich nicht vertheidigen; und derjenige, welcher zu seiner Vertheidigung nichts vorbringen kann; als fälschlich Gegenbeschuldigen, scheint allein strafbar zu seyn.

Der Widerspruch, dessen Sie mich beschuldigen, ist eben so gründlich, wie die vorige Beschuldigung. Er sagt, sagen Sie, er kenne die Natur Gottes nicht, und bald nachher erkennt er, daß dieses hohe Wesen voller Weisheit, Macht, Willen und Güte sey; heißt denn dieses nicht die Natur Gottes kennen?

Hier ist das, was ich Ihnen mein Herr, hierauf zu antworten habe.

„Gott ist allweise, aber wie ist er es? der Mensch „ist weise, wenn er überlegt, die höchste Weisheit „aber überlegt niemals; sie braucht weder Vordersätze noch Folgen, selbst nicht einmal Sätze; sie „durchdringt alles, sie sieht sowohl dasjenige, was „ist, und das, was seyn könnte; alle Wahrheiten „sind für sie nur ein Begriff, so wie alle Zeiten ein „Augenblick, und alle Oerter ein Punkt. Die „mensch-

„menschliche Macht braucht Mittel um zu würken, „die höchste Weisheit würkt durch sich selbst: Gott „kann weil er will, sein Wille ist Handlung. Gott „ist gut, nichts ist offenbarer; allein die Güte des „Menschen besteht blos in der Liebe gegen seine Ne- „benmenschen, und die Güte Gottes ist Liebe zur „Ordnung: denn durch Ordnung wird alles erschaff- „ne erhalten, und jeder Theil des Ganzen mit dem „andern zusammengeknüpft. Gott ist gerecht, ich „bin davon überzeugt; denn dies ist eine Folge sei- „ner Güte; die Ungerechtigkeit der Menschen ist ihr „eignes Werk und nicht das seinige: das moralische „Uebel, welches nach den Philosophen die Vorse- „hung bestreitet, beweist mir sie nur noch mehr. „Allein die Gerechtigkeit des Menschen besteht dar- „inn, daß man einem jeden giebt, was ihm zu- „kömmt, und die Gerechtigkeit Gottes verlangt „Rechenschaft von dem, was sie einem jeden gege- „ben hat."

„Wenn ich nach und nach diese Eigenschaften „entdecke, wovon ich gar keinen hellen Begriff habe, „so geschieht dieses durch erzwungene Folgen, und „den guten Gebrauch meiner Vernunft; allein ich „gebe sie zu, ohne sie zu verstehen, und dieses heißt „eigentlich nichts zu geben. Ich mag mir immer-

„hin sagen; Gott ist so, ich fühle es, ich überzeuge „mich davon: ich begreife es dennoch nicht, wie er „so seyn kann.“

„Jemehr ich endlich seinem unendlichen Wesen „nachdenken, je weniger begreife ich es; allein es „ist, und dies ist mir genug: je weniger ich es be„greife, desto mehr bete ich es an; ich demüthige „mich und sage zu ihm: Wesen aller Wesen, ich „bin, weil du bist; wenn ich dich betrachte, so nä„here ich mich dir. Der würdigste Gebrauch mei„ner Vernunft besteht darinn, daß sie vor dir sich „erniedrigt: es ist die Freude meiner Seele, und „die Stütze meiner Schwachheit, wenn ich dem Ge„fühl deiner Größe unterliege.“

Hier ist meine Antwort, und ich glaube ziemlich kurz. Soll ich Ihnen noch sagen, wo ich sie hergenommen? Ich habe sie Wort für Wort aus der Stelle meines Buchs gezogen, worinn Sie Widersprüche finden wollen (*). Sie machen es wie alle meine Gegner, welche, um mich zu widerlegen, blos die Einwürfe hinsetzen, welche ich mir selbst gemacht habe, und die Beweise davon unterdrücken. Meine

(*) Emil, 3ter Theil, p. 94. und folg.

Meine Antwort ist diese: sie widerlegen blos das Werk.

Wir kommen nun m. H. zu dem wichtigsten Punkt unsrer Streitigkeit.

Nachdem Sie meine Lehre und mein Buch angegriffen, so greifen Sie auch meine Religion an, und wollen mich als einen Feind meiner eignen Religion vorstellen, blos deswegen, weil der katholische Vikar einige Einwürfe gegen seine Kirche vorbringt; gerade, als wenn man eine Meynung ganz verwerfe, weil man einige Einwürfe dagegen macht; gerade als wenn jede menschliche Kenntniß nicht auch ihre Schwierigkeiten hätte; gerade als wenn die Geometrie keine hätte, oder als wenn die Meßkünstler sich unter einander beredet hätten sie zu verschweigen, um ihrer Kunst nicht zu schaden.

Meine Antwort hierauf bestehet darinn, daß ich Ihnen mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit mein Glaubensbekenntniß ablege, so wie ich es in meinen Schriften abgelegt habe, und wie ich es immer mit Herz und Mund bekannt habe. Ich werde Ihnen ferner sagen, warum ich das Glaubensbekenntniß des Vikars herausgegeben; und warum ich

es, ohnerachtet alles Schreyens ich es immer für das beste und nützlichste Werk halten werde, welches in diesem Jahrhundert herausgekommen. Weder verhaßte Befehle noch Scheiterhaufen, werden mich meine Meynung ändern machen, die Theologen werden mir unter dem Vorwand demüthig zu seyn, nicht falsch seyn lernen, und die Philosophen werden dadurch, daß sie mich der Heucheley beschuldigen, nicht zum Ungläubigen machen. Ich werde meine Religion bekennen, weil ich eine habe, ich werde sie öffentlich bekennen, weil ich das Herz habe es zu thun, und weil es für das Wohl der Menschheit zu wünschen wäre, daß es die allgemeine Religion wäre.

Mein Herr, ich bin ein Christ, und nach der Lehre des Evangelii ein aufrichtiger Christ. Ich bin ein Christ, nicht als ein Schüler der Priester, sondern als ein Schüler Christi. Mein Meister hat wenig über die Lehrsätze gegrübelt, und desto mehr auf die Beobachtung der Pflichten gehalten; er schrieb mehr gute Werke als Glaubens-Artickel vor; er befohl nichts weiter zu glauben, als was nöthig ist, um rechtschaffen zu werden; und wenn er das Gesetz und die Propheten anführte, so geschah dies mehr bey Tugend-Beyspielen, als bey

Glau-

Glaubenslehren (*), und er hat mir selbst und durch seine Apostel gesagt, daß derjenige, der seinen Bruder liebt, das Gesetz erfüllt (**).

Ich für mein Theil bin von den Hauptwahrheiten des Christenthums überzeugt, welche der Grund aller guten Moral sind, und suche übrigens mein Herz durch das Evangelium zu bessern, ohne über das, was mir dunkel darinn ist, zu grübeln, ich bin endlich fest überzeugt, daß derjenige, welcher Gott über alles, und seinen Nächsten wie sich selbst liebt, ein wahrer Christ ist, und so bemühe ich mich es zu seyn, und verwerfe alle Spitzfündigkeiten in der Lehre, allen diesen Kram, womit die Pharisäer unsre Pflichten und unsern Glauben verwirren, und unterwerfe mit Paulo den Glauben der Liebe (***).

Ich schätze mich glücklich in der vernünftigsten und heiligsten Religion gebohren zu seyn, welche auf Erden ist, und werde, so lang ich lebe, der Religion meiner Väter anhangen: so wie sie, nehme ich die Vernunft und die h. Schrift, als die

(*) Matthäi C. 7, V. 12.
(**) Galat. C. 5, V. 14.
(***) 1 Corinth. C. 13, V. 2 — 13.

einzige Glaubensregeln an; so wie sie verwerfe ich das Ansehen der Menschen, und unterwerfe mich keiner Formel, als welche auf Wahrheit gegründet ist; mit ihnen vereinige ich mich, mit allen aufrichtigen Dienern Jesu Christi und wahren Anbetern Gottes, um ihn in der Gemeinschaft der Gläubigen in seinem Tempel zu verehren. Es ist mir ein Trost, daß ich unter diese Mitglieder gezählt werde, und des öffentlichen Dienstes theilhaftig bin, welchen sie Gott bringen, und unter ihnen sagen zu können, ich bin unter meinen Brüdern.

Ich bin von Dankbarkeit gegen den würdigen Priester durchdrungen, welcher sich von dem allgemeinen Strom nicht hinreissen lassen, sondern nach der Wahrheit gerichtet, und einen Vertheidiger des Glaubens, nicht von der Kirche ausgeschlossen hat; ich werde so lang ich lebe, das Andenken seiner christlichen Liebe verehren. Ich werde mir es immer zur Ehre schätzen, unter seine Beichtkinder zu gehören, und hoffe die Mitglieder derselben, weder durch meine Meynungen, noch durch meine Aufführung zu ärgern. Sobald aber ungerechte Priester sich ein Recht anmaßen, welches ihnen nicht gehört, sich zu Richtern meines Glaubens aufwerfen, und mir sagen werden: nehmt dieses zurück, ver-

steckt euch, erklärt dieses, widerruft jenes; so werde ich ihre Befehle nicht achten; und ich werde nicht lügen, um orthodox zu seyn, oder etwas sagen, was ich nicht glaube. Wenn sie diese Offenherzigkeit beleidigt, und sie wollen mich von der Kirche ausschließen, so fürchte ich auch diese Drohung nicht, deren Vollbringung nicht in ihrer Macht steht. Sie können mich nicht hindern in meinem Herzen, mich beständig zu den Gläubigen zu halten; und wenn ich unter den Auserwählten eingeschrieben bin, so werden sie mich nicht ausstreichen. Sie können mir diesen Trost für dieses Leben rauben; allein nicht die Hoffnung auf das Künftige, und dieses ist mein heißester Wunsch, und der aufrichtigste ist, Jesum Christum als Richter zwischen ihnen und mir zu erkennen.

Dieses, mein Herr, ist meine wahre Meynung, welche ich niemand aufdringen will, welche ich aber öffentlich bekenne, und die so lange Gott, aber nicht die Menschen, meine Vernunft, oder mein Herz nicht ändern wird, die meinigen bleiben werden denn so lang ich derjenige seyn werde, der ich bin, so lange ich so dencken werde, wie ich dencke, so lange werde ich so reden, wie ich rede. Freylich, sehr verschieden, von euch Scheinchristen, die ihr

immer bereit seyd, zu glauben, was euch gesagt wird, und zu reden, was euer Nutzen, und eure Ruhe erfordern, die ihr immer sicher seyd und für gute Christen gehalten werdet, so lange man eure Christen nicht verbrennt, oder keinen Verhaftbefehl gegen euch ausgiebt. Sie leben, in der Ueberzeugung daß man gewisse Artickel glauben müsse, und daß dieses hinreichend wäre zur Seeligkeit; und ich dencke im Gegentheil, daß das Wesen der Religion in der Ausübung bestehe, daß man rechtschaffen, barmherzig, menschlich und mitleidig seyn müsse, und wer so handelt, glaubt genug um seelig zu werden. Ich gebe übrigens zu, daß ihre Lehre bequemer ist, als die meinige, und daß es weit weniger Mühe kostet, sich durch Meynungen, als durch Tugenden, unter die Gläubigen aufnehmen zu lassen.

Ob ich aber, so wie sie sagen, diese Meynungen, für mich behalten sollte, ob ich, dadurch daß ich sie öffentlich bekannt zu machen das Herz hatte, die Gesetze angegriffen, und die öffentliche Ruhe gestört habe; dieses werde ich gleich untersuchen. Allein, mein Herr, erlauben Sie mir, Sie und alle diejenigen, so dieses lesen, zu bitten, daß sie einem Freund der Wahrheit, einigen Glauben beymessen, und diejenigen nicht nachahmen, welche ohne Grund,

ohne

LB Coburg

ohne Wahrscheinlichkeit, und blos aus eignem Antrieb, mich, ohnerachtet so vieler Gegenbeweise, des Atheismus und der Gottesleugnung beschuldigen. Mich dünckt, ich habe gar nichts von Verstellung an mir, und man kann auch leicht einsehen, daß ich durch Verstellung nichts zu gewinnen hoffen kann. Man kann vermuthen, daß derjenige, welcher so offenherzig gestehet, was er nicht glaubt, auch aufrichtig ist, in dem Bekenntniß dessen, was er glaubt, und wenn seine Reden, Handlungen und Schriften, in diesem Punckt übereinstimmen, so muß derjenige welcher ihn dennoch Lügen beschuldigt, entweder ein Gott seyn, oder selbst lügen.

Ich bin nie so glücklich gewesen, ganz allein zu leben. Ich habe viele Menschen gesehen; ich habe allerley Arten von ihnen gesehen: Gläubige von allen Secten; Freygeister von allen Systemen; grosse und kleine, Ausschweifende und Philosophen. Ich habe wahre Freunde gehabt, und falsche; ich war von Auskundschaftern und bösen Leuten umringt, und die Welt ist voller Menschen, die mich hassen, wegen dem Uebel, das sie mir angethan haben. Ich rufe sie alle auf, wer sie auch seyn mögen, dasjenige was sie von meinem Glauben in Religionssachen wissen, öffentlich zu erklären: ob ich in dem Lauf

der Bekanntschaft, wenn ich bey der wärmsten Freundschaft, wenn ich bey einer frölichen Mahlzeit, oder in dem vertrauten Kabinet, mich jemals anders gezeigt habe; ob, wenn sie streiten oder spassen wollten, ihre Gründe oder ihr Spaß, mich einen Augenblick wancken gemacht; ob sie mich in meinen Meynungen veränderlich gefunden haben; ob sie in meinem Herzen lesen konnten, daß ich mich vor der Welt verstellte; ob sie zu allen Zeiten nur die geringste Falschheit oder Heucheley in mir befunden haben; wenn sie von allem diesen etwas wissen, so mögen sie es jezt sagen, mögen sie es offenbaren, und mich entlarven, ich wünsche es, und bitte sie darum; ich hebe das Geheimniß der Freundschaft zwischen ihnen und mir auf; sie mögen alles laut sagen, was ich bin, aber nicht das, was sie wünschten daß ich wäre; sie mögen mich nach ihren Gewissen beurtheilen; ich überlasse ihnen ohne Furcht, meine Ehre, und verspreche, ihnen nicht zu widersprechen.

Diejenigen, welche mich des Unglaubens beschuldigen, weil sie nicht begreifen können, daß man eine Religion haben kann, mögen sich wenigstens untereinander vereinigen. Denn einige finden in meinen Schriften nichts als Atheismus, und andre sagen, daß ich Gott in meinen Schriften verehre, ohne an

ihn

ihn zu glauben. Meine Schriften nennen sie gottlos, und meine Meynungen, Heucheley. Wenn ich aber öffentlich den Atheismus predige, so bin ich ja kein Heuchler, und wenn ich einen Glauben bekenne, welchen ich nicht für wahr halte, so lehre ich doch den Unglauben nicht. Indem sie falsche Beschuldigungen gegen mich aufhäufen, so entdeckt sich ihre Verläumdung von selbst: denn die Bosheit ist blind, und die Wuth hört keine Vernunftgründe.

Es ist wahr, ich habe zwar nicht den Glauben, womit sich Leute, von so weniger Frömmigkeit gros machen, diesen starcken Glauben, welcher an nichts zweifelt, welcher alles glaubt, was man ihm glauben heißt, und welcher alle Einwürfe, welche er nicht auflösen kann, verschweigt oder vermäntelt. Ich bin nicht so glücklich in der Offenbahrung so deutlich zu lesen, wie sie, und wenn ich sie annehme, so geschieht dieses weil mich mein Herz dazu bewegt, weil ich Trost darinn finde, und weil die Schwierigkeiten sich ebenfalls häufen, wenn man sie verwirft; nicht aber, weil ich sie bewiesen gefunden, denn dies ist sie gewiß nicht in meinen Augen. Ich bin nicht einmal unterrichtet genug, daß ich einen solchen Beweis, welcher soviele Gelehrsamkeit voraussetzt, begreifen könnte. Ist es nicht sonderbar,

daß ich ein Heuchler seyn soll, weil ich meine Meynungen öffentlich bekenne, und daß alle die Leute, welche vorgeben, dieses und jenes fest zu glauben, daß diese überzeugten Leute, welche jedoch keine bessere Beweise, als ich selbst, haben, daß endlich diese Leute, welche nicht gelehrter sind wie ich, und weit entfernt, meine Schwierigkeiten heben zu können, mir es im Gegentheil verdenken, daß ich sie vorgebracht habe; daß diese Leute aufrichtig hierinn seyn können? Warum sollte ich ein Heuchler seyn, und was würde ich dadurch gewinnen? Ich habe jeden insbesondere angegriffen, ich habe mir alles zu Feinden gemacht, ich habe blos die Sache Gottes und der Menschheit vertheidigt, und wer bekümmert sich darum? Selbst das, was ich davon gesagt habe, hatte nicht die geringste Würkung, und keine Seele hat mir es gedankt. Wenn ich mich öffentlich für einen Atheisten erklärt hätte, so hätten die Scheinheiligen mir nicht übler begegnet, und andere eben so gefährliche Feinde, versetzten mir ihre Streiche nicht im Finstern. Wenn ich mich öffentlich für einen Atheisten erklärt hätte, so hätten einige mich mit mehrerer Behutsamkeit angegriffen, indem sie mich von andern vertheidigt, und selbst zur Rache fertig sahen; allein ein Mensch der Gott fürchtet, ist wenig zu fürchten; sein Anhang ist nicht schreck-

lich,

lich, er ist beynah allein, und man kann ihm vieles Uebele zufügen, ehe man ihn dahin bringt sich zu wehren. Wenn ich mich öffentlich für einen Atheisten erklärt hätte, und mich also von der Kirche abgesondert, so wäre ich den Händen der Priester und ihrer Tyranney auf einmal entgangen; ich hätte nicht soviele schiefe Kritiken erlebt, und anstatt mich so arg zu beschimpfen, hätte man mich widerlegen müssen, und dies wäre so leicht nicht gewesen. Endlich, wenn ich mich öffentlich für einen Atheisten erklärt hätte, so hätte man anfangs etwas Lärm gemacht, allein man hätte mich nachher, so wie andre, bald in Ruhe gelassen; das Volk des Herrn hätte die Aufsicht über mich nicht übernommen, man hätte es mir nicht für eine Gnade angerechnet, excommunicirt zu werden, und ich wäre alles los gewesen: die Heiligen in Israel hätten mir keine unbekannte Briefe geschrieben, und ihre christliche Liebe wäre nicht in heilige Schimpfreden ausgeartet: sie hätten sich nicht bemüht, mir demüthig zu versichern, daß ich ein schändlicher Mensch, ein verfluchtes Ungeheuer wäre, und daß die Welt sehr glücklich gewesen wäre, wenn irgend eine fromme Seele mich in der Wiege erstickt hätte: auf der andern Seite hätten mich ehrliche Leute als einen Verruchten angesehen, und sich und mich nicht gequält,

um

um mich auf den rechten Weg zurück zu bringen, sie hätten mich nicht von allen Seiten angegriffen, und mich unter der Last ihrer Predigten nicht erstickt, sie hätten mich nicht gezwungen, ihren Eyfer zu bewundern und ihre Ueberlästigkeit zu verfluchen und ihnen dafür zu danken, daß sie dazu erwählt sind, mich zu tode zu predigen.

Mein Herr, ich bin ein Heuchler, ich bin ein Narr; weil es eine grose Narrheit ist, sich wegen dem was ich von den Menschen verlange, für falsch halten zu lassen; wenn ich ein Heuchler bin, so bin ich auch ein Dummkopf: denn man muß sehr dumm seyn, wenn man nicht sieht, daß der Weg den ich erwählt, der Weg des Unglücks ist, und daß wenn ich auch einigen Nutzen davon ziehen könnte, so müßte ich mir widersprechen. Es ist zwar wahr, es ist noch Zeit: ich brauche die Menschen nur einen Augenblick zu hintergehen, und meine Feinde liegen zu meinen Füssen. Ich bin noch nicht sehr alt geworden; ich kann vielleicht noch vieles auszustehn haben; das Publikum kann sich gegen mich wieder verändern: allein, wenn ich jemals glücklich werde, und zu Ehren komme, durch welchen Weg es auch seyn mag, alsdenn bin ich ganz gewiß, ein Heuchler.

Die

Die Ehre eines Freundes der Wahrheit, hängt nicht von dieser oder jener Meynung ab; wenn er dasjenige denckt, was er sagt, so erreicht er seinen Zweck. Derjenige welcher blos nach Wahrheit forscht, lügt gewiß nicht, und jeder Mensch ergreift das einfachste Mittel, wenn es zugleich das sicherste ist. Meine Feinde mögen immer schimpfen, sie werden mir die Ehre, ein Wahrheitsliebender Mann zu seyn, nicht rauben, sie werden mir das nicht nehmen können, daß ich der einzige Schriftsteller meines Jahrhunderts bin, welcher aufrichtig geschrieben, und welcher nichts geschrieben, als was er geglaubt hat. Durch Verläumdungen können sie einen Augenblick meine Ehre schänden; allein ich werde früh oder spät, endlich siegen; dann während daß sie sich in ihren Beschuldigungen beständig verändern; so werde ich immer derselbe bleiben, und kann sie mit meiner Offenherzigkeit immer beschämen.

Allein diese Offenherzigkeit gegen das Publikum ist verwerflich! Nicht jede Wahrheit ist gut zu sagen! Und obgleich alle vernünftige Leute eben so dencken, wie Sie, so ist es nicht gut, daß der Pöbel so denckt! dieses ruft man mir von allen Seiten zu; dies würden Sie mir vielleicht selbst sagen, wenn wir alleine in ihren Kabinet wären. So sind die Menschen.

Sie verändern ihre Sprache, wie ihre Kleider; die Wahrheit sagen sie nur im Schlafrock; im Gallakleid können sie nichts als lügen, und öffentlich sind sie nicht allein betrügerisch und hinterlistig, sondern sie schämen sich auch nicht, wider ihr Gewissen, denjenigen zu strafen, welcher kein öffentlicher Betrüger seyn will. Allein, ist denn dieser Grundsatz auch richtig, daß nicht jede Wahrheit gut zu sagen sey? Wenn es auch wäre, folgte denn daraus, daß man keinen Irrthum ausrotten dürfe, und sind denn alle Thorheiten der Menschen so heilig, daß man keine einzige bestreiten darf? Dies müßte man erst untersuchen, ehe man mir ein verdächtiges und eitles Gesetz auflegen wollte, welches wenn es auch an sich selbst wahr wäre, durch die Anwendung schaden könnte.

Ich habe große Lust, mein Herr, hier meine gewöhnliche Art zu befolgen, und meinen Gegnern, blos dadurch zu antworten, daß ich ihnen die Geschichte meiner Begriffe vorlege. Ich glaube dasjenige, was ich gesagt habe, nicht besser beantworten zu können, als wenn ich sage, was ich dabey gedacht habe.

Sobald ich im Stande war, die Menschen zu beobachten, so sahe ich sie handeln, ich hörte sie reden; nachdem ich sah, daß ihre Handlungen mit ihren Reden nicht übereinstimmten, so suchte ich den Grund dieser Verschiedenheit, und ich fand das da seyn und scheinen, bey ihnen eben so unterschieden war, als reden und handeln, so war letzterer Unterschied der Grund zu dem erstern, und dieser hatte selbst noch einen Grund, welcher mir zu untersuchen übrig blieb.

Ich fand sie in unsrer gesellschaftlichen Verfassung, welche in allem der Natur zuwider, sie beständig tyrannisiert, und letztere beständig ihre Rechte wieder zu erhalten sucht. Ich folgte diesem Widerspruch in seinem Folgen, und ich fand darinn die wahre Quelle aller Laster der Menschen, und aller Uebel der Gesellschaft. Hieraus schloß ich also, daß es nicht nöthig wäre, den Menschen von Natur bös zu glauben, weil man den Ursprung und den Fortgang seiner Verschlimmerung bestimmen konnte. Diese Betrachtungen führten mich zu neuen Untersuchungen, über den menschlichen Geist im bürgerlichen Leben, und ich fand, daß der Fortgang der Laster, mit dem Fortgang der Wissenschaften nicht bey einzeln Menschen, sondern bey ganzen

zen Völkerschaften genau verbunden war; diesen Unterschied habe ich beständig beobachtet, und keiner von denen, welche mich bestritten, konnte es begreifen.

Ich suchte die Wahrheit in den Büchern, und ich fand darinn nichts als Irrthum und Lügen. Ich fragte die Schriftsteller selbst, und ich fand an ihnen bloße Marktschreyer, die sich ein Vergnügen daraus machen, die Menschen betrügen ohne weiteres Vorhaben, als ihren Nutzen dadurch zu befördern, ohne weitern Gott, als ihren Ehrgeiz; bereit, die Mächte zu verschreyen, welche sie nicht genug bezahlen, und noch bereiter die Unbilligkeit zu erheben, welche ihnen zu Gefallen lebt. Als ich diejenigen hörte, welche öffentlich reden, so bemerkte ich, daß sie nichts reden dürfen oder wollen, als was demjenigen, welcher sie beherrscht, angenehm ist, und da sie von dem Stärkern bezahlt werden, um den Schwächern zu predigen, so wissen sie letztern von nichts, als von seiner Pflicht, und dem erstern blos von seinem Recht zu predigen. Jeder öffentliche Unterricht, wird immer mit Lügen vermischt seyn, solange diejenigen, so regieren, ihren Nutzen bey dem Lügen finden werden, und für diese ist alsdenn die Wahrheit nicht gut zu sagen. Warum soll ich denn

denn mit solchen Leuten gemeinschaftliche Sache machen?

Es giebt Vorurtheile, welche man schonen muß? Das kann seyn: aber nur, wenn alles übrige in Ordnung ist, und man diese Vorurtheile nicht ausrotten kann, ohne die Ordnung zu stören; man läßt alsdann das Uebel, aus Liebe zum Guten. Wenn aber die Sachen so stehen, daß jede Veränderung zum Besten gereichen kann, sind alsdenn die Vorurtheile heilig genug, um ihnen Vernunft, Tugend, Gerechtigkeit, und alles aufzuopfern was den Menschen nur bessern kann? Ich für mein Theil, habe versprochen, sie in allen nützlichen Sachen zu sagen, so viel ich sie kenne; diese Verbindlichkeit muß ich nach meinen wenigen Kräften erfüllen, und welches ein anderer, an meiner Stelle, gewiß nicht erfüllen würde, indem jeder für andre lebt, und keiner für andre stehen will. Die göttliche Wahrheit, sagt Augustinus, ist weder eure, noch mein, noch ihnen, sondern sie gehört uns allen, und ruft uns auf, sie laut und einstimmig zu bekennen, und wir werden uns selbst unnütz seyn, wenn wir sie andern nicht mittheilen: denn derjenige welcher sich allein ein Guth zueignet, welches Gott allen ertheilt hat, verliehrt das-

jenige, was er dem Publiko vorenthält, und findet, deswegen weil er die Wahrheit verrathen, nichts als Irrthum in sich selbst (*).

Die Menschen sollen nicht halb unterrichtet werden. Wenn sie in Irrthum bleiben sollen, warum läßt man sie nicht in der Unwissenheit? Wozu soviele Schulen und soviele Universitäten, um ihnen von demjenigen nichts zu lernen, was ihnen nöthig ist? Was ist denn der Zweck sovieler Akademien, sovieler hohen Schulen und sovieler gelehrten Stiftungen? Vielleicht um das Volk zu hintergehen, seine Vernunft frühzeitig zu verderben und es zu verhindern, das Wahre zu erkennen? Ihr Lehrer der Lügen, ihr unterrichtet sie blos, um sie zu hintergehen, und gleich jenen Seeräubern, welche Feuer auf die Klippen machen, so klärt ihr sie auf, um sie zu verderben.

Dieses waren meine Gedanken, als ich die Feder angriff, und indem ich sie niederlege, finde ich nicht Ursache, meine Meynung zu ändern. Ich bemerke zwey wesentliche Fehler bey dem öffentlichen Unterricht, welche aber nicht konnten weggenommen

men

(*) Aug. Confess. L. XII. c. 25.

men werden. Der eine ist, die Falschheit derjenigen, welche unterrichten, und der andre ist, die Blindheit derjenigen, welche sie hören. Wenn Menschen ohne Leidenschaften, Menschen ohne Vorurtheile unterrichteten, so wären unsre Kenntnisse geringer, aber auch gewisser und vernünftiger. Man mag aber machen was man will, so wird das Interesse des Großen, immer dasselbe bleiben; allein die Vorurtheile des Pöbels, da sie keinen festen Punkt haben, sind mehr der Veränderung unterworfen; man kann sie verändern, vermehren oder verringern. Von dieser Seite könnte also der Unterricht noch Nutzen stiften, und hierauf muß der Freund der Wahrheit sein Augenmerk richten. Man kann hoffen, daß der Pöbel vernünftiger wird, allein diejenigen, welche ihn regieren, wird man nie rechtschaffener machen können.

In der Religion sah ich die nemliche Falschheit herrschen, wie in der Politik, und hierüber war ich weit mehr aufgebracht: denn eine schlechte Regierung kann die Menschen nur für diese Welt unglücklich machen, allein wer weis nicht, wie weit Irrthümer in Gewissenssachen die Menschen nicht bringen können? Ich sahe daß man Glaubensbekenntnisse, Lehren und Gottesdienste hatte, und sie

befolgte, ohne daran zu glauben, dieses alles würkte sehr wenig auf das Herz, und die Vernunft hatte also auf das Betragen keinen Einfluß. Mein Herr, ich muß frey mit Ihnen sprechen. Der wahre Gläubige verwirft alle diese Grimassen: er sieht daß der Mensch ein vernünftiges Wesen ist, welchen man einen vernünftigen Gottesdienst geben, und ein gesellschaftliches Wesen, welchen man eine gute passende Moral geben muß. Man suche also erst diesen Gottesdienst und diese Moral; dieses wird für alle Menschen seyn, und wenn man dennoch besondre Formeln braucht, so untersuche man deren Gründe, deren Verhältnisse und Anständigkeit, und wenn man dasjenige gefunden hat, was dem Menschen zukömmt, so wollen wir sehen, was dem Bürger zukommt. Wir wollen es übrigens nicht so machen, wie ihn Herr Goly von Schleury, welcher, um den Gausenismus einzuführen, alle natürliche Gesetze unterwerfen, und alle Pflichten der Menschen aufheben will; so, daß nach seiner Meynung der Christ und der Ungläubige, bey Schliessung eines Vertrags einander nichts schuldig sind, weil sie kein gemeinschaftliches Gesetz haben.

Es giebt also zweyerley Arten die verschiedenen Religionen zu untersuchen und zu vergleichen; die eine,

eine, vermöge des Wahren und des Falschen, welches sich darinn befindet, sowohl in Rücksicht des natürlichen, als des übernatürlichen, worauf sie gegründet sind, wie auch in Rücksicht des Lichts, welches wir durch die Vernunft von jenen großen Wesen und seinem Dienst erhalten; die andere, in Rücksicht ihrer zeitlichen und moralischen Folgen, in dieser Welt und des Guten und Bösen, welches sie der Gesellschaft oder dem menschlichen Geschlecht zufügen. Um diese doppelte Untersuchung zu verhindern, muß man nicht behaupten, daß diese beeden Sachen, immer zusammen gehen, und daß die wahrste Religion, auch immer die gesellschaftlichste sey; dies ist eben die Frage; und man muß denjenigen, welcher diese Frage untersucht, nicht gleich für einen Gottlosen oder Atheisten ausschreien; dann ein anderes ist es, zu glauben, und ein anderes ist es, die Wirkung dessen was man glaubt zu untersuchen.

Ich gestehe es zwar, es scheint ganz gewiß zu seyn, daß wenn der Mensch zur Gesellschaft geschaffen ist, so ist die wahrste Religion auch die geselligste und die menschlichste, dann Gott will, daß wir so seyn sollen, wie er uns erschaffen, wenn es also wahr wäre, daß er uns bös erschaffen, so wäre es Ungehorsam gegen ihn, wenn man aufhörte es zu

 seyn.

seyn. Uebrigens kann die Religion, wenn sie als eine Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen betrachtet wird, nicht anders als durch das Wohl des Menschen, Gott zur Ehre gereichen, weil das andre Ziel dieser Gemeinschaft, Gott ist, welcher vermöge seiner Natur über alles erhaben ist, was der Mensch für oder wider ihn thun kann.

Allein, so wahrscheinlich auch diese Meynung ist, so ist sie theils von der historischen Seite, theils durch Thaten, vielen Schwierigkeiten unterworfen. Die Juden waren die gebohrnen Feinde aller Nationen, und sie gründeten ihren Staat, indem sie sieben andere Nationen, auf erhaltenen Befehl, ausrotteten. Alle Christen haben Religionskriege geführt, und der Krieg ist den Menschen schädlich; jede Parthie war verfolgt, oder Verfolger, und die Verfolgung ist den Menschen schädlich; viele Seckten preisen den ledigen Stand (*) an, und der ledige Stand

(*) Die Enthaltsamkeit und die Reinigkeit haben auch ihren Nutzen, in Rücksicht der Bevölkerung; es ist immer schön, sich selbst zu gebieten, und der jungfräuliche Stand ist deswegen sehr zu schätzen; es folgt aber daraus noch nicht, daß es schön, gut, oder löblich wäre, das ganze Leben durch in diesem Zustand zu verharren, indem man dadurch die

Stand ist dem Menschengeschlecht so schädlich, daß wenn er überall eingeführt wäre, so müßte die Welt

die Natur beleidigt, und seine Bestimmung nicht erfüllt. Man achtet ein junges mannbares Mädchen mehr, als eine junge Frau; allein man achtet eine Hausmutter auch mehr, als eine alte Jungfer, und dies scheint mir sehr natürlich. Da man sich nicht gleich von der Geburt an verheyrathet, und es auch nicht nüzlich ist, sich sehr jung zu verheyrathen; so ist der Stand der Jungferschaft, welchen alle tragen und ehren sollten, nöthig und nüzlich; allein in der Ehe soll man alsdenn seine ganze Reinigkeit niederlegen. Wie! höre ich sie mit ihrer dumm dreisten Mine sagen: ledige Personen wollen uns die Ehre anpreisen, warum verheyrathen sie sich nicht selber? Warum das? Weil dieser an sich selbst so heilige und süße Stand, durch eure alberne Anordnungen, ein Stand des Unglücks und des Spotts geworden ist, in welchem man nun nicht anders mehr leben kann, ohne ein Schurke oder ein Dummkopf zu seyn. Ihr eisernen Scepter, unvernünftige Gesetze! ihr seyd Ursach, daß wir auf dieser Welt unsre Bestimmung nicht erfüllen konnten, und die Stimme der Natur zeugt in uns, wider euch. Wie könnt ihr die Grausamkeit so weit treiben, und uns das Elend vorwerfen, worein ihr uns gesezt habt?

aufhören. Wenn dieses auch kein Beweiß der Wahrheit ist, so kann es ein Bewegungsgrund zur Untersuchung seyn, und mehr verlangte ich nicht, als daß man diese Untersuchung erlaubte.

Ich dencke, und sage nicht, daß es keine gute Religion auf Erden gäbe; allein ich sage, und dies ist sehr wahr, daß keine unter den jezt herrschenden Religionen ist, welche der Menschheit nicht die schrecklichsten Uebel zugefügt habe. Alle Seckten haben einander verfolgt, und jede hat Gott, Menschenopfer dargebracht. Wo auch die Quelle dieser Widersprüche zu finden ist, so ist sie doch wircklich; und ist es Laster wenn man sie verstopfen will?

Die christliche Liebe ist nicht grausam, und die Liebe des Nächsten besteht nicht in Mordthaten. Der Eyfer für das Wohl der Menschen ist also nicht die Ursache dieser Verfolgungen, sondern die Eigenliebe und der Stolz. Je unvernünftiger ein Gottesdienst ist, desto mehr sucht man ihn durch Gewalt zu gründen: derjenige, welcher einer unvernünftigen Lehre zugethan ist, kann nicht leiden, daß man sie ganz durchschaut: die Vernunft wird alsdenn zum Verbrechen, und man sucht auf alle mögliche Art sie andern zu benehmen, weil man sich schämt, selbst

keine

keine zu besitzen. Die Intoleranz und die Unbedachtsamkeit haben also eine Quelle. Man muß die Menschen stets in Furcht und Schrecken erhalten. Ueberläßt man sie einen Augenblick ihrer Vernunft, so ist alles verloren.

Aus diesem allem erhellt, daß man den Menschen eine Wohlthat erweist, wenn man sie über die Religion nachdencken lehrt: denn dadurch lehrt man sie ihre Pflichten näher kennen, man reißt den Dolch aus der Hand des Verfolgers, und setzt die Menschheit in alle ihre Rechte wieder ein. Allein man muß von allgemeinen und allen Menschen bekannten Wahrheiten anfangen; denn läßt man bey diesem Nachdencken, den Priestern noch einige Gewalt, so giebt man ihnen aufs neue die Waffen in die Hände, und giebt ihnen Gelegenheit noch grausamer zu werden.

Wer den Frieden liebt, darf nicht mit den Büchern anfangen, denn auf diese Art kömmt man nie zum Ende. Bücher, sind die Quelle unaufhörlichen Streits; man sehe hierüber die Geschichte aller Völcker; diejenigen, so keine Bücher haben, streiten nicht. Will man die Menschen dem Ansehen unterwerfen? so wird der eine dem Beweise näher, der andre entfernter davon seyn; und alle werden verschieden davon

von gerührt werden: und es ist unmöglich, daß man sie mit den aufrichtigsten Gesinnungen, und den besten Willen, jemals vereinigen könne. Man baue nicht Schlüsse auf Schlüsse, und gründe sich nicht auf schöne Reden. Die menschliche Sprache ist zu dunckel. Gott selbst, wenn er in unsrer Sprache zu uns redete, würde uns nichts sagen, worüber man nicht noch streiten könnte. Unsre Sprache ist Menschenwerck, und die Menschen sind eingeschränckt. Unsre Sprache ist Menschenwerk, und die Menschen sind Lügner. So wie es keine so klare Wahrheit giebt, welche man nicht bestreiten kann, so giebt es auch keine so grobe Lüge, welche man nicht mit einem falschen Grund unterstützen könnte.

Man nehme an, daß ein Mensch um Mitternacht uns überreden wollte, daß es Tag sey: man wird ihn auslachen: man gebe aber diesem Menschen Zeit und Mittel, sich einen Anhang zu machen, und seine Anhänger werden uns bald beweisen, daß es wahr sey. Denn werden sie sagen als er behauptete, daß es Tag wäre, so war es in einem Theil der Welt gewiß Tag. Andre, welche annehmen, daß sich beständig in der Luft einige Lichtstralen befinden, werden in einem andern Verstand behaupten, daß es sehr wahr sey, daß es bey

Nacht

Nacht Tag ist. Wenn endlich spitzfündige Leute dazu kommen, so wird man uns mitten in der Nacht die Sonne zeigen wollen. Nicht jeder wird dieses glauben; man wird streiten, und dieser Streit wird nach Gewohnheit in Krieg und Grausamkeiten ausarten. Einige werden Erklärungen verlangen, andre nicht, einige werden es im figürlichen, andre im eigentlichen Verstand annehmen wollen. Der eine wird sagen: er sagte um Mitternacht daß es Tag wäre, und es war Nacht: der andre wird sagen, er sagte um Mitternacht es wäre Tag, und es war Tag. Jeder wird den andern eines Mangels an Aufrichtigkeit beschuldigen, und jeder wird hartnäckig seyn. Man wird sich endlich schlagen und ermorden; Blut wird von allen Seiten fließen, und wenn die neue Seckte endlich siegt, so ist es bewiesen, daß es um Mitternacht Tag ist. Dieses ist ohngefehr die Geschichte aller Religions-Streitigkeiten.

Die mehrsten neuen Seckten entstehen aus dem Aberglauben, und erhalten sich durch die Heucheley, aus diesem Grund laufen sie alle der Vernunft zuwider, und führen nicht zur Tugend. Aberglauben und Schwärmerey denken nicht nach; so lange diese dauren, so nimmt man alles an, und unter-

sucht

sucht die Lehre nicht: dieses ist übrigens so bequem! es kostet so wenig die Lehre anzunehmen, und es kostet soviel die Moral auszuüben, daß wenn man das leichteste erwählt, so erkauft man die guten Werke, durch das Verdienst eines großen Glaubens. Der Aberglaube ist jedoch nur vorübergehend, und kann nicht lange dauren. Es giebt darinn verschiedene Perioden, während, welchen man bald stark bald schwach und öfters auch bey kaltem Blut ist. Alsdenn kömmt man zu sich selbst, und erstaunt, daß man sich so gefesselt sieht. Der Dienst ist unterdessen angeordnet, die Formeln vorgeschrieben, Gesetze gegeben, und die Uebertreter werden bestraft. Soll man nun allein auftreten, und gegen die Gesetze streiten, oder die Religion seiner Väter verleugnen? Wer unterstünde sich dieses? Man unterwirft sich stillschweigend, und der Nutzen erfordert, daß man so denkt, wie derjenige, welchen man erben will. Man geht also mit den andern, und lacht heimlich über dasjenige, was man öffentlich verehrt. Sehen Sie, m. H. so denkt der gemeine Haufe der Menschen, in den mehrsten Religionen, und besonders in der Ihrigen; und dies ist auch die Ursache, warum ihre Lehren und ihre Werke so wenig übereinstimmen. Ihr Glaube ist Schein, und ihre Sitten sind wie ihr Glaube.

Warum

Warum haben einige Menschen, in Glaubenssachen, das Aufsehen über andre, und der Statt über alle Bürger? Weil man glaubt, daß der Glaube des Menschen, auch seine Moral bestimmt, und daß ihre Aufführung, in diesem Leben, von den Begriffen, welche sie von einem künftigen haben, abhängen. Ist dieses auch gleich nicht so, was schadet es denn, was sie glauben, oder was sie zu glauben scheinen? Der Schein einer Religion, überhebt sie der Mühe, wirklich eine zu besitzen.

In dem Stand der Gesellschaft ist jeder verbunden, sich zu erkundigen, ob ein andrer es sich für Pflicht hält gerecht zu handeln, und der Regent ist berechtiget die Ursachen dieser Pflicht zu untersuchen. Uebrigens müssen die National-Formeln beobachtet werden, dieß habe ich immer behauptet. Was aber die Meynungen betrift, welche die Moral nicht angehen, welche keinen Einfluß in die Handlungen der Menschen haben, welche nicht zu Uebertretung der Gesetze bewegen, so ist jeder sein eigner Herr, und keiner hat das Recht, einem andern seine Meynung aufzudringen. Wenn zum Beyspiel, ein Mann von Ansehen, meine Meynung über die berühmte Frage, von dem Wesen Gottes, wovon die Schrift nicht ein Wort sagt, und um welche so viele große Kinder

Con-

Concilia gehalten, und so viele Menschen gepeinigt worden, verlangte; so würde ich ihm erstlich sagen, daß ich ihn nicht verstehe, und nicht verstehen will, und würde ihn sehr höflich ersuchen, sich um sich selbst zu bekümmern, und würde er weiter fragen, so würde ich ihn stehen lassen.

Aus diesem einzigen Grundsatz kann man eine richtige und billige Beurtheilung aller Religionsstreitigkeiten herleiten; ausserdem wird jeder seine Meynung für sich behalten, nichts zugeben, man wird sich nie verstehen, und die Religion, welche das Glück des Menschen befördern sollte, wird die größten Uebel hervorbringen.

Je älter aber die Religionen werden, destomehr verliert man das Wesentliche davon aus den Augen; die Grübeleyen, häufen sich, man will alles erklären, alles festsetzen, und alles verstehen; nach und nach wird die Lehre immer künstlicher, und die Moral sinckt immer mehr. Der Geist der Bücher Mosis ist eben so weit von dem Geist des Talmud und der Mischna entfernt, als der Geist des Evangeliums von der Constitution! Der Herr Thomas fragt (*), ob

(*) Secunda secundae Quaest. I. Art. VII.

ob die Glaubens-Artickel mit der Zeit vermehrt worden, und bejaht es. Das heist, unsre Lehrer wollten sich einer dem andern übertreffen, und so wissen sie nun mehr, als die Apostel und Christus gesagt haben. Paulus gestehet, daß er nur sehr dunkel und stückweise sehen könnte (*).

Unsre Theologen sind hierinn gewiß viel weiter gekommen; sie sehen alles, sie wissen alles: sie erklären das, was in der heil. Schrift dunkel ist, und bestimmen das, was unbestimmt war: sie geben uns mit ihrer gewöhnlichen Bescheidenheit zu verstehen, daß die heil. Schriftsteller ihre Hülfe sehr benöthigt wären, um verstanden zu werden, und daß der heil. Geist sich ohne sie, nicht deutlich hätte ausdrücken können.

Sobald man die Pflichten des Menschen aus der Acht läßt, um sich mit den Meynungen und den nichtswürdigen Streitigkeiten der Priester zu beschäftigen, so fragt man einen Christen nicht mehr, ob er an Gott glaubt, sondern ob er glaubt, was die Kirche glaubt, man läßt ihn Formeln über die unnüzesten und unverständlichsten Fragen beschwören,

(*) 1 Corinth. 13, V. 9 — 12.

ren, und wenn er diese beschworen hat, so ist alles gut; um das übrige bekümmert man sich nicht. Uebrigens mag er leben wie er will, sobald er sich nur nicht an den Galgen bringt; denn seine Sitten werden nicht in Betracht gezogen, so bald die Lehre nur gesichert ist. Wenn nun die Religion so beschaffen ist, was für einen Nutzen hat die Gesellschaft davon? Was hilft sie den Menschen? Sie erregt nur Zwistigkeiten, Unruhen und Kriege aller Art, und zwingt die Menschen, sich wegen Kleinigkeiten zu ermorden: alsdenn wäre es besser gar keine, als eine so misverstandene Religion zu haben. Man suche soviel möglich es zu verhindern, daß sie soweit ausarte, und sey versichert, daß ohnerachtet der Scheiterhaufen und der Ketten, man dennoch ein Wohlthäter des Menschengeschlechts wird.

Man nehme an, daß sie, des Streitens müde, sich versammeln, um sich zu versöhnen, und eine allgemeine Religion für alle Völcker zu errichten. Gewiß wird alsdenn jeder die seinige, als die einzige wahre, vernünftige und bewiesene, die einzige, welche Gott angenehm und den Menschen nützlich ist, vorschlagen; allein sobald seine Beweise, nicht mit seiner Ueberzeugung, oder dem Willen der andern,

über-

übereinstimmen, so wird jeder nur eine Stimme vor sich haben; alle andere werden sich gegen ihn vereinigen, dieses ist ganz gewiß. Die Berathschlagung wird folgendermasen geschehen: Einer wird den Vortrag machen, und die andern werden ihn alle verwerfen; dies ist nicht das Mittel, einig zu werden. Vernünftige Leute werden nach so vielem Zeitverlust und kindischem Gezänke, Mittel zur Vereinigung hervorsuchen. Sie werden also den Vorschlag thun, alle Theologen von der Versammlung auszuschliessen, und es wird nicht schwer seyn zu beweisen, wie sehr dieses nöthig ist. Sobald dieses gute Werk verrichtet, so werden sie zu den Völkern sagen: So lange ihr nicht in Hauptsätzen übereinstimmt, so ist es nicht möglich, daß ihr euch verstehet: denn der Satz, du hast unrecht, denn ich habe recht, hat noch keinen Menschen überzeugt.

„Ihr sprecht von dem, was Gott angenehm ist. „Dies ist eben die Frage. Wenn wir wüßten, welcher „Dienst ihm am angenehmsten ist, so wäre aller „Streit zwischen uns beygelegt. Ihr sprecht auch „von dem, was den Menschen nützlich ist: das ist „eine andere Sache; hiervon können die Menschen „urtheilen. Man nehme also diesen Nutzen zur Richt„schnur, und wähle die Lehre, welche ihm am ange-

„messensten ist. Auf diese Art können wir hoffen, „der Wahrheit so nahe zu kommen, als es Menschen „vergönnt ist: denn es ist zu vermuthen, daß das= „jenige was der Kreatur nützlich, dem Schöpfer der= „selben auch angenehm sey.

„Wir wollen nun untersuchen, ob es eine na= „türliche Verwandschaft unter uns giebt; und ob „wir uns wechselsweise etwas sind. Ihr Juden, „was denkt ihr von dem Ursprung des Menschenge= „schlechts? Wir glauben, daß wir von einem Vater „herstammen. Und ihr Christen? Wir denken hier= „inn, wie die Juden. Und ihr Türken? Wir den= „ken hierinn, wie die Juden und Christen. Dies „ist schon genug: Weil also alle Menschen Brüder „sind, so müssen sie sich auch als solche lieben.

„Sagt uns nun, von wem dieser erste Vater der „Menschen das Leben erhalten? dann von sich selbst „kann er nicht entstanden seyn. Von dem Schöpfer „des Himmels und der Erde. Juden, Christen, und „Türken sind hierinn einig, und dies ist auch ein „wichtiger Punkt.

„Ist dieser Mensch, dieses Werk des Schöpfers, „einfach oder zusammengesezt? Ist er von einer ein=

„zigen

„zigen Substanz, oder von mehreren? Antwortet, „ihr Christen. Er bestehet aus zwey Substanzen, „wovon die eine sterblich, die andre unsterblich ist. „Und ihr Türken? Wir denken das nemliche. Und „ihr Juden? Sonst waren unsere Begriffe hierüber „sehr dunkel, so wie die Ausdrücke unsrer heil. Bü„cher; allein die Essäer haben uns aufgeklärt, und „wir denken hierinn so wie die Christen."

Indem man so von einer Frage zu der andern fortgeht, und sie über die göttliche Vorsehung, über das zukünftige Leben, und andre zum Besten des Menschengeschlechts nöthige Fragen verhört, so werden diese Leute, von allen, beynahe einerley Antworten erhalten, und ihnen denn sagen: (Man erinnre sich daß die Theologen nicht dabey sind.) „Freunde, „warum quält ihr euch? Ihr seyd in den wichtig„sten Punkten einig; was andere Sachen betrift, „worüber ihr nicht einig werden könnt, so hindert „dies nicht. Errichtet nur aus diesen wenigen Sä„tzen eine allgemeine Religion, welche so zu sagen, die „menschliche und gesellschaftliche Religion seyn soll, „und welche jeder Mensch in Gesellschaft anzunehmen „verbunden sey. Bringt jemand Einwürfe gegen „dieselbe vor, so stosset ihn, als einen Feind der „Grundgesetze aus der Gesellschaft. Was das übrige

„betrift, worüber ihr nicht einig werden könnt, so „errichtet nach eurem besondern Glauben, einzelne „National-Religionen, und jeder befolge sie von „ganzem Herzen. Gehet aber nicht aus, um andere „zu zwingen sie gleichfalls anzunehmen, und seyd „versichert, daß dieses Gott nicht angenehm ist. „Denn es ist eben so ungerecht, sie zu euren Meynungen, als unter eure Gesetze, zu zwingen, und „die Missionarien sind nicht viel besser, als die „Eroberer.

„Bey der Befolgung dieser verschiedenen Lehren, „stellet euch dieselben nicht so bewiesen vor, daß ihr „denjenigen, welcher daran zweifelt, für einen strafbaren und bösen Menschen haltet. Glaubet nicht, „daß diejenigen welche eure Beweise untersuchen und „verwerfen, hartnäckig sind, welche man wegen ihrem Unglauben bestrafen muß. Glaubet nicht, „daß Aufrichtigkeit, Vernunft und Wahrheitsliebe, „unter euch allein herrsche. Man wird dennoch „diejenigen, welche es nicht zugeben, als Feinde „betrachten. Man beklagt den Irrthum, allein „man haßt die Halsstarrigkeit. Gebt euren Gründen den Vorzug, es mag seyn; allein wisset, daß „diejenigen, welche sie nicht annehmen, auch die „ihrigen haben.

„Ehret jeden Stifter eurer verschiedenen Lehren. „Jeder erweise dem seinigen, die Ehre so ihm ge„bührt, und verachte nicht den, der andern. Sie „waren alle grose Männer, und hatten große Tu„genden: und dies ist schäzbar. Sie gaben sich für „Gesandte Gottes aus, dies kann seyn, und kann „auch nicht seyn: die Menge kann dieses nicht ein„förmig bestimmen, weil die Beweise nicht allen „so klar sind. Wenn aber auch dieses nicht wäre, „so darf man sie doch nicht sogleich der Betrügerey „beschuldigen. Wer weis, wie weit das beständige „Nachdenken über die Gottheit, und dem Hang zur „Tugend, ihren hohen Seelen von allen gemeinen „Begriffen abgezogen, und verirrt hat? Bey gro„sen und erhabenen Sachen wird der Kopf schwind„licht, und man sieht die Sachen nicht mehr, wie „sie sind. Sokrates glaubte einen Schutzgeist zu „haben, und niemand hielt ihn deswegen für einen „Betrüger. Wollen wir die Stifter der Völker und „die Wohlthäter der Menschen weniger schätzen, als „einen einzelnen Bürger?

„Streitet endlich nicht mehr, über den Vor„zug eurer Gottesdienste. Sie sind alle gut, so„bald sie von den Gesetzen vorgeschrieben, und das „wesentliche der Religion enthalten; enthalten sie

„aber dieses nicht, so sind sie nicht gut. Die Art „des Dienstes ist nur die Polizey der Religion, und „nicht ihr Wesen, und dem Regenten kömmt es zu „die Polizey in seinen Staaten anzuordnen."

Ich glaubte, m. H., daß derjenige, welcher so schließt, kein Gottesleugner und kein Lästerer sey; daß er ein vernünftiges und gerechtes Mittel zum Frieden vorschlüge, welches den Menschen nützlich wäre; daß er aber demohngeachtet so wie andere, seine besondere Religion haben, und ihr von Herzen zugethan seyn könne. Der wahre Gläubige weis, daß der Ungläubige auch ein Mensch ist, daß er auch ein rechtschaffener Mensch seyn könne; und kann also ohne lasterhaft zu werden, Theil an seinem Schicksal nehmen. Man suche die Einführung eines neuen Gottesdienstes, in ein Land zu verhindern, dies ist billig; allein man verdamme nicht diejenigen, welche nicht gleich mit uns denken; denn derjenige, welcher ein so verwegenes Urtheil fällt, ist ein Feind des ganzen Menschengeschlechts. Ich höre beständig sagen, daß man die bürgerliche, nicht aber die theologische Toleranz annehmen müsse; und ich denke gerade das Gegentheil. Ich glaube daß ein rechtschaffner Mann, in jeder Religion selig werden kann. Ich glaube aber deswegen nicht, daß man

man ohne Erlaubniß des Regenten, eine fremde Religion in einem Staate einführen darf; denn dies ist ein Ungehorsam gegen die Gesetze, und wer den Gesetzen nicht gehorcht, ist ungehorsam gegen Gott.

Was aber die einmal eingeführten Religionen eines Staates betrift, so ist es ungerecht und grausam, sie mit Gewalt auszurotten, und der Regent schadet sich selbst, indem er ihre Anhänger verfolgt. Es ist ein großer Unterschied, eine andre Religion anzunehmen, und in derjenigen zu leben, worinn man gebohren ist; ersterer Fall allein ist strafbar. Man soll weder verschiedene Gottesdienste erlauben, noch die einmal eingeführten verbannen; denn der Sohn folgt mit Recht der Religion seiner Väter. Die öffentliche Ruhe verbietet alle Verfolgungen. Die Religion erweckt niemals Unruhen in einem Staat, als wenn die herrschende Parthey die schwächere unterdrücken will, oder wenn die schwächere Parthey, aus Intoleranz sich mit keiner vertragen will. Ein rechtmäßiger Gottesdienst aber, das heist jeder Gottesdienst, welcher das wesentliche der Religion enthält, und dessen Anhänger blos geduldet zu werden, und in Frieden zu leben verlangen, hat niemals Unru-

hen oder bürgerliche Kriege erregt, anders, als wenn man sich vertheidigen, und den Verfolgern widerstehen mußte. Die Protestanten haben in Frankreich nie die Waffen ergriffen, als wenn man sie verfolgte. Hätte man sie in Ruhe gelassen, so wären sie ruhig geblieben. Ich gebe es zwar zu, daß die reformirte Reilgion anfangs kein Recht hatte, sich wider die Gesetze in Frankreich niederzulassen. Sobald sie aber einmal von den Vätern auf die Kinder fortgepflanzt, und also die Religion eines theils der französischen Nation wurde, und der König sich durch das Edikt von Nantes, feyerlich verbindlich gemacht sie zu schützen; so war dieses Edikt ein unverletzlicher Vertrag, welcher nur mit Einwilligung beyder Partheyen konnte aufgehoben werden, und seit dieser Zeit ist die protestantische Religion, wie mich dünkt, rechtmäßig in Frankreich.

Wenn sie dieses auch nicht wäre, so hatten die Unterthanen immer die Wahl, entweder mit ihren Vermögen das Königreich zuverlassen, oder sich zu der herrschenden Religion zu bekennen. Allein sie zu zwingen dazubleiben, und sie nicht zu dulden; wollen, daß sie zu gleicher Zeit seyn, und auch nicht seyn sollen, sie des natürlichen Rechts berauben,

ihre

ihre Ehen aufheben (*), ihre Kinder für unächt zu erklären ...... ich muß schweigen, denn wenn ich das sagen wollte was wahr ist, so würde ich zuviel sagen.

Fol-

(*) In einem Urtheil des Parlaments von Toulouse, die Sache des unglücklichen Calas betreffend, macht man den Protestanten den Vorwurf, daß sie Ehen schlössen, welche nach den Protestanten, blos bürgerliche Verträge sind, und daher also sowohl in Rücksicht der Form, als auch der Wirkung, gänzlich dem Willen des Königs unterworfen sind.

Weil also bey den Protestanten, die Ehe ein bürgerlicher Vertrag ist, so folgt daraus, daß sie dem Willen des Königs unterworfen sind, welcher eine Handlung der catholischen Religion daraus macht. Die Protestanten müssen also, um sich zu verheyrathen, Catholisch werden; weil die Ehe bey ihnen ein blos bürgerlicher Vertrag ist. So schliessen die Herrn Parlementsräthe von Toulouse.

Frankreich ist ein so weitläufiger Staat, daß die Franzosen glauben, die ganze Welt dürfe keine andern Gesetze, als die ihrigen annehmen. Ihre Parlementer und Richterstühle, scheinen nicht den geringsten Begriff von dem natürlichen oder dem Völkerrecht zu haben; und es ist merkwürdig, daß in diesem großen Reich, wo so viele Universitäten,

Akade-

Folgendes kann ich hierüber sagen. Nach der Staatsklugheit hat man vielleicht wohl gethan, daß man den französischen Protestanten ihre Anführer genommen: allein, damit mußte man sich begnügen. Die politischen Maximen haben ihre Anwendung und ihre Unterschiede. Um Unruhen vorzubeugen, welche man nicht zu befürchten hat, raubt man sich eine Stütze, welcher man sehr benöthigt wäre. Was kann eine Parthey, welche weder Große noch den Adel auf ihrer Seite hat, in einem solchen Staat, wie Frankreich ist, anfangen? Untersuchen Sie alle ihre vorigen Kriege, welche Religions-Kriege genennt werde, und Sie werden nicht einen finden, welcher seinen Ursprung nicht am Hof, oder in dem Ehrgeiz der Großen hat. Kabinets-Intriguen veruneinigten die Parthien, und die Großen empörten das Volk im Namen Gottes. Was für Intriguen, was für Ränke, können aber Kaufleute und Bauren schmieden? Wie wollen sie es anfan-

Akademien und hohe Schulen sind, und wo man mit so vielen Gepränge, so viele unnütze Sachen lehrt, man nicht einen einzigen Lehrstuhl des natürlichen Rechts findet. Dies ist das einzige Volk in Europa, welches dieses Studium für unnütz erklärt.

anfangen, um sich einen Anhang in einem Lande zu erwerben, wo man nichts als Herren und Knechte haben will, und wo Gleichheit des Standes unbekannt und verabscheut ist? Ein Kaufmann, welcher vorschlägt, Truppen zu werben, kann in England zwar Gehör finden, allein in Frankreich lacht man ihn aus (*).

Wäre ich König? Nein Minister? Noch weniger: sondern einer von den Großen in Frankreich, so würde ich sagen: Alles strebt bey uns nach Bedienungen und Aemtern; jeder will das Recht kaufen, ungerecht zu handeln: Paris und der Hof verschlingen alles. Man lasse also diese armen Leute die innern Provinzen bewohnen; mögen sie doch

Kauf-

(*) Der einzige Fall, wo ein Volk, welches keine Anführer mehr hat, noch die Waffen ergreifen kann, ist, wenn es von den Verfolgern zur Verzweiflung getrieben, und also ihm nichts übrig bleibt, als in der Todes Art zu wählen. So war ihn Anfang dieses Jahrhunderts, der Krieg mit den Camisards. Alsdenn erstaunt man, welchen Muth die Verzweiflung, einem verachteten Volke einflößt: dieses haben die Verfolger niemals vorhergesehen. Solche Kriege kosten jedoch soviel Blut, daß man es vorher reiflich überlegen sollte, ehe man sie nothwendig macht.

Kaufleute und Ackersleute seyn. Da sie sich nicht über ihren Stand erheben können, so werden sie suchen, ihn so viel möglich nuzbar zu machen; sie werden unsre eignen Leute in den Privatstand ersetzen, woraus wir alle suchen herauszugehen, sie werden die Handlung und den Ackerbau empor bringen, welchen wir ganz vernachläßigen; sie werden unsern Luxus nähren; sie werden arbeiten, und wir werden genießen.

Wäre dieser Vorschlag nicht billiger, als diejenigen, welche man befolgt, so wäre er wenigstens menschlicher und nüzlicher. Die Vorurtheile und die Kurzsichtigkeit der Großen machen öfters die Nationen unglücklicher, als die Tyranney und der Ehrgeitz der Befehlshaber.

Zum Beschluß werde ich eine Rede hiehersetzen, welche einige Verbindung mit meiner Sache hat, und die mich nicht weit davon entfernen wird.

Ein Parse hatte zu Surate eine Türkin heimlich geheyrathet, es wurde entdeckt, und man nahm ihn gefangen; da er aber den türkischen Glauben nicht annehmen wollte, so wurde er zum Tode verurtheilt. Ehe er hingerichtet wurde, hielt er folgende Rede an seine Richter:

„Wie!

„Wie! ihr wollet mir das Leben nehmen? Und „warum? Ich habe vielmehr mein Gesetz als das „eurige übertreten; mein Gesetz urtheilt nach dem „Herzen, und ist nicht grausam; meine Brüder „haben mich durch ihre Verachtung schon für mein „Verbrechen gestraft. Was habe ich aber euch ge„than, daß ihr mich zum Tode verdammt? Ich „habe euch als meine Verwandten angesehen, und „mir eine Schwester unter euch ausgesucht. Ich „habe sie in ihrem Glauben nicht irre gemacht, und „sie ließ mir den meinigen aus eignem Antrieb. Da „ich blos allein auf sie eingeschränkt war, so habe „ich sie als das Mittel angesehen, wodurch ich mei„nen Schöpfer verehren soll, ich habe durch sie den „Zoll bezahlt, welchen jeder Mensch der Mensch„heit schuldig ist, die Liebe gab mir sie, und die „Tugend machte sie mir werth, sie war nicht meine „Sklavin, sie hat das Herz ihres Mannes unge„theilt besessen; und sie ist eben so wie ich, durch „meinen Fehler glücklich geworden.

„Um ein so verzeihliches Verbrechen wieder gut „zu machen, wolltet ihr einen Betrüger und einen „Lügner aus mir machen; ihr wolltet mich zwin„gen, eure Meinungen anzunehmen, welche ich „weder liebe, noch glaube: gerade als wenn die

„Ueber-

„Uebertretung meiner Gesetze mich der Gewalt der „eurigen unterwürfe, so habt ihr mir den Meineid „und den Tod zur Wahl angeboten, ich habe also „gewählt, denn ich will euch nicht hintergehen. Ich „sterbe also, weil ich muß; allein ich sterbe würdig „wieder aufzustehen, und einen andern gerechten „Mann zu beleben. Ich sterbe, als ein Märtyrer „meiner Religion, ohne zu befürchten, daß ich „nach meinem Tod die eurige annehmen müsse. „Möchte ich wieder unter den Muselmännern auf„wachen, um sie Menschlichkeit, Mitleid und „Billigkeit zu lehren; dann indem wir beyde einem „Gott dienen, weil es nicht zweye giebt, so ver„blendet euch euer Eifer, und ihr quält seine Ver„ehrer, und seyd blos aus Unbedachtsamkeit, grau„sam und blutdürstig.

„Ihr seyd Kinder, die bey ihren Spielen, den „andern immer Schaden zufügen. Ihr glaubt ge„lehrt zu seyn, und ihr wißt nichts von Gott. „Sind eure neuen Lehren demjenigen angemessen, „welcher ist, und zu aller Zeit will angebetet seyn? „Ihr neuen Völker, wie könnt ihr uns von Reli„gion sprechen? Unsre Gebräuche sind so alt wie die „Sterne: die ersten Strahlen der Sonne, haben „unsre Väter gesehen, und ihre Verehrung erhal-

„ten. Der große Zerdust sah die Welt in ihrer „Kindheit; er hat die Ordnung des Ganzen vorher„gesehen und bestimmt; und ihr Leute von gestern, „ihr wollt unsre Propheten seyn? Zwanzig Jahr„hunderte vor Mahomet, und vor der Geburt Is„maels und seines Vaters, waren unsre Magi schon „alt. Unsre heiligen Bücher waren die Gesetze des „ganzen Asiens und der Welt, und drey große Rei„che sind unter unsern Vorfahren verschwunden, „ehe ihr aus dem Nichts hervorkamt.

„Sehet ihr verblendeten Menschen, welch ein „Unterschied zwischen uns und euch ist. Ihr wollt „Rechtgläubige seyn, und ihr lebt wie Barbaren. „Ihr quält den Menschen und erniedrigt ihn, durch „eure Gesetze, durch euren Gottesdienst, und selbst „durch eure Tugenden. Eure Pflichten sind alle „traurig zu erfüllen. Fasten, Enthaltsamkeit, „Kriege, Verstümmelungen und Einsperrung: ihr „habt keine andre Pflichten, als solche, die den Men„schen niederschlagen, und ihn einschränken. Ihr „gebietet ihm das Leben, und alles, wodurch es „erhalten wird, zu hassen: eure Weiber sind ohne „Männer, und euer Feld ohne Arbeiter; ihr esset „Thiere, und tödtet die Menschen; ihr seyd gierig „nach Blut und Mordthaten; alle eure Stiftungen „streiten mit der Natur, und erniedrigen die

„Menschheit; und unter dem doppelten Joch des „Aberglaubens und des Despotismus, erdrückt ihr „den Menschen, unter der Last eurer Könige und „eurer Götter.

„Wir aber, wir sind friedliebende Menschen, „wir fügen keinem lebendigen Wesen einiges Leid „zu, nicht einmal unsern Tyrannen: wir überlassen „ihnen, ohne Murren, die Frucht unsrer Arbeit, „zufrieden, daß wir ihnen nutzen, und unsre Pflicht „erfüllen. Eure Felder sind von unsern zahlreichen „Heerden bedeckt; die Bäume, welche von unsern „Händen gepflanzt, geben euch ihre Früchte, und „ihren Schatten; euer Feld ernährt euch, weil wir „es bearbeiten: ein stilles und friedfertiges Volk „vermehrt sich unter euren Joch, und zieht Leben „und Ueberfluß aus dem Schoos der mütterlichen „Erde, woraus ihr nichts ziehen könnt. Die „Sonne, welche uns bescheint, ist Zeuge von unsrer „Geduld, und euren Ungerechtigkeiten; sie geht „niemals auf, ohne uns mit Wohlthun beschäftiget „zu finden, und geht sie unter, so führt sie uns in „unsre Hütten zurück, um uns zu neuen Arbeiten „vorzubereiten.

„Gott allein kennt die Wahrheit. Wenn wir „auch in unsrem Gottesdienst irren, so ist es nicht „wahrscheinlich, daß wir, die wir nichts als gutes

„thun,

„thun, zur Hölle verdammt werden sollen; dahin„gegen ihr, die ihr nichts als böses thut, die Aus„erwählten Gottes seyn sollet. Ihr solltet unsern „Irrthum zu eurem eigenen Besten schonen. Unsre „Frömmigkeit erhält euch, da hingegen die eurige „euch verzehrt, wir ersetzen den Schaden, welchen „euch eine zerstörende Religion zustutzt. Glaubt „mir, laßt uns bey einem Glauben, welcher euch „so nüzlich ist, und zittert das wir einst den euri„gen annehmen: dies wäre das größte Unglück, so „euch begegnen könnte."

Ich habe mich bemüht, mein Herr, Ihnen zu zeigen, in welcher Absicht das Glaubensbekenntniß des Vikars von Savoyen geschrieben ist, um die Bewegungsgründe anzugeben, warum ich es herausgegeben. Ich frage Sie nun, in wiefern man seine Lehre, als gottesleugnerisch, abscheulich und verwegen angeben kann, und was Sie anstößiges und schädliches darinn finden? Ich frage auch diejenigen, welche mich beschuldigen, daß ich Sachen gesagt habe, welche ich verschweigen sollte, und daß ich die öffentliche Ruhe stören wollte; durch welche Beschuldigung, Leute die niemals über das was nüzlich und gut ist, nachgedacht haben, das Publikum durch ein einziges Wort, gegen einen gutgesinnten Schriftsteller aufwiegeln. Heißt denn das

den Unglauben predigen, wenn man das Volk zu dem wahren Glauben zurückführt, welchen es beynahe ganz vergessen? Stört man die öffentliche Ruhe, wenn man jeden an die Gesetze seines Landes erinnert? Verwirft man deswegen allen Gottesdienst, wenn man jeden zu seiner Religion zurückweist? Bestürmt man alle Religionen, wenn man behauptet, daß man seine Religion nicht verlassen soll? Verspottet man jede Religion, wenn man alle Religionen schätzt? Und endlich, ist denn der Haß das Wesentliche eines jeden, daß man befürchten muß, sie selbst zu zerstören, wenn man diesen Haß wegnimmt?

Dieses sucht man jedoch dem Volk zu überreden, wenn man die Macht in Händen hat, und seinen Vertheidiger bey ihm verhaßt machen will. Eure Befehle, eure Scheiterhaufen und eure Schriften, machen mich jetzund bey ihm verhaßt. Man hält mich auf euer Wort für ein Ungeheuer, allein euer Schreyen wird endlich aufhören, und meine Schriften werden zu eurer Schande bleiben. Christen, die nicht so von euch verblendet, werden den Greuel in meinen Schriften suchen, welchen ihr darinn zu finden vorgebt; und sie werden, außer der Lehre ihres göttlichen Meisters, nichts als friedfertige Lehren und Ermahnungen zur Eintracht und Liebe darinn finden.

den. Möchten sie doch lernen gerechter seyn als ihre Väter! Möchten doch ihre Tugenden mich an den Verfluchungen rächen, welche ihr über mich ausgesprochen!

Was endlich die Einwürfe wegen den besondern Sekten betrift, welche die Menschen jetzund unterscheiden, so wünschte ich, ihnen Stärke genug geben zu können, um jeden weniger hartnäckig in der seinigen, und weniger Feind der andern zu machen; um jeden zur Nachsicht und Gelindigkeit, durch die einzige Betrachtung zu bewegen: daß, wenn er in einem andern Land, in einer andern Sekte gebohren wäre, er zuverläßig das für Wahrheit annehmen würde, was er jetzt für Irrthum hält. Es wäre so gut, wenn die Menschen weniger auf den Meynungen bestünden, welche sie entzweyen, als auf denjenigen, welche sie vereinigen! Sie vernachläßigen aber im Gegentheil alles was sie vereinigen könnte, und verfolgen sich mit einer Art von Wuth, wegen einzelnen Meynungen; und je weniger diese Meynungen mit der Vernunft übereinstimmen, desto stärker bestehen sie darauf, und jeder wünscht durch sein Zutrauen, ihnen diejenige Kraft zu geben, welche ihnen die Vernunft verweigert. Also stimmen sie in den Hauptsachen, welche uns nüzlich sind, alle überein, und bringen ihr Leben zu,

sich um Sachen zu quälen und zu verfolgen, welche man nicht versteht, und welche im Grunde ganz unnüz sind. Man häuft Schlüsse auf Schlüsse; man sucht umsonst, die Widersprüche durch einen leeren Wortkern zu beschönigen; täglich findet man neue Fragen zu beantworten, täglich entsteht ein neuer Streit, weil jede Lehre sich bis ins unendliche theilen läßt, und weil jeder von seiner eigenen Meynung eingenommen, dasjenige für wesentlich hält, was nichts ist, und darüber das wahre und wesentliche vernachläßigt. Macht man ihnen Einwürfe, welche sie nicht beantworten können, und dieses wird bey ihrem Lehrgebäude täglich leichter, so werden sie gleich den Kindern böse, und vergeben keinen Zweifel, weil sie mehr ihren Meynungen als der Wahrheit anhangen, und weil sie mehr stolz als aufrichtig sind.

Meine eigene Geschichte bestimmt mehr als jede andere, das Urtheil, welches man von den heutigen Christen zu fällen hat: da sie aber mehr enthält, als man glauben kann, so wird man vielleicht einst das Gegentheil davon denken; dasjenige, was jetzund meinen Zeitgenossen zur Schande gereicht, wird vielleicht künftig, ihnen zur Ehre gereichen, und die Einfältigen werden bey Lesung meines Buchs mit Verwunderung sagen: Welch eine glückliche

Zeit

Zeit war das, als man ein solches Buch, als gottlos verbrannte, und seinen Verfasser als einen Uebelthäter verfolgte! gewiß, waren damals alle Bücher voll, der erhabensten und reinsten Lehre, und die Welt voller Heiligen!

Allein andre Bücher werden bleiben. Man wird z. B. erfahren, daß dieses nemliche Jahrhundert einen Vertheidiger, der Bartholomäus-Nacht hervorgebracht, der ein Franzos und wie man leicht denken kann, ein Geistlicher war, und das weder das Parlament noch der Erzbischoff ihn deswegen im geringsten nicht beunruhigt haben. Alsdenn, wenn man die Moral beyder Schriften vergleicht und erwägt, welcher von beyden Verfassern Unrecht habe, so wird man die Sprache ändern, und etwas ganz anders daraus folgern.

Diejenigen Lehren, welche zu dem Laster und dem Mord führen, und Schwärmer hervorbringen, kann man abscheulich nennen. Was kann man aber abscheulichers finden, als wenn man die Ungerechtigkeit und Gewaltsamkeit in ein System bringt, und sie aus der Gnade Gottes herleitet? Ich will hier keinen Vergleich anstellen, welcher Ihnen misfallen würde. Allein Sie werden zugeben, mein Herr, daß wenn Frankreich die Religion des Vikars von Savoyen angenommen hätte, diese

reine und einfache Religion, welche Gott fürchten und den Menschen lieben lehrt, so wäre das französische Land nicht mit so vielem Blut überschwemmt worden; dieses sanfte und fröhliche Volk hätte bey andern Völkern nicht durch seine Grausamkeiten, Verfolgungen und Mordthaten von der Inquisition zu Toulouse (*) an, bis zur Bartholomäus-Nacht, und von dem Krieg mit den Albigensern bis zu den Dragonerbekehrungen, das gröste Erstaunen erregt; der Rathsherr, Anne du Bourg, wäre nicht gehangen worden, deswegen weil

(*) Es ist wahr, daß der heil. Dominicus in Spanien, vielen Antheil daran hatte. Dieser Heilige war nach einem Schriftsteller seines Ordens, so liebreich, einige eifrige und andächtige Personen dazu zu bewegen, daß sie die Ketzer körperlicher weise ausrotteten, welche er nicht mit dem Schwerd des Wortes Gottes bekehren konnte. *Ob caritatem, praedicans contra Albienses, in adjutorium sumpsit quasdam devotas personas, Zelantes pro fide, quae corporaliter illos Haereticos gladio materiali expugnarent, quos ipse gladio verbi Dei amputare non posset.* Antonin. in Chron. P. III. Tit. 23. c. 14. §. 2. Diese geistliche Liebe ist von der des Vickars sehr verschieden; auch wird sie anders belohnt. Eine läßt in Verhaft nehmen, und die andere canonisiret.

weil er günstig von den Reformirten urtheilte; die Einwohner von Merindol und Cabrieres, wären von dem Parlament zu Aix, nicht zum Tode verdammt worden, und der unglückliche Calas, wäre nicht unter unsern Augen gepeinigt und aufs Rad gelegt worden. Wir wollen nun, mein Herr, zu ihrer Kritik zurückkehren, und die Ursachen untersuchen, worauf sie sich gründet.

Das Wort Gottes wird uns immer nur von Menschen verkündigt, sagt der Vikar, und man erklärt es uns noch in einer fremden Sprache. Es wäre öfters sehr nöthig, daß Gott selbst uns die Worte der Menschen bestätigte; wenigstens konnte er zu uns selbst sprechen, ohne sich solcher verdächtigen Ausleger zu bedienen. Der Vikar beklagt sich, daß das Wort Gottes, durch so viele menschliche Zeugnisse muß bekräftigt werden: Wie viele Menschen, sagt er, finde ich zwischen Gott und mir (*)! Sie antworten: Wenn diese Klage gerecht wäre m. g. B. so könnte man denken, die Offenbarung sey falsch, sobald sie nicht jedem Menschen insbesondere geoffenbart würde, und man könnte sagen: Gott kann nicht verlangen, daß ich dasjenige glauben

 soll,

(*) Emil, 3ter Theil, p. 88.

soll, was man mir von ihm sagt; sobald er mir es selbst nicht offenbaret (*).

Und gerade im Gegentheil, ist diese Klage nicht anders gerecht, als wenn man die Wahrheit der Offenbarung annimmt. Denn wenn man sie für falsch hält, so kann man sich nicht über die Mittel beklagen, welche Gott gewählt hat, denn er hat sich alsdenn gar keiner bedient. Soll er für die Betrügereyen eines Betrügers stehen? Wird man unrecht geführt, so ist es eigne Schuld, und nicht die seinige. Allein, wenn Gott als Meister von der Wahl und den Mitteln, vorzüglich diejenigen wählt, wozu große und tiefe Gelehrsamkeit erfodert wird, hat der Vikar alsdenn Unrecht, wenn er sagt: „Man sehe, untersuche, vergleiche und über„zeuge sich. O, wenn Gott mich aller dieser Ar„beit entlassen wollte, so würde ich ihm dennoch von „ganzem Herzen dienen."

Mein Herr, Ihr Nachsatz ist vortreflich. Ich muß ihn ganz hiehersetzen; ich führe gerne Ihre eignen Worte an; und dies ist meine größte Rache.

Giebt es nicht unendlich viele Sachen, die noch vor der Zeit der Offenbarung geschehen, und woran man nur aus Dummheit noch zwei=

(*) Befehl in 4. p. 12. in 12. p. 21.

zweifeln kann? Durch welchen andern Weg, als durch menschliche Zeugnisse, hat der Verfasser selbst, dieses Sparta und Athen, dieses Rom kennen lernen, dessen Sitten, Gesetze und Helden er so sehr erhebt? Wie viele Menschen zwischen ihm und den Geschichtschreibern, welche diese Sachen aufgezeichnet haben (*)!

Wäre diese Sache weniger ernsthaft, und hätte ich weniger Achtung für Sie, so könnte mir diese Art zu schließen Gelegenheit geben, meine Leser etwas aufzuheitern; allein ich werde den Ton nicht vergessen, welcher sich zu einer so ernsthaften Sache schickt, noch die Achtung gegen Sie, aus den Augen setzen. Wenn auch meine Antwort ermüdend seyn sollte, so ist es mir genug, wenn ich beweise, daß Sie sich geirrt haben.

Geruhen Sie also zu bemerken, daß es der Ordnung aller menschlichen Dinge gemäß ist, daß Geschichten durch menschliche Zeugnisse bestätigt werden. Durch kein anderes Mittel kann dieses geschehen; ich kann nicht wissen, ob Sparta oder Rom jemals gewesen sind, als wenn gleichzeitige Schriftsteller mir es bekräftigen; und zwischen mir und

(*) Emil, 3ter Theil, p. 88.

und einem andern, welche lange vor mir gelebt, müssen nothwendiger weise Mittelspersonen seyn; warum aber müssen welche zwischen Gott und mir seyn, und warum so sehr entfernte, daß sie sogar noch der Hülfe anderer benöthigt sind? Ist es natürlich, daß Gott Mosen gewählt habe, um mit J. J. Rousseau zu sprechen?

Uebrigens ist niemand bey Strafe einer ewigen Verdammniß verbunden, zu glauben, daß Sparta jemals da gewesen; und keiner der daran zweifelt, wird von ewigen Flammen verzehrt werden. Jede Handlung, wovon wir nicht Augenzeugen sind, beruht für uns, nur auf moralischen Beweisen, und jeder moralische Beweis, ist mehr oder weniger Erläuterung fähig. Soll ich glauben, daß Gott mich ewig verdammen wird, deswegen, weil ich nicht unterscheiden konnte, wo ein solcher Beweis unumstößlich ist?

Wenn je in der Welt eine Geschichte bestätigt ist, so ist es die Geschichte der Vampirs. Nichts fehlt daran. Gerichtliche Akten, Zeugnisse der Wundärzte, Priester und Magistratspersonen. Der gerichtliche Beweis ist vollständig. Wer glaubt aber jetzund noch an die Vampirs? Werden diejenigen alle verdammt werden, so nicht daran geglaubt haben?

So

So sehr auch einige Wunder des Titus Livius, selbst dem unglaubigen Cicero bestätigt scheinen, so halte ich sie dennoch für Fabeln, und ich glaube nicht der einzige zu seyn. Meine Erfahrung, und die Erfahrung anderer Menschen, beweist hier mehr, als das Zeugniß einiger wenigen. Wenn Sparta und Rom in sich selbst Wunder waren, so waren sie dieses in moralischen Verstand; und so wie man sich irren würde, wenn man die Größe eines Lappländers zu vier Schuh hoch durchgängig bestimmen wollte, eben so würde man sich irren, wenn man unter uns die Größe der Seele, nach dem Maas des Körpers bestimmen wollte.

Sie werden sich zu erinnern belieben, daß ich fortfahre Ihre Gründe zu untersuchen, ohne diejenigen zu vertheidigen, welche Sie bestreiten. Nach dieser nöthigen Erinnerung, werde ich mir über ihre Art zu schliessen, noch eine Vermuthung erlauben.

Ein Bewohner der St. Jakobs-Straße käme zu dem Herrn Erzbischoff zu Paris, und hielt folgende Rede: „Mein Herr, ich weiß, daß Sie weder an „die Seeligkeit des heil. Johann von Paris, noch „an die Wunder glauben, welche Gott auf seinem „Grab, in Angesicht der zahlreichsten und gelehrte„sten Stadt Europens, hat geschehen lassen. Allein,

„ich

„ich glaube verpflichtet zu seyn, Ihnen anzuzeigen, „daß ich so eben diesen Heiligen an der Stelle, wo „seine Gebeine ruhen, habe auferstehen sehen.“

Der Mann aus der Jakobs-Straße wird noch die Erzählung aller dabey vorgefallenen Umstände hinzusetzen, welche den Zuschauer einer solchen Handlung zum Erstaunen bewegen können. Ich bin überzeugt, daß ehe Sie ihm Glauben beymessen, so werden Sie anfangen, diesen Mann wegen seinem Stand, seinen Meinungen, seines Beichtvaters u. s. w. zu befragen; und wenn Sie denn aus seinem Anstand und aus seinen Reden schließen können, daß es ein armer Handwerksmann sey, und er Ihnen keinen Beichtzettel vorweisen kann; so werden Sie leicht einsehen, daß er zu den Jansenisten gehört. „Ach! „werden Sie mit Lächeln zu ihm sagen: ihr seyd ein „Begeisterter und ihr habt den heil. Paris sehen „auferstehen? Dies ist eben nichts sonderbares; ihr „habt noch so viele andere Wunder gesehen?“

Nach meiner Vermuthung, wird er darauf bestehen; er wird sagen, daß er nicht der einzige sey, welcher das Wunder gesehen; daß zwey oder drey Personen bey ihm waren, welche das nemliche gesehen haben, und daß andere, welchen er es erzählen wollte, ihn versichert hätten, es auch gesehen zu haben. Hierauf werden Sie fragen, ob alle diese

Zeugen Jansenisten waren? „Ja, mein Herr, wird er sagen, „allein dies schadet nicht, es sind ih„rer viele, und Leute von guten Sitten, gesunder „Vernunft, und nicht zu verwerfen; der Beweis ist „klar und unsrer Aussage fehlt nichts mehr, um sie „noch mehr zu bekräftigen.

Andre weniger gelinde Bischöffe würden den Policeydiener herbeyrufen lassen, und ihm diesen guten Mann übergeben, damit er in dem Zuchthaus Gott für sein wunderbares Gesicht danken könnte. Sie aber, mein Herr, Sie sind menschlicher, allein nicht leichtgläubiger, und werden also, nach einer ernsthaften Vermahnung, ihm sagen: „Ich weis, „daß zwey oder drey rechtschaffne und vernünftige „Leute das Leben oder den Tod eines Menschen bestä„tigen können; allein ich weis nicht, wie viele dazu „gehören, um die Auferstehung eines Jansenisten „zu beweisen. Unterdessen, daß ich dieses erfahre, „so gehet hin und sucht euren schwachen Kopf zu „stärken. Ich spreche euch von dem Fasten los, „und hier habt ihr etwas um Fleisch zu kaufen.„

Dieses, mein Herr, würden Sie, und jeder andre vernünftige Mann, an Ihrer Stelle sagen. Hieraus schließe ich nun, daß nach Ihrer eignen, und jedes andern klugen Mannes Meinung, die moralischen Beweise, welche hinlänglich sind, um

Sachen

Sachen zu beweisen, welche mit der natürlichen Ordnung bestehen können, nicht hinreichen, um andre Sachen zu beweisen, welche nicht in dieser Ordnung und übernatürlich sind: Sie mögen nun selbst über die Richtigkeit Ihrer Vergleichung urtheilen.

Hier ist jedoch der triumphirende Schluß, welchen Sie gegen mich daraus ziehen. **Seine Zweifelsucht gründet sich also bloß auf den Vortheil, welchen er aus seinem Unglauben zieht**(*). Mein Herr, wenn ich jemals ein Bisthum von 100000 Livres Einkünften dadurch erhalte, so können Sie von dem Vortheil meines Unglaubens reden.

Ich fahre nun fort, Sie auszuschreiben, und werde mir bloß die Freyheit nehmen, die Stellen meines Buchs, welche Sie weglassen, einzuschalten.

„Man nehme an, fährt er weiter fort, daß „ein Mensch uns folgendermaßen anrede: Menschen, „ich verkündige euch den Willen des Höchsten; erkennet an meinen Worten denjenigen, welcher mich „sendet. Ich befehle die Sonne ihren Lauf zu ändern, ich schreibe den Sternen eine andre Ordnung „vor, den Bergen befehle ich zu Ebenen zu werden, „den Wellen sich zu erheben, und der Welt, eine „andere

(*) Befehl in 4. p. 12. in 12. p. 22.

„andere Form zu nehmen: Wer wird bey diesen „Wundern nicht den Höchsten erkennen?" Wer glaubte nicht m. g. B. daß derjenige, welcher so spricht, nur Wunder zu sehen verlangt, um ein Christ zu werden.

Noch mehr als dieses m. H.; ich brauche nicht einmal Wunder zu sehen, um ein Christ zu seyn.

Man höre nun, was er weiter sagt. „Es „bleibt also, sagt er, noch die wichtige Untersuchung „dieser Lehre übrig; denn, weil diejenigen, welche „behaupten, daß Gott Wunderwerke hienieden ver„richtet, zugeben, daß der Teufel sie oft nachahmt; „so sind wir bey den bestätigtsten Wundern dennoch „nicht weiter gekommen wie vorher, und weil die „Zauberer Pharaonis sich unterstunden, in Gegen„wart Mosis alle die Wunder zu verrichten, welche „Moses auf Befehl Gottes verrichtete, warum „konnten sie in seiner Abwesenheit nicht auch das „nemliche verrichten? Nachdem man also die Lehre „durch Wunder bewiesen, so muß man die Wun„der wieder durch die Lehre beweisen, denn sonst „könnte man das Werk Gottes für das Werk des „Teufels ansehen (*). Wie kann man also diese „Wider-

(*) Ich seh mich gezwungen, die Anmerkung mit dem Text zu vermischen, nach Art des Hrn. von Beau-

„Widersprüche heben? Dadurch, daß man zu der „Vernunft zurückkehrt und die Wunder verläßt. „Besser wäre es gewesen, wenn man sie nicht ange„nommen hätte.

Das heißt, man zeige mir Wunder, und ich werde daran glauben. Ja mein Herr, das heißt, man zeige mir Wunder, und ich werde an Wunder glauben. Das heißt, man zeige mir Wunder, und ich werde dennoch nicht daran glauben. Ja mein Herr, daß heißt, selbst nach dem Ausspruch Mosis (*), man zeige mir Wunder, und ich werde dennoch niemals eine unvernünftige Lehre annehmen, welche man durch sie unterstützen wollte. Ich will eher die Magie glauben, als die Stimmen Gottes in einer Lehre erkennen, welche wider die Vernunft streitet.

Ich habe gesagt, daß dieses sehr klar wäre, und daß man es nur durch übertriebene Spitzfündigkeiten verwirren könnte: dies war wieder eine Prophezeyung; hier ist nun die Erfüllung davon.

Wenn meine Lehre, als wahr, göttlich, und auf die Offenbarung gegründet, erkannt wor-

Beaumont. Der Leser kann beyde in dem Buch selbst nachlesen, im 3ten Theil p. 91. u. folg.

(*) Deuteronom. C. XIII.

worden, so kann man durch dieselbe die Wunder beurtheilen, d. h. man kann alsdenn jene vorgegebenen Wunder, welche von Betrügern hervorgebracht werden, um sie der wahren Lehre entgegen zusetzen, unterscheiden und verwerfen. Sobald man eine neue Lehre aufbringt, welche von Gott kommen soll, so dienen die Wunder zum Beweise d. h. derjenige, welcher sich für einen Gesandten Gottes ausgiebt, bekräftigt seine Sendung durch Wunder, welche zeugen, daß er von Gott kommt. Also sind Lehre und Wunder gegenseitige Beweise, deren man sich bedient, je nachdem es der Gesichtspunkt erfordert, in welchen man die Religion jedesmal betrachtet. Hier ist weder ein falscher Schluß noch ein Trugschluß, noch ein Cirkel (*).

Der Leser mag urtheilen. Ich will nicht ein Wort hinzusetzen. Ich habe öfters mit meinen Stellen geantwortet, allein hier will ich Ihnen, mit Ihrer eigenen Stelle antworten.

Wo bleibt also m. g. B. die philosophische Aufrichtigkeit, mit der sich dieser Schriftsteller schmückt?

(*) Befehl in 4. p. 13. in 12. p. 23.

Mein Herr, ich habe nie mit einer philosophischen Aufrichtigkeit geprahlt; denn ich kenne keine solche. Ich wage es beynahe nicht mehr, von der christlichen Aufrichtigkeit zu sprechen, seitdem die heutigen Scheinchristen es ungern sehen, daß man gewisse Einwürfe nicht unterdrückt, welche sie in Verlegenheit setzen. Allein was die reine und einfältige Aufrichtigkeit anlangt, so frage ich, ob man die meinige oder die Ihrige, hier am leichtesten finden kann?

Je weiter ich fortfahre, je wichtiger werden die Gegenstände. Ich will also fortfahren Sie auszuschreiben, denn bey solchen wichtigen Untersuchungen, möchte ich nicht gerne ein einziges von Ihrem Worten auslassen.

Man sollte glauben, daß nach den größten Bemühungen die menschlichen Beweise, welche die christliche Offenbarung unterstützen, umzustoßen, der Verfasser sie dennoch öffentlich verehrt.

Man würde sehr wahr urtheilen, weil ich jede Lehre für geoffenbaret halte, worinn ich den Geist Gottes erkenne. Man muß blos das Zweydeutige Ihrer Phrasis wegnehmen, denn wenn das Verbum verehrt sich auf die christliche Offenbarung, beziehet, so haben Sie Recht; allein es beziehet sich

auf

auf die menschlichen Beweise, und auf diese Art haben Sie Unrecht. Demohngeachtet werde ich mich Ihres Zeugnisses gegen diejenigen bedienen, welche behaupten, daß ich alle Offenbarung verwerfe; gerade als wenn man eine Lehre verwürfe, wenn man sie einigen unauflöslichen Schwierigkeiten unterworfen sieht; und gerade, als wenn man sie verwürfe, wenn man sie nicht auf das Zeugniß der Menschen annehmen will; und man vielleicht andre gleichwichtige Beweise hat, welche jene umstoßen? Sie sagen zwar bedingungsweise, man sollte glauben; allein man sollte glauben, bedeutet, man glaubt, sobald die Ursache um nicht zu glauben, nicht wichtig ist, wie man es gleich an der Ihrigen jetzt sehen wird. Ich will bey dem bejahenden Beweise anfangen.

Ich muß nun euch, meine geliebten Brüder, zu überzeugen und zugleich auch zu erbauen, die Stelle seines Buchs euch vor Augen legen. „Ich gestehe es, die Majestät der heiligen Schriften erregt mein Erstaunen, und die Heiligkeit des Evangeliums (*) durchdringt mein Herz.

 „Man

(*) Herr von Beaumont hat hier durch seine Nachläßigkeit im abschreiben, zwey Veränderungen in einer Zeile gemacht. Er hat gesagt die Majestät der

„Man lese die Schriften der Philosophen mit allem „ihren Pomp; wie klein sind sie gegen diese! Wie „ist es möglich, daß ein zugleich so einfältiges und „erhabenes Buch von Menschen geschrieben worden? „Wie kann derjenige, dessen Geschichte es enthält, „nur ein bloßer Mensch gewesen seyn? Ist dieses „der Ton eines Schwärmers oder eines Ehrgeizi„gen, welcher einen Anhang sucht? Welche Ge„lindigkeit, welche Reinigkeit in seinen Sitten! wel„che Anmuth in seinem Unterricht! welche Erhaben„heit in seiner Lehre! welche tiefe Weisheit in seinen „Reden! welche Gegenwart des Geistes, welche „Feinheit und welche Richtigkeit in seinen Antwor„ten! welche Beherrschung seiner Leidenschaften! „Wo ist der Mensch, wo ist der Weise, welcher so „leben, leiden und sterben kann, ohne Schwachheit, „ohne Prahlerey! (*) Als Plato seinen chimäri„schen

der heil. Schrift, statt Majestät der heiligen Schriften, und die Heiligkeit der Schrift, statt Heiligkeit des Evangeliums. Dies sind freylich keine Ketzereyen, welche er mir in Mund legt, allein es ist auch nichts gesagt.

(*) Ich fülle nach Gewohnheit die Lücken aus, welche Herr von Beaumont gelassen hat; nicht weil sie hier listigerweise ausgelassen worden, wie an andern Stellen, sondern weil der Mangel an Zusam-

„schen Gerechten schilderte, welcher aller Laster be„schuldigt, und alle Tugenden besaß, so mahlte er „Zug für Zug das Bild Christi. Die Aehnlichkeit „ist so auffallend, daß alle Kirchenväter sie bemerkt „haben, und daß man sich unmöglich darinn betrü„gen kann. Von Vorurtheilen muß derjenige nicht „eingenommen seyn, welcher es wagt, den Sohn „des Sophroniskus mit dem Sohn Mariä zu ver„gleichen? Welcher Abstand von einem zu dem an„dern? Sokrates starb ohne Schmerzen, ohne „Beschimpfung, und spielte die Rolle seines Lebens „ungestöhrt aus; und wenn er sein Leben nicht mit „diesem leichten Tod beschlossen hätte, so würde man „noch zweifeln, ob dieser große Sokrates nicht ein „bloßer Sophist war. Er erfand, sagt man, die „Moral. Andere hatten sie schon vor ihm ausge„übt; er sagte blos, was jene gethan hatten, und „brachte ihre Beyspiele in ein Lehrsystem.

„Aristides war gerecht, ehe Sokrates bestimmte, „was Gerechtigkeit ist. Leonidas starb für sein Va-

sammenhang und Verbindung die Stelle schwächt, sobald sie verfälscht ist; und auch weil meine Verfolger gerne und sorgfältig jede Stelle unterdrücken, wo ich etwas zum Besten der Religion sage; und es also gut ist, daß ich sie wieder einschalte, wenn die Gelegenheit sich giebt.

„terland, ehe Sokrates den Tod fürs Vaterland zur „Pflicht machte. Sparta war mäßig, ehe Sokra„tes die Mäßigkeit gebot; und ehe er bestimmte, „was Tugend ist, war Sparta schon voll tugend„hafter Männer. Allein wo nahm Christus jene er„habene und reine Moral unter den Seinigen her, „welche er lehrte und wovon er selbst das Beyspiel „gab? Die höchste Weisheit ließ sich in dem Schoos „der größten Schwärmerey hören, und die helden„mäßigste Tugend wandelte unter dem niedrigsten „aller Völker, der Tod des Sokrates, welcher ru„hig und sich mit seinen Freunden unterredend starb, „ist der ruhigste und sanfteste Tod, welchen man sich „denken kann; der Tod Christi, welcher gequält, „beschimpft, verspottet und von seinem Volke ver„flucht, starb, ist der schrecklichste, welchen man sich „vorstellen kann. Sokrates nimmt den Giftbecher, „welchen derjenige, welcher ihn überreicht, ihm wei„nend darbietet. Jesus bittet, mitten unter den „grausamsten Marten, für seine Peiniger. Ja, „wenn das Leben und der Tod des Sokrates von ei„nem Weisen zeugt, so zeugt das Leben und der Tod „Christi von einem Gott. Wollen wir behaupten, „daß die Geschichte des Evangeliums blos erdichtet „worden? Nein, so erdichtet man nicht leicht, und „die Handlungen des Sokrates, welche niemand be-

„zwei-

„zweifelt, sind weniger bewiesen, als die Thaten „Christi. Dies heißt, die Schwierigkeiten vermeh„ren, ohne sie zu heben. Es ist noch viel unbegreif„licher, daß viele einstimmig dieses Buch geschmie„det haben, als daß ein einziger es geschrieben hat. „Niemals hätten jüdische Schriftsteller diesen Ton „und diese Moral gelehrt, und das Evangelium „zeichnet sich durch so große und unnachahmliche „Wahrheiten aus, daß der Erfinder bald größer „wäre, als der Held selbst. (*)"

Es ist nicht leicht, m. g. B. das Evangelium mehr zu verehren. (**) Ich danke Ihnen, mein Herr, für dieses Geständniß, hierinnen begehen Sie eine Ungerechtigkeit weniger als andere. Wir kommen nun zu dem verneinenden Beweise, vermöge welchen Sie man sollte glauben, statt man glaubt, sagen.

Jedoch nimmt es der Verfasser nicht anders als auf menschliche Zeugnisse an. Sie irren, mein Herr, ich erkenne es vermöge des Evangeliums und der Erhabenheit, welche ich darinn finde, ohne daß man es mir beweist. Man darf mir nicht erst versichern, daß wir ein Evangelium

 haben,

(*) Emil 3ter Theil, S. 3. u. folg.
(**) Befehl in 4. p. 14. in 12. p. 25.

haben, denn ich kenne es. Immer bezeugen ihm Menschen dasjenige, was andere Menschen bezeugt haben. Gar nicht; man versichert mir nicht, daß das Evangelium da sey, denn ich sehe es selbst, und wenn die ganze Welt behauptete, daß es nicht da wäre, so glaubte ich gewiß, daß die ganze Welt lügt, oder sich irrt. Wie viele Menschen befinden sich zwischen Gott und ihm? Nicht einer; das Evangelium kann hier bestimmen, und dieses ist in meinen Händen. Auf welche Art ich es erhalten habe, und welcher Verfasser es auch geschrieben hat, so erkenne ich darinn den Geist Gottes: Dies ist so viel möglich unmittelbar; und zwischen diesem Zeugniß und mir giebt es weiter keine Menschen; und in welchem Sinn es einige geben könnte, als z. B. wegen dem historischen dieses Buchs, seinen Verfassern und der Zeit, worinn es geschrieben u. s. w. so gehört dieses zu den kritischen Untersuchungen, welche auf moralischen Beweisen beruhen. So ist die Antwort des Vikars.

Hier widerspricht er sich also offenbahr, und wird durch sein eigenes Geständniß beschämt. Ich lasse Ihnen die Freyheit, sich an meiner Verwirrung zu ergötzen. Durch welche sonderbare Verblendung, konnte er noch hinzusetzen: „Bey allem diesem ist das Evangelium voll

un-

„unglaublicher Sachen, voll Sachen, welche wider „die Vernunft streiten, und welche ein vernünftiger „Mensch weder begreiffen noch annehmen kann. „Was ist bey diesen Widersprüchen zu thun? Man „muß behutsam und bescheiden seyn; und dasjenige „im Stillschweigen (*) verehren, welches man weder „ver=

(*) Man muß den Menschen erst die Ursachen angeben, warum sie sich diesen stillschweigenden Verehrern unterwerfen sollen. Diejenigen, so diese Ursachen kennen, können sie sagen, andre aber, welche tadeln und sie dennoch nicht sagen, sollten schweigen. Jeder Mensch hat die Freyheit, dem Publiko seine Meinung frey und ohne Furcht herauszusagen; es ist sogar eine Pflicht, sobald es nützliche Sachen betrift; allein einen einzelnen ist es nicht leicht erlaubt, den andern öffentlich zu tadeln: dies heißt, sich zuviel Tugend, Geschicklichkeit und Wissenschaft anmaßen. Ich habe es daher nie gewagt, jemand zu tadeln, oder zu widerlegen. Ich habe meinen Zeitgenossen viele unangenehme Wahrheiten gesagt, allein keinem einzelnen Menschen, und wenn ich manchmal diese oder jene Schrift genannt habe, so habe ich von den lebenden Verfassern immer mit aller möglichen Ehrerbietung gesprochen. Man sieht, wie sie gegen mir handeln. Mich dünkt, daß alle diese Herren, welche mir die Demuth mit so vielem Stolz lehren wollen, es für leichter halten, Lehren zu geben, als sie selbst zu befolgen.

„verwerfen, noch begreifen kann; und sich vor dem „großen Wesen demüthigen, welches allein die „Wahrheit kennt. Dieses ist der unwillkührliche „Zweifel in dem ich stehe." Allein, m. g. B. kann denn die Zweifelsucht unwillkührlich seyn, wenn man sich weigert, die Lehre eines Buchs anzunehmen, welches nicht von Menschen kann erfunden seyn? Wenn dieses Buch sich durch so große und unnachahmliche Wahrheiten auszeichnet, daß der Erfinder bald größer wäre, als der Held selbst? Hier kann man wohl sagen, daß die Gottlosigkeit sich selbst bestraft. (*)

Mein Herr, Sie beschuldigen mich ohne Ursache der Gottlosigkeit. Sie legen mir oft Lügen zur Last und beweisen mir keine. Ich befolge mit Ihnen den entgegengesetzten Grundsatz, und habe oft Gelegenheit es zu thun.

Die Zweifelsucht des Vikars ist unwillkührlich aus eben der Ursache, woraus Sie beweisen wollen, daß sie es nicht sey. Die schwachen Beweise, womit man das Evangelium unterstützen will, würden ihn aus oben angeführten Gründen bewegen, es zu verwerfen, wenn die Göttlichkeit der Moral und

der

(*) Befehl in 4. p. 14. in 12. p. 26.

der Lehre, welche in diesem Buch enthalten sind, ihm nicht dasjenige ersetzte, was ihm an gründlichen menschlichen Beweisen abgeht. Er nimmt also dieses heilige Buch mit allen den wunderbaren Sachen an, welche es enthält, und die er begreifen kann; was die unglaublichen Sachen betrifft, welche er darinnen findet, welche wider seine Vernunft streiten, und welche ein vernünftiger Mensch weder begreifen, noch annehmen kann, so verehrt er sie in Stillschweigen, ohne sie zu begreifen und ohne sie zu verwerfen, und demüthigt sich vor dem großen Wesen, welches allein die Wahrheit kennt. Dieses ist seine Zweifelsucht; und sie ist unwillkührlich, weil sie von beyden Seiten auf unumstößlichen Beweisen beruht, wodurch die Vernunft gezwungen wird, ihr Urtheil zurückzuhalten. Diese Zweifel wird auch jeder vernünftige und aufrichtige Christ haben, welcher von den heimlichen Dingen nichts wissen will, als was er begreifen kann, was sein Wohl befördert, und welcher mit dem Apostel alle unnütze Fragen verwirft, welche ohne Frucht sind, und nur Streit nach sich ziehen. (*)

Sie

(*) Timoth. C. II. v. 23.

Sie beschuldigen mich erstlich, daß ich die Offenbarung verwerfe, und mich blos an die natürliche Religion halte, und ich habe niemals die Offenbarung verworfen. Nachher beschuldigen sie mich, daß ich die natürliche Religion nicht einmal annehmen, oder sie wenigstens nicht für nöthig halte; und folgende Stelle, welche Sie anführen, ist Ihr einziger Beweis. „Wenn ich irre, „so geschieht dieses mit Aufrichtigkeit. Und diese „kann mich davor schützen, daß mir mein Irrthum „nicht zum Verbrechen gemacht wird. Wenn Sie „sich eben so verirrten, so wäre dieses kein so großes „Uebel." Das heißt, fahren Sie fort, es ist genug, wenn man sich überredet, daß man die Wahrheit besitzt; und diese Ueberzeugung, wenn sie auch mit den gröbsten Irrthümern vermengt wäre, kann niemand zur Last gelegt werden; ferner man müsse denjenigen immer für einen weisen und frommen Mann halten, welcher selbst die Irrthümer des Atheismus annimmt, und dabey sagt, er sey aufrichtig. Heißt denn dieses nicht allem Aberglauben, allen Schwärmereyen und allen Misgeburten des menschlichen Geistes freyen Zutritt verstatten?

Sie

Sie mein Herr, können nicht mit dem Vikar sagen; wenn ich irre, so geschieht es mit Aufrichtigkeit: denn gewiß geschieht es mit Vorsatz, daß Sie anders denken, und es dem Leser überreden wollen; dieses will ich ohne Widerrede beweisen, und verbinde mich vorher dazu, damit Sie desto aufmerksamer darauf sind.

Das Glaubensbekenntniß des Vikars, ist in zwey Theile abgetheilt. Der erste Theil, als der größte, wichtigste, und welcher die erhabensten und neusten Wahrheiten enthält, ist dazu bestimmt, den neueren Materialismus zu bestreiten, und die Existenz Gottes und die natürliche Religion so stark zu vertheidigen, als es nur in den Kräften des Verfassers steht. Von diesem Theil, sprechen Sie und Ihre Priester nicht; weil er ihnen sehr gleichgültig ist, und weil sie im Grunde an der Sache Gottes keinen Antheil nehmen, sobald nur die Sache der Priester gesichert ist.

Der zweyte Theil, welcher ungleich kürzer, weniger regelmäßig, und weniger gründlich ist, enthält Zweifel und Schwierigkeiten, über die Offenbarungen überhaupt, und spricht aber der unsrigen ihre Gewißheit, in Rücksicht ihrer Reinigkeit, der Heiligkeit ihrer Lehre, und der erhabenen Weisheit ihres Verfassers nicht ab. Der Zweck dieses zweyten

ten Theils ist, einen jeden in seiner Religion behutsamer zu machen, damit man andre nicht so leicht eines Mangels an Aufrichtigkeit beschuldige, und zu zeigen, daß die Beweise von beyden Seiten nicht für alle so überzeugend sind, daß man diejenigen, welche nicht so helle sehen wie wir, für strafbar halten könne. Dieser zweyte Theil ist mit aller geziemenden Bescheidenheit und Ehrerbietung geschrieben, und hat auch allein Ihre und des Parlaments Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Um mich zu widerlegen, bedienten Sie sich blos der Beschimpfungen und der Drohungen. Sie sahen das Uebel darinn, daß man an dem zweifelt, was zweifelhaft ist; und sahen nicht das Gute, in den Beweisen dessen was wahr ist.

Dieser erste Theil, welcher das wesentliche der Religion enthält, ist bestimmend und dogmatisch. Der Verfasser zweifelt nicht, er ist nicht unentschlossen. Sein Gewissen und seine Vernunft bestimmen ihn völlig. Er glaubt, er bejahet, er ist völlig überzeugt.

In dem andern Theil hingegen, fängt er an zu erklären, daß die künftige Untersuchung sehr von der vorigen verschieden sey; daß alles zweifelhaft, geheimnißvoll und dunkel sey; daß man sie mit Ungewißheit und Mistrauen un-

untersuchen müsse; daß man seine Gründe nach der Vernunft prüfen soll; daß er selbst nicht wisse, ob er in dem Irrthum ist; und daß alle seine Behauptungen nur Gelegenheit zu Zweifeln geben sollen (*). Er bringt also seine Einwürfe und seine Zweifel vor. Er giebt auch große Ursachen an, welche ihn bewegen zu glauben; und aus allen diesen Untersuchungen entspringt die Gewißheit der wesentlichen Lehre, und ein ehrerbietiges Zweifeln über das übrige. Zu Ende dieses zweyten Theils erinnert er noch einmal, daß man bey dem was er sagt, vorsichtig seyn müsse. Wäre ich meiner Sache gewisser, sagt er, so hätte ich einen bestimmenden und dogmatischen Ton angenommen; allein ich bin unwissend, und dem Irrthum unterworfen: was sollte ich also thun? Ich habe mein Herz gegen Sie ausgeschüttet; das was ich für gewiß hielt, sagte ich Ihnen für gewiß: und meine Zweifel gab ich Ihnen als Zweifel, meine Meynungen als Meynungen; ich habe Ihnen meine Ursachen gesagt, welche mich zweifeln, und auch diejenigen, welche mich glau-

(*) Emil, 3ter Theil p. 81.

glauben machen. Sie mögen also selbst urtheilen (*).

Wenn also der Verfasser in der nemlichen Schrift sagt: wenn ich irre, so geschiehet dieses mit Aufrichtigkeit; und dies schützt mich, daß man mir meinen Irrthum nicht zum Verbrechen machen kann; so frage ich jeden vernünftigen und aufrichtigen Leser, auf welchen Theil diese Vermuthung von Irrthum fallen kann; auf denjenigen, wo der Verfasser alles annimmt, oder auf den andern, wo er zweifelt? Ob diese Vermuthung von einer Furcht an Gott zu glauben, oder von Zweifeln über die Offenbarung zeugt? Sie haben ohne allen Grund das erste gewählt, blos in der Absicht, mir es zum Verbrechen zu machen; und ich fodre Sie auf einen andern Bewegungsgrund anzugeben. Mein Herr, wo bleibt denn, ich will nicht sagen die Billigkeit und die geistliche Liebe, sondern blos die gesunde Vernunft und die Menschlichkeit?

Wenn Sie auch wegen der Furcht des Vikars in Zweifel waren, so hätte Ihnen der Text selbst wider Ihren Willen, die Augen geöfnet. Dann wenn er sagt: und dies schützt mich, daß man

(*) Emil, 3ter Theil, p. 119.

man mir meinen Irrthum nicht zum Verbrechen machen kann, so erkennet er, daß ein solcher Irrthum ein Verbrechen seyn könnte, und daß er dieses Verbrechens könnte beschuldigt werden, wenn er nicht aufrichtig zu Werke geht: wenn es aber auch gar keinen Gott nicht gäbe, wäre es denn ein Verbrechen, einen zu glauben? Und wäre es ein Verbrechen, wer kann mich dessen beschuldigen? Die Furcht zu irren, geht also nicht auf die natürliche Religion, und die Rede des Vikars wäre, in dem Sinn worinn Sie dieselbe betrachten, ein wahres Gewäsche Man kann also aus meiner Stelle unmöglich folgern, daß ich die natürliche Religion nicht annehme, oder daß ich deren Nothwendigkeit nicht erkenne; man kann ferner nicht folgern, daß man allzeit soll, dies sind Ihre eignen Worte, denjenigen, als einen weisen und frommen Menschen betrachten, welcher die Irrthümer des Atheismus annimmt, und dabey aufrichtig ist; es ist beynah unmöglich, daß Sie selbst diese Folgerung für richtig halten können. Wenn dieses nicht bewiesen ist, so ist nichts bewiesen, oder ich müßte meiner Sinnen nicht mehr mächtig seyn.

Um zu zeigen, daß man unter dem Vorwand einer göttlichen Sendung, keine Ungereimtheiten vorbringen darf, so bringt der Vikar einen Inspirirten, welchen sie belieben einen Christen zu nennen, und einen Denker, welchen Sie einen Ungläubigen nennen, zusammen; und läßt jeden nach seiner Art reden, welche Art er selbst aber mißbilligt, und die gewiß weder die seinige, noch die meinige ist. (*) Sie beschuldigen mich hier-

(*) Emil 3ter Th. p. 94.

auf eines Mangels an Redlichkeit (*), und wollen dieses blos durch die ungereimte Art zu schließen, des erstern beweisen. Ist aber sein Urtheil ungereimt, woran erkennen Sie ihn denn für einen Christen? und wenn der Denker blos Ungereimtheiten widerlegt, woher kann man ihn denn des Unglaubens beschuldigen? Folgt denn aus den Ungereimtheiten des Inspirirten, daß er ein Katholik sey, und weil ein andrer sie widerlegt, daß er ein Irrgläubiger sey? Sie hätten wohl gethan, mein Herr, wenn Sie sich an einer so bittern und ungereimten Sprache nicht selbst erkennt hätten; denn sie hatten Ihren Befehl gegen mich noch nicht gegeben.

Wenn die Vernunft und die Offenbarung, einander gerade entgegen wären, so folgt daraus, sagen Sie, das Gott mit sich selbst in Widerspruch stünde (**). Gewiß ein sehr großes Bekenntniß, welches Sie hier ablegen; denn es ist gewiß daß Gott sich nicht widerspricht. O Ihr Gottlosen, ihr sagt das die Lehren, welche wir als geoffenbaret annehmen, die ewigen Wahrheiten bestreiten: allein es ist nicht genug dieses blos zu sagen. Ich gebe es zu; man sollte freylich mehr thun.

Ich weis gewiß, daß Sie zum Voraus vermuthet haben, was ich nun sagen werde. Man siehet Sie über den Artikel der Geheimnisse, wie über glühende Kohlen wegschlüpfen; kaum wagen Sie es den Fuß aufzusetzen. Ich bin jedoch ge-

(*) Befehl in 4. p. 15. in 12. p. 28.
(**) Befehl in 4. p. 15. 16. in 12. p. 28.

gezwungen, Sie in dieser schmerzhaften Stellung, einen Augenblick aufzuhalten. Ich werde so bescheiden seyn, diesen Augenblick so viel möglich zu verkürzen.

Sie geben doch wohl zu, denk ich, daß es eine der größten Grund-Wahrheiten der Vernunft ist; daß der Theil kleiner sey als das Ganze; der Inspirirte behauptet das Gegentheil, und Sie beschuldigen ihn der Ungereimtheit. Allein, nach Ihrer Lehre von der Transsubstantiation, als Christus mit seinen Schülern das letzte Mahl einnahm, und er das Brod brach und jeden davon gab, so mußte er nothwendigerweise seinen Körper in seiner Hand halten, und wenn er selbst davon gegessen, wie er es denn thun konnte, so steckte er seinen Kopf in seinen Mund.

Hier ist also ganz deutlich und unwidersprechlich, der Theil größer als das Ganze, und das Enthaltende geringer als das Enthaltene. Was sagen Sie dazu mein Herr? Nur der Herr von Causans, kann Sie aus dieser Verlegenheit ziehen.

Ich weiß wohl daß Sie sich noch mit dem heil. Augustin retten können; allein es ist eben das. Nachdem er viel unverständliches über die Dreyeinigkeit gesagt, so giebt er selbst zu, daß man es nicht begreifen könne; allein, sagt dieser Kirchenvater ausdrücklich, man streitet nicht um etwas zu sagen, sondern blos um nicht ganz still zu schweigen (*)

 Alles

(*) Dictum est tamen tres personae, non ut aliquid diceretur sed ne taceretur. Aug. d. Trinit. L. V. C. 9.

Alles wohl überlegt, so finde ich, daß es besser wäre, sie beobachteten über diesen Artikel, und über viele andere, das nemliche, was Sie gegen den Herrn von Montazet beobachtet haben, und zwar aus eben den Gründen.

Die Unredlichkeit des Verfassers des Emil, offenbart sich noch mehr in der Sprache, welche er einem sogenannten Katholiken in dem Mund legt (*). „Unsre Katholiken, läßt er „ihn sagen, suchen das Ansehen ihrer Kirche so „sehr zu erhöhen: allein was gewinnen sie da„durch wenn sie eben so viele Beweise nöthig ha„ben, um dieses Ansehen zu gründen, als andre „Sekten, um ihre Lehre empor zu bringen? Die „Kirche sagt, daß die Kirche die Gewalt hat zu „bestimmen. Ist dies nicht ein großer Beweis?„ Wer solte, m. g. B. nach den Worten dieses Betrügers nicht glauben, daß das Ansehen der Kirche blos auf ihren Bestimmungen beruht, und daß sie also schliesse; ich sage daß ich unfehlbar bin, also bin ich unfehlbar? Eine verläumderische Beschuldigung m. g. B. dieses mein Herr, versichern sie alles: Wir wollen nur die Beweise davon untersuchen. Wollten Sie aber unterdessen behaupten, daß die Katholischen Theologen, das Ansehen der Kirche, niemals durch das Ansehen der Kirche bewiesen haben, ut in se virtualiter reflexam? Wenn sie es gethan haben, so bin ich also kein Verläumder.

Die

(*) Befehl in 4. p. 15. in 12. p. 26.

Die Beschaffenheit des Christenthums, der Geist des Evangeliums, der Irrthum und selbst die Schwachheit des menschlichen Geistes, beweisen, daß die von Christo gestiftete Kirche unfehlbar sey (*). Mein Herr, Sie bringen hier blos Worte vor, welche uns aber nicht überzeugen: leere Reden, beweisen nichts, und alles dieses wodurch man zu überzeugen sucht, überzeugt nicht. Wir wollen also zu dem Hauptbeweis kommen: hier ist er.

Wir behaupten also, daß weil dieser göttliche Gesetzgeber immer die Wahrheit gelehrt, so lehrt sie die Kirche auch beständig (**).

Allein, wer sind Sie? Sie der uns dieses zum Beweis giebt? Sie sind gewiß die Kirche selbst, oder ihre Vorsteher? Nach Ihrer Art zu schliessen, scheint es, als wenn sie sich stark auf den Beystand des heiligen Geistes verliessen. Was sagen Sie also, und was sagt der Betrüger? Um Vergebung, überlegen Sie es selbst, denn ich wage es nicht weiter zu gehen. —

Ich muß jedoch anmerken, daß die ganze Stärke des Einwurfs, welchen Sie so schön bestreiten, in der Phrasis besteht, welche Sie am Ende der Stelle sorgfältig ausgelassen haben. Verlaßt eure Gesetze, und nehmt die unsrigen an (***).

Wir wollen nun sehen, wie der Vikar urtheilt. Um unter zweyen Religionen zu wählen,

 muß

(*) Befehl in 4. p. 15. in 12. p. 26.
(**) Befehl in 4. p. 15. in 12. p. 26.
(***) Emil, 3ter Theil p. 102.

muß man, sagt er, entweder die Beweise einer jeden verstehen und sie mit einander vergleichen; oder sich auf das Ansehen derjenigen verlassen, welche sie lehren. Zu ersterm, werden solche Kenntnisse erfordert, welche wenig Menschen zu erlangen im Stande sind, und das zweyte berechtigt einen jeden in seiner eigenen Religion zu verharren. Er führt die katholische Kirche zum Beyspiel an, wo das Ansehen der Kirche alles gilt, und gründet hierauf seine Meinung. Entweder giebt sich die Kirche selbst dieses Ansehen, und sagt: ich sage, daß ich ohnfehlbar bin, also bin ich unfehlbar: und alsdenn macht sie einen Trugschluß; oder sie sagt, daß sie dieses Ansehen von Gott erhalten; und alsdenn hat sie eben so viel Beweise nöthig, um dieses zu beweisen, als andre Sekten brauchen, um ihre Lehre zu gründen. Man gewinnt also auch in Ansehung des Unterrichts nichts; denn der Pöbel kann eben so wenig die Beweise für das Ansehen der katholischen Kirche, als die Wahrheit der protestantischen Lehre untersuchen. Wie kann er sich also vernünftiger Weise bestimmen, anders als durch das Ansehen derjenigen, welche ihn unterrichten? allein dies thut der Türke auch. Warum ist denn der Türke strafbarer als wir? Sehen Sie mein Herr, dies ist der Schluß, welchen Sie nicht beantwortet haben, und welcher auch schwerlich zu beantworten ist (*). Ihre Bischöff-

(*) Dieses ist einer von den fürchterlichen Einwürfen, welchen meine Gegner sich sehr hüten zu bestreiten. Es ist nichts bequemer, als durch Schimpfen und andächtige Seufzer zu antworten; man schlüpf damit

schöpfliche Freyheit, zieht sich aus dieser Verlegenheit, indem sie den Verfasser der Unredlichkeit beschuldigen.

Dem Himmel sey Dank, ich habe endlich dieses beschwerliche Geschäft vollbracht! Ich bin Ihren Gründen, Anführungen und Urtheilen, Schritt vor Schritt gefolgt, und ich habe gezeigt, daß jedesmal so Sie mein Buch angegriffen, so haben Sie auch jedesmal Unrecht gehabt. Der einzige Artickel über die Regierung ist noch übrig, und diesen, will ich Ihnen erlassen; denn ich bin gewiß überzeugt, daß, wenn Sie denjenigen, welcher das allgemeine Elend beklagt, und es selbst fühlt, beschuldigen, daß er die Quellen der allgemeinen Glückseeligkeit vergifte; so weis jeder Leser, was von einer solchen Beschuldigung zu halten sey. Wenn die Schrift von dem gesellschaftlichen Vertrag, noch nicht geschrieben wäre, und ich die großen Wahrheiten, die ich darinn vorbringe, noch einmal beweisen sollte; so könnten

mit sehr leicht über alle Schwierigkeit weg. Auch muß man gestehen, daß die Theologen bey einem Streit unter sich selbst, viele Hülfsmittel haben, welche sie gegen Unwissende nicht gebrauchen können, und denen sie so gut sie können, nachhelfen müssen. Sie bestreiten einander wechselseitig mit willkührlichen Sätzen, welche man nicht verwerfen darf, weil man selbst nichts besseres zu sagen weiß. So ist die Lehre von einem angebohrnen Glauben, welchen sie Gott zwingen, von den Vätern auf die Kinder forterben zu lassen. Allein diesen Kram brauchen sie nur gegen sich selbst; wenn sie sich dessen gegen uns Layen bedienten, so befürchten sie, ausgelacht zu werden.

die Komplimente, welche Sie dem Regenten machen, schön zu einem Beweis dienen, und mein Schicksal wäre noch der auffallendste davon. Ich habe hierüber nichts mehr zu sagen; mein Beyspiel spricht von sich selbst, und der Vortheil eines einzelnen Menschen soll nicht nützliche Wahrheiten umstossen. Ich überlasse der Nachwelt Ihren Verhaftbefehl gegen meine Person, und mein durch den Scharfrichter verbranntes Buch, zu meiner Rechtfertigung, meine Meinungen sind mehr durch mein Unglück als durch meine Schriften bewiesen.

Ich habe nun alles beantwortet, was Sie gegen mein Buch gesagt haben. Ich habe nicht einen Ihrer Sätze, ununtersucht vorbey gelassen; ich habe gezeigt, daß Sie keinmal Recht haben, und ich fürchte nicht, daß man meine Gründe umstossen kann; sie sind über alle Einwürfe, welche die Vernunft vorbringen kann, erhaben.

Wenn ich aber auch zuweilen Unrecht hätte, wenn ich auch immer Unrecht gehabt hätte; welche Nachsicht verdient nicht ein Buch, wo selbst aus den Irrthümern, und dem Uebel, welches darinn enthalten seyn kann, die aufrichtigste Liebe zum Guten, und der stärkste Eifer für die Wahrheit, hervorleuchtet? Ein Buch dessen Verfasser nichts bestimmt, nichts behauptet, und die Leser öfters warnt, seinen Gründen nicht zutrauen, seine Beweise zu untersuchen, und sie nach dem Maasstab der Vernunft zu beurtheilen? Ein Buch, welches nichts als Einigkeit, Sanftmuth, Geduld, Ordnung und Gehorsam gegen die Gesetze, und die Religion predigt? Ein Buch endlich, worinn

die

die Sache der Gottheit so sehr vertheidigt, die Nützlichkeit der Religion so stark bewiesen, die Sitten geschätzt, dem Laster seinen Stachel benommen, wo die Bosheit so schlecht, und die Tugend so liebenswürdig abgemahlt ist? Und, wenn auch dies Buch gar nichts wahres enthielt, so sollte man die Träumereyen des Verfassers, als die sanfteste Schwärmerey schätzen, welche eine menschliche Seele hegen kann. Ja, ich wage es zu sagen: wäre Europa ein einziger Staat, dessen Absichten nützlich und vernünftig wären, so hätte er dem Verfasser des Emil die größte Ehre erwiesen; und ihm eine Statue errichtet. Ich kannte die Menschen zu gut, um auf Erkenntlichkeit zu zählen; ich kannte sie aber noch zu wenig, um ihnen dasjenige zu zutrauen was sie gethan haben.

Nachdem ich also bewiesen, daß Sie in Ihrer Kritik falsch geurtheilt haben; so bleibt mir noch übrig zu beweisen, daß Sie mich durch Ihre Beschuldigungen verläumdet haben: da Sie mich aber blos in Rücksicht des Uebels, welches Sie in meinem Buch zu finden glauben, beschimpfen, so fallen diese Beschimpfungen zurück, sobald ich beweise, daß nicht ich, sondern Sie Unrecht haben. Sie belegen mein Buch, mit dem schimpflichsten Namen, und ich selbst bin ein abscheulicher verwegner Mensch, ein Gottloser, und ein Betrüger. Christliche Liebe! wie fremd klingst du in dem Munde der Diener Christi!

Sie wagen es mich der Gotteslästerung zu beschuldigen, allein was thun Sie denn, wenn Sie die Apostel zu Mitschuldigen aller der Beleidigungen machen, welche Sie gegen mich ausstossen? Nach Ihren Worten sollte man glauben,

daß

daß Paulus mir die Ehre erwiesen, an mich zu denken, und mich als den künftigen Antechrist vorhergesaget hätte. Und wie hat er dieses vorher gesagt? hier ist die Stelle. Es ist der Anfang Ihres Befehls.

St. Paulus, m. g. B. hat es uns vorhergesagt, daß böse Tage kommen werden, wo Leute, welche in sich selbst verliebt, stolz, hoffärtig, gotteslästerlich, verläumderisch, gottlos, und mehr die sinnlichen Lüste, als Gott liebend aufstehen werden; Menschen von verkehrten Sinn und Glauben (*).

Ich zweifle gar nicht, daß diese Weissagung Pauli nicht schon erfüllt sey; wenn er aber im Gegentheil vorher gesagt hätte, daß eine Zeit würde kommen, wo es keine solche Menschen geben wird, so würde ich, ich gestehe es, mich weit mehr über die Weissagung gewundert haben, am mehresten aber, über deren Erfüllung.

Nach dieser wohlangebrachten Prophezeyung, bemühen Sie sich ein Gemählde von mir zu machen, welches dem Bischöflichen Ernst wohl ansteht, und worinn ich mich als eine sehr artige Person erkenne. Diese Stelle Ihres Befehls schien mir die beste unter allen. Man kann nicht leicht eine schönere Satyre machen, noch einen Menschen mit mehrerem Witz entehren. Aus dem Schoos des Irrthums, (es ist wahr, ich habe meine Jugend in Ihrer Kirche zugebracht) erhob sich (nicht sehr hoch) ein Mensch mit der Sprache der Philosophie bewafnet, (wie kann ich eine Sprache annehmen, die ich nicht verstehe?) wel-

(*) Befehl in 4. p. 4. in 12. p. 17.

welche im Grunde aber kein wahrer Philosoph war. (Zugegeben; ich mache keinen Anspruch auf diesen Titel, auf welchen ich kein Recht habe, und den ich gewiß nicht aus Bescheidenheit ausschlage.) ein Mann von vielen Kenntnissen; (Ich lernte eine Menge Sachen vergessen, welche ich zu wissen glaubte.) welche ihn aber nicht aufgeklärt, (ich habe dadurch gelernt, daß ich mir es nicht überrede) sondern den Geist der andern verfinstert haben: (die Finsterniß der Unwissenheit ist besser als das falsche Licht des Irrthums.) ein Mann von sonderbaren Meinungen und Aufführung; (verliert man etwas dadurch, wenn man nicht mit dem gemeinen Haufen denkt und handelt?) welche einfache Sitten, mit stolzen Gedanken. (einfache Sitten erheben die Seele; was den Stolz meiner Gedanken betrift, so verstehe ich dies nicht.) und den Eifer für die alten Grundsätze, mit dem Bestreben, neue aufzubringen verbindet, (nichts ist neuer für uns, als alte Grundsätze; es ist hier nichts zugesetzt, und es ist in mir kein Bestreben dazu.) Die Stille der Einsamkeit, mit dem Verlangen von aller Welt gekannt zu seyn: (Mein Herr, Sie machen es hier wie die Romanschreiber, welche alles errathen, was ihr Held in seinen Zimmer gedacht und gesagt hat. Wenn ich dieses Verlangen gehabt hätte, so erklären Sie mir doch, warum ich so spät angefangen, und warum ich ihm nicht eher Genüge geleistet?) Er verachtet die Wissenschaften, und beschäftigt sich doch immer damit. (Das beweist, daß ich Ihre Gelehrten nicht nachahme, und daß die Wahrheit der gröste Zweck

mei-

meiner Schriften ist.) Rühmt die Vortreflichkeit des Evangeliums, (immer und mit dem grösten Eifer.) dessen Lehren er jedoch sucht umzustossen; (Nein, ich predigte die christliche Liebe, welche die Priester ausgerottet haben.) er schildert die Tugend als liebenswürdig, und sucht sie in den Herzen seiner Leser zu ersticken. (Edle Seelen; ist es wahr, daß ich die Liebe zur Tugend in euch ersticke?)

Er hat sich zum Lehrer des menschlichen Geschlechts aufgeworfen, um es zu hintergehen, zum öffentlichen Redner, um jedermann zu betrügen, zu dem Orakel unsrer Zeiten, um uns zu verderben. (Ich habe es oben gezeigt, in wie fern sie alles dieses bewiesen haben.) In einem Werk, über die Ungleichheit der Stände. (Warum der Stände? dies war weder mein Gegenstand, noch mein Titel) setzt er den Menschen zu den Thieren herunter; (welcher von uns beyden erhöht oder erniedrigt ihn, der, so ihn zu den Thieren herunter setzt, oder der, so ihn lasterhaft macht?) In einer neuern Schrift predigt er die Wollust: (Könnt ich doch die Wollust an die Stelle der schrecklichsten Ausschweifungen setzen! Allein beruhigen Sie sich, mein Herr! ihre Priester brauchen meine Heloise nicht, sie haben dafür die Aloisia.) In dieser Schrift nun, fängt er von der frühsten Jugend an, den Unglauben zu lehren. Diese Beschuldigung ist schon beantwortet.

Sie nennen mich einen Betrüger! Und warum? Nach Ihrer Denkungsart, kann ich irren; wo ist aber der Betrug? Denken und irren, heißt das hintergehen? Ein Sophist selbst, welcher an-

dere,

dere, nicht aber sich selbst hintergehet, ist noch kein Betrüger, so lange er nach der Vernunft urtheilt, ob er sie gleich misbraucht. Ein Betrüger will haben daß man seinen Worten und seinem Ansehn glauben soll. Ein Betrüger ist ein Schurke, welcher andere zu seinem Vortheile hintergehen will, und welchen Nutzen habe ich denn von dieser Sache? Nach dem Ulpian, sind diejenigen Betrüger zu nennen, welche wahrsagen, bannen und beschwören können: von allem diesem kann ich nichts.

Wie ihr doch immer nach Belieben schwazt, ihr Leute von Stande! da ihr keine andre als eure eigene Rechte, und keine andere Gesetze, als die ihr selbst vorschreibt erkennt, so seyd ihr weit entfernt gerecht zu seyn, nach eurer Meynung nicht einmal verbunden, menschlich zu seyn. Ihr unterdrückt stolz den Schwachen, ohne von eurem Ungerechtigkeiten jemand Rechenschaft zu geben: Beschimpfungen kosten euch eben so wenig, als Gewaltsamkeiten; und sobald es euer Vortheil oder eine Staats-Maxime erfordert, so sind wir wie der Staub unter euren Füssen. Einige nehmen in Verhaft und verbrennen, andre beschimpfen und entehren, ohne Recht, ohne Ursache, ohne Spott, ja selbst ohne Zorn, blos allein weil es ihnen so bequemer ist, und der Unglückliche sich ihnen im Weg befindet. Wenn ihr uns unschuldiger Weise beschimpft, so dörfen wir uns nicht einmal beklagen, und wenn wir unsere Unschuld und euer Unrecht beweisen, so beschuldigt man uns eines Mangels an Achtung.

Mein Herr, Sie haben mich öffentlich beschimpft: ich habe nur bewiesen, daß Sie mich Verläum-

läumdet haben.' Wären Sie eine Privatperson, wie ich, und daß ich Sie vor einen billigen Richterstuhl fordern könnte, und wir beyde erschienen, ich mit meinem Buch, und Sie mit Ihrem Befehl; so würden Sie gewiß Unrecht behalten, und verurtheilt werden, mir eine eben so öffentliche Ehrenerklärung zu thun, als die Beschimpfung war. Allein der Rang den Sie bekleiden, überhebt Sie der Mühe gerecht zu seyn, und ich bin nichts.

Unterdessen werden Sie, als ein Bekenner des Evangeliums, und Prälat um andern ihre Pflichten zu lehren, auch die ihrige in diesem Falle wissen. Ich habe die meinige beobachtet, habe nichts mehr zu sagen und schweige.

Empfangen Sie mein Herr, meine tiefste Ehrfurcht.

Motiers,

den 18. November 1762.

J. J. Rousseau.

Ende des ersten Bandes.

LB Coburg

3. 6. 76
2. 9. 76

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

Johann Jakob Rousseau's, Bürgers zu Genf, Philosophische Werke aus dem Französischen übersezt

Bd.: 1

1779

Coburg, Landesbibliothek -- B II 6/39
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916079-1